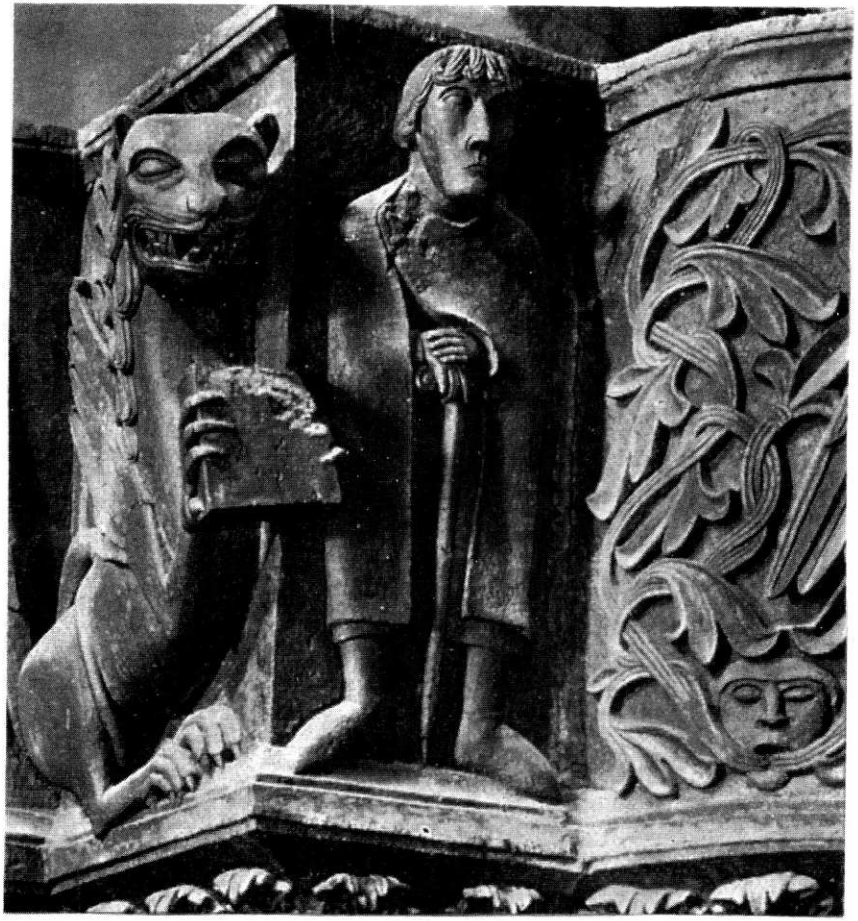
Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2005



Jahrg. 17, Heft 3, Dezember 2005

MANTIS VERLAG

ISSN 0947-7233

Titelbild: „Wilhelm von Volpiano" oder ‚der unbekannte Geodät' an der Kanzel von San Giulio auf der Isola di San Giulio ([C.C. Abb. 8]; vgl. S. 633)

Impressum:
Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*
(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
Gräfelfing, Lenbachstraße 2a
Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139 D-82166
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig
Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440
Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de
Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge www.mantis-verlag.de
dort auch das **Autorenregister** der *Zeitensprünge*
Stichwortverzeichnis: www.chrono-rekonstruktion.de eingerichtet von Andreas Otte. Anmeldung über andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de
Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:
Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2006 verschickt.
Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge**: **1989** = 17,50 €; **1990 -1991** je 20,- **1992-1994** je 22,50,- ; **1995** = 27,50; **1996** = 30,- ; **1997-1998** je 32,50; **1999-2000** je 35,- ; **2001-2002** je 37,50 ; **2003-2005** je 35,- . Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)
EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin **Jg. 17, Heft 3**
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart') **Dezember 2005**

Editorial

Ein ordentlicher, siebzehnter Jahrgang findet zu seinem Ende. Rein volumensmäßig war die Ausbeute groß; die Qualität zu beurteilen, steht mir als Verantwortlichem und Mitautor nicht zu – täte ich es dennoch, wäre ich voll des Lobes für unsere Autoren, denen wir für ihre oft so mühseligen Antworten auf bislang nicht gestellte Fragen allen Dank schulden. Schließlich gibt es nie die Gewähr für eine Lösung, aber immer die Gefahr, wieder ganz von vorne anfangen zu müssen. Angesichts dieser Perspektive stehen wohl die Zeichen für eine günstige Aufnahme beim Publikum so schlecht nicht.

Insofern kann ich guten Gewissens daran erinnern, dass sich die **Abonnements** nicht automatisch erneuern: Bei unveränderten Preisen werden die Interessenten im **Inland** gebeten, die **35,- €** für den Jahrgang **2006** zu überweisen; Überweisungsträger liegen bei. Im **Ausland** – etwa Österreich – müssen der EU-Überweisung nur IBAN und BIC hinzugefügt werden (s. links im Impressum die unterste Zeile), um die **40,- €** mit wenig Belastung an Gebühren zu überweisen. Der Zahlungsverkehr zwischen der EU-fernen Schweiz und Deutschland ist hingegen nach wie vor von Raubrittern bedroht, die bei Überweisungen ohne Skrupel die halbe Abonnementsgebühr einbehalten. Da empfiehlt sich wie in den Zeiten vor 1400 n. Chr. der direkte Versand, jetzt allerdings postalisch im Kuvert.

Vielleicht denkt der eine oder andere Abonnent an die Möglichkeit, für Freunde oder Bekannte – oder für einen Autor, der sich kein Abo mehr leisten kann – ein Paten-Abo einzugehen; schließlich erzielt auch die beste Zeitschrift kaum Wirkung, so sie nur im 'stillen Kämmerlein' ihr Dasein fristet.

Ein weiterer organisatorischer Hinweis wird bereits von einigen erwartet: Das nächste **Jahrestreffen** wird am **1. / 2. Oktober** stattfinden, mit An- und Abreisetag am Samstag davor und am feiertäglichen 3. 10. danach. Der Ort des Geschehens ist noch nicht fixiert – er soll nach unserem Ausflug an die deutschsprachige Peripherie diesmal im Zentrum liegen, also gut erreichbar im Raum zwischen Kassel, Erfurt (bereits Ort eines Treffens gewesen) und Würzburg (Korrekturen an dieser Grenzziehung sind nicht auszuschließen).

Mit den besten Wünschen für ein gutes Neues

Begegnung in der Feengrotte von Châtelperron

Zur Gleichzeitigkeit von Neandertaler - Cromagnon

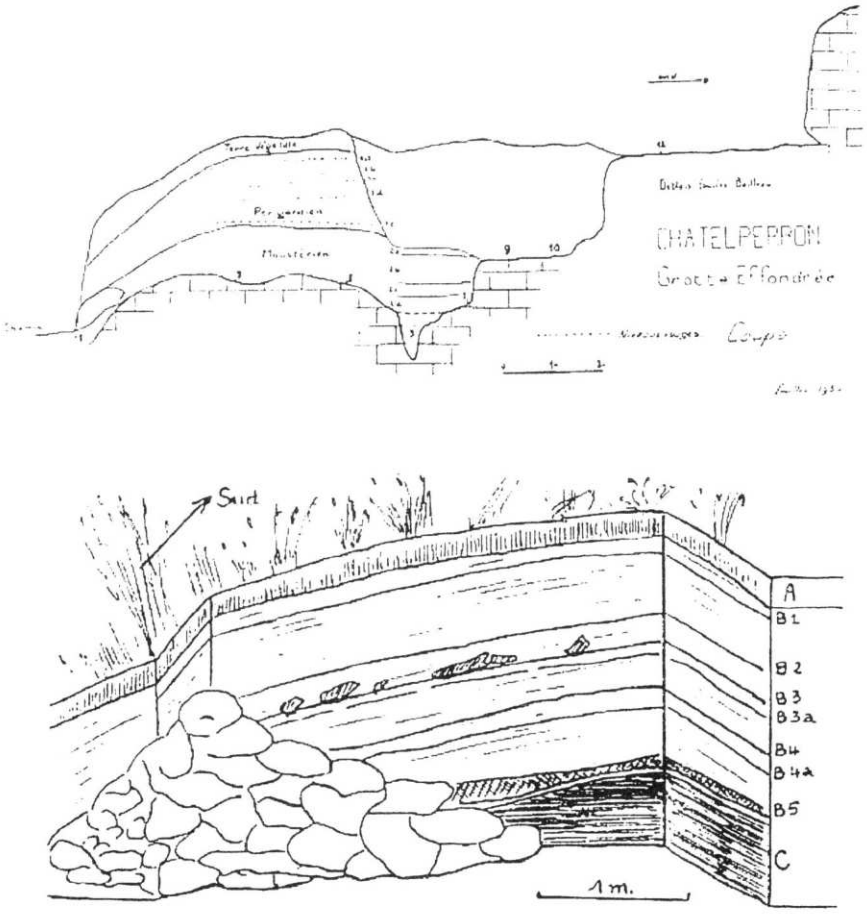
Gunnar Heinsohn

Irgendwann in den 1840er Jahren wird beim Eisenbahnbau die Grotte des Fées im Graverontal an der Nordflanke des französischen Zentralmassivs entdeckt. Die Untersuchungen beginnen 1850. Bailleau, der als zweiter Ausgräber ein halbes Jahrzehnt in Châtelperron forscht (1867 und 1872), kann nur eine einzige, etwa vier Meter dicke Schicht erkennen, in der er bis zu zwei Meter lange Mammutstoßzähne findet [Bailleau 1870]. Diese Ablagerung wird vom Abbé Breuil ursprünglich als „Aurignacien Inférieur" bezeichnet, also für eine Schicht gehalten, die dem jetztmenschlichen Aurignacien direkt vorhergeht bzw. ihm eine nur geringfügig primitivere Vorstufe liefert. Erst ab 1910 wird sie als eigenständiges Châtelperronien des Spätneandertalers geführt [Breuil 1910]. Diese Epoche hat Fundstätten nur in Westfrankreich und Nordspanien.

Die Feengrotte fungiert heute als Musterstätte für die Endzeit des Neandertalers. Die jüngste Ausgrabung wird zwischen 1951 und 1955 von Henri Delporte [1955a u. b] geleitet. Sein stratigraphischer Befund ergibt acht Unterschichten in einem Schnitt direkt südlich von Bailleaus vier Metern. Die unterste Schicht C von 1,50 m Dicke ordnet er dem Frühneandertaler des Moustérien zu. Nur die 2,50 m der sieben Schichten B1 bis B5 (inklusive B3a und B4a) lässt er im Châtelperronien. Er beschreibt ihre Trennungs-„Linien" als starke Rotfärbungen, die niemals analysiert wurden. Ganz oben in A liegt der Schutt früherer Ausgrabungen (siehe Folgeseite).

Die an dieser Stratigraphie geeichte sackweise Einlagerung der Fundstücke – 750 Artefakte wie Tierknochen, Werkzeuge aus Geweih, Schmuckstücke aus Tierzähnen, über 200 Feuersteinwerkeuge etc. – erlaubt moderne „Nachgrabungen" direkt im *Musée des Antiquités Nationales de Saint-Germain-en-Laye*. Eine jüngste Begehung ist – pünktlich zum 150. Jubiläum der Auffindung des ersten Neandertalers bei Düsseldorf – Brad Gravina und Paul Mellars von der *Cambridge University* mit Bronk Ramsey von der *Oxford University* zu danken [Gravina et al. 2005].

Mellars glaubt mit der Fachmehrheit, dass die Evolution von Neandertaler und Jetztmensch zwar Seite an Seite erfolgte, bis ersterer von letzterem „ersetzt" wurde, doch zwischen beiden lediglich „Kontakt" und „technischer Austausch" stattfand. Irgendeine verwandtschaftliche Beziehung wird aus-



Delportes Stratigraphie der Feengrotte in Châtelperron
[nach Gravina et al. 2005]

Zeitensprünge 3/2005 S. 501

Delportes acht Schichten der Feengrotte von Châtelperron in Mellar's AMS-Datierungen und Deutungen

Daten in Maximalstreuung „vor heute“		
	Schutt früherer Ausgrabungen	A
34.050 bis 36.660	Châtelperronien von Neandertalern, die nach Ende der Kaltzeit aus unbekannten Regionen heimkehren, dann aber rätselhaft und für immer verschwinden	**B1** bis **B3/B3a**
34.260 bis 40.080	Zu Châtelperronienfunden treten **Aurignacienartefakte frühester Jetztmenschen**, die eine Kaltzeit gegen 41.500 besser als empfindliche Neandertaler ertragen und einziehen, die Höhle dann aber für immer verlassen.	**B4/ B4a**
38.550 bis 41.250	Châtelperronien von Spätneandertalern, die wegen einer Kaltzeit ein paar Tausend Jahre unbekannt verziehen.	**B5**
	Moustérien des Frühneandertalers	C

drücklich verneint. Mit Hilfe einer Serie von 13 Messungen mit *high-resolution radiocarbon accelerator mass spectrometry (AMS)* des *Oxford Radiocarbon Laboratory* an Tierknochen haben die Engländer für Châtelperron die obenstehende Chronologie ermittelt.

Schicht B4 enthält durchbohrte Schmuckstücke aus Tierzähnen und Werkzeuge aus Geweihen (Abb. S. 503). Sie gelten als jetztmenschlich, ohne dass Jetztmenschenknochen mit ihnen gefunden worden wären. In B4 liegen auch Steinwerkzeuge, von denen aber nur einige und keineswegs alle als jetztmenschlich gelten. Überdies man hat aus Schicht B4 Tierknochen. An zwei von ihnen werden Datierungen gewonnen und dann über den Umweg 'seiner' Werkzeuge auf den Jetztmenschen übertragen.

Erik Trinkaus, Anthropologe an der *Washington University* (St. Louis), hat Mellars schärfstens widersprochen und seine Deutungen als Quatsch („hogwash“) abgetan [Gugliotta 2005]. In Châtelperron werde seit 150 Jahren herumgekramt, weshalb die stratigraphischen Befunde wertlos seien. Trinkaus sieht keinen Beleg dafür, dass Neandertaler unfähig zur Herstellung der „jetztmenschlichen“ Steinwerkzeuge gewesen seien. Bei den gebohrten Ar-

beiten ist er vorsichtiger. Die aber hat Mellars – um sie nicht zu beschädigen – gerade nicht datiert. Womöglich, so Trinkaus, wären sie älter als die von Mellars für den Jetztmenschen datierten Tierknochen und dann doch neandertalisch.

Trinkaus [1999] gehört zur Minderheit der Paläoanthropologen, die Jetztmensch und Neandertaler nicht nur für paarungsfähig, sondern – am Beispiel des portugiesischen „Mischlings" von Abrigo do Lagar Velho – auch für fortpflanzungsfähig halten. Ein Jahrtausende währendes Einziehen von Jetztmenschen in die Höhlen bei einem ebenso langen Auszug von Neandertalern muss er deshalb nicht postulieren. Mellars hat die stratigraphische Integrität von Delporte entschieden verteidigt. Er räumt – im 2005er Aufsatz – lediglich ein, dass ähnliche Stratigraphien mit einem Aurignacieneinsprengsel in Roc de Combe und Le Piage (Südwestfrankreich) sowie in El Pendo (Nordwestspanien) strittig seien [dazu Zilhão et al. 2003]. Wenn der Franzose für Châtelperron korrekt berichtet hat, dann muss eben doch zu denken geben, dass die „höher" entwickelten Werkzeuge und Schmuckstücke nur in Schicht IV auftauchen, davor und danach aber fehlen.

Von Jetztmenschen bearbeite Zähne (Fuchs und größeres Raubtier) aus Châtelperron B4, wie sie ähnlich aus vielen anderen Aurignacien-Fundstätten bekannt sind. An den Lochstellen wurde erst dünn geschliffen und dann gebohrt [Gravina et al. 2005]

Die beiden Tierknochen aus Châtelperron B4, die Aurignacien-Menschen zugeordnet werden, haben zwei stark divergierende Datierungen erbracht (jeweils vor 2005): 39.700 ± 380 Jahre und 35.540 ± 280 Jahre. Die zeitliche ***Maximaldistanz für B4 liegt zwischen* 40.080 *und* 35.260**. Die Knochen aus der darunter liegenden Schicht B5 ergaben 40.650 ± 600 Jahre und 39.150 ± 600 Jahre und geben ***B5 die Extreme* 41.250 *und* 38.550 *Jahre***. Die darüber liegenden Schichten B1 bis B3 wurden wie eine Schicht behandelt. Sechs Knochen streuen zwischen 36.340 ± 320 und 34.550 ± 500 Jahre. Die ***Maximaldistanz für B1-3 liegt zwischen* 36.660 *und* 34.050**.

Das Spätneandertaler-Châtelperronien der Feengrotte mit seinem möglichen Jetztmenschenscheinsprengsel in B4 überstreicht den ASM-Zeitraum **41.250 *bis* 35.260 *Jahre*** vor heute. Der nicht mehr irgendwo zwischengeschichtete Jetztmensch bzw. das reine Aurignacien nach dem Châtelperronien wird in der herrschenden Lehre nach nichtkalibrierten Radiokarbonjahren zwischen „**43.000 *und* 36.000** vor der Gegenwart (BP)" datiert [Mellars 2004; Hvhg. G.H.]. Welchen Deutungen man immer auch zuneigt und was immer von der Radiokarbonmethode zu halten ist, die letzten Neandertaler und die ersten Jetztmenschen liegen chronologisch hautnah beieinander. Unstrittig belegt ist die Neandertalerqualität der Châtelperonnien-Schichten etwa in Saint-Césaire, wo auch Neandertalerknochen gefunden wurden [Hublin et al. 1996; Stratigraphie in Heinsohn 2000, 28]. Ebenso unstrittig ist die Jetztmenschlichkeit des reinen Aurignacien, das ja – europaweit – in zahlreichen Plätzen vorliegt, in denen Schichten des Moustérien und des Châtelperronien vollkommen fehlen.

Delporte hat Knochen und Funde wie aufgefunden *in situ* in Säcke verpackt. Erst Mellars und seine Datierer waschen sie und entfernen dann per Ultrafiltrierung alle Kontaminationen. Für 7.200 châtelperronische AMS-Jahre (480 Generationen à 15 Jahre oder 360 à 20) fallen mal gerade 200 ganz unterschiedliche Steinwerkzeuge an. Davon liegen – gelegentlich intakt, zumeist aber in Fragmenten – 65 Stichel bzw. Spitzen (points) vor. Nun haben die Binfords schon vor 40 Jahren gezeigt, dass Menschen in Steinkulturen pro Person bis zu siebzehn Werkzeugsätze mit bis zu zwölf Einzelgeräten besitzen können. Die müssen dauernd ersetzt werden, da jede Tätigkeit zu Beschädigungen und Zerstörungen der fragilen Teile führen kann. Für wie viele Jahre reichen dann 65 Stichel? Lassen wir die Gesamtbewohnerschaft der Feengrotte pro Jahr einen einzigen Stichel verbrauchen, dann schrumpft Châtelperron B1 bis B5 auf einen Zeitraum von weit unter 100 Jahren.

Hier könnte womöglich eine Pollenanalyse weiterhelfen. Wo sie vorliegt, wie etwa in der weltweit am besten untersuchten Moustérien-Stratigraphie von Combe Grenal (Dordogne), haben sich Schichten, die auf tausend Jahre veranschlagt wurden, als ein einziger Sommer herausgestellt [Pfeiffer 1978, 55].

Die 55 Schichten insgesamt decken von daher keine 60.000, sondern gerade 55 Jahre ab [Heinsohn 2003, 92]. Für die 40 Bewohner von Combe Grenal standen über 60.000 Jahre hinweg etliche Millionen Steinwerkzeuge zu erwarten. Die real gefundenen 19.000 passen wiederum gut zur Zeitkürzung um den Faktor 1000.

Der Autor vertritt nicht die Position von Trinkaus, der Neandertaler und Jetztmenschen als zwei artverwandte Gruppen mit jeder denkbaren Form von Begegnung imaginiert. Er steht auch nicht hinter der Mellars-Position gelegentlicher Kontakte zweier Gruppen, die miteinander nicht verwandt seien und überdies beide in Europa keine Vorfahren hätten, sondern von irgendeinem anderen Kontinent gekommen seien und auch dort genetisch nichts miteinander zu tun gehabt hätten. Man muss den stratigraphischen Befund ernst nehmen. Ihm zufolge liegen in Châtelperron B4 nicht nur die Aurignacienwerkzeuge aus Feuerstein, sondern eben auch Neandertalerwerkzeuge aus Feuerstein. Und gerade bei den Steinwerkzeugen ist am schwersten nachzuweisen, welche Gruppe sie produziert hat. Das gilt nicht für die gebohrten und geschliffenen Zahn- und Geweiharbeiten. Die sind den Jetztmenschen gewiss nur schwer abzusprechen, weil sie sich in zahllosen reinen Aurignacienstätten wiederfinden. Vom materiellen Befund her leben also beide Gruppen gleichzeitig im selben Zimmer. Damit ist auszuschließen, dass die Neandertaler ein paar tausend Jahre lang ausziehen, in derselben Zeit die Jetztmenschen einziehen und ganz alleine die Feengrotte bewohnen, bis 100 Generationen später die Neandertaler aus der Tiefe der Raumes zurückkehren, um dann irgendwann spurlos zu verschwinden.

Der stratigraphische Befund legt die Transformation vom Neandertalererbgut zum Jetztmenschen in den Bruch zwischen dem Moustérien, in dem es nur Neandertaler gibt, und dem Châtelperronien, in der Feengrotte also zwischen die Schichten C und B5. In B4 sind die Jetztmenschenkinder der Neandertalermütter alt genug, um ihre überlegenen handwerklichen Künste zu zeigen. Alsbald lassen sie ihre Eltern hinter sich und ziehen tatsächlich aus. Sie begründen dann die Aurignaciensiedlungen, die nicht nur in der spanisch-französischen Grenzregion blühen, sondern in ganz Europa.

Die wenigen Jahre in der Feengrotte von B3 bis B1, die auch Mellars chronologisch wie eine Schicht behandelt, genügen dann für das friedliche Wegsterben der Neandertaler, deren Erbgut im Kataklysmus zwischen C und B5 wegmutiert ist. Nur für die herrschende Lehre muss ihr Verschwinden wie ein Wunder anmuten, über das sich ad calendas graecas konferenzenreich herumrätseln lässt.

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse siehe Impressum

Literatur

Bailleau, G. (1870), „La grotte des fées de Châtelperron (silex, ossements)", in *Bulletin de la Société d'émulation de Moulins,* Tafel 11, 81 ff.

Binford, S.R., Binford, L.R. (1966), „A Preliminary Analysis of Functional Variability in the Mousterian of Levallois Facies", in *American Anthropologist,* Bd. 68, 238 ff.

Breuil, H. (1910), „Etudes de morphologie paléolithique. 2. L'industrie de la grotte de Châtelperron (Allier) et d'autres gisements similaires", in *Revue Ecole Anthropol. Paris,* Bd. 29, 29-40

Delporte, M. H. (1955a), „L'industrie de Châtelperron et son extension géographique", in *Congrès Préhist. Fr.,* Nr. 14, 233-250

- (1955b), „Les fouilles des grottes paléolithiques de Châtelperron (Allier)", in *Gallia,* Bd. 13, 79-84

Gravina, B., Mellars, P.A., Ramsey, C.B. (2005), „Radiocarbon Dating of Interstratified Neanderthal and Early Modern Human Occupations at the Chatelperronian Type-site" in *Nature,* Bd. 438, 51-56

Gugliotta, G. (2005), „Were Modern Humans Neighbors to Neanderthals? Dating of Modern-Style Artifacts in Famed Neanderthal Cave in France Refuels Debate About Possible Coexistence", in *Washington Post,* 12. September, ww.washingtonpost.com/wp-dyn/content/article/2005/09/11/AR2005091100851_pf.html

Heinsohn, G. ([4]2003), Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit, Gräfelfing ([1]1991)

Hublin, J.-J., Spoor, F., Braun, M., Zonneveld, F., Condemi, S.A. (1996), „Late Neanderthal Associated with Upper Palaeolithic Artefacts", in *Nature,* Bd. 381, 224-226

Lévêque, F., Backer, A.M., Guibaud, M. (1993, Hg.), Context of a late Neandertal : Implications of mulitdisciplinary research for the transition to Upper Paleolithic adaptations at Saint-Césaire, Charante-Maritime, France, Madison/Wis.

Mellars, P. A. (2004), „Neanderthals and the Modern Human Colonization of Europe", in *Nature,* Bd. 432, 461-465

Pfeiffer, J.E. ([3]1978), The Emergence of Man, New York et al.

Trinkaus, E. (1999), „The Early Upper Paleolithic Human Skeleton from the Abrigo do Lagar Velho (Portugal) and Modern Human Emergence in Iberia", in *Proceedings of the National Academy of Sciences,* Bd. 96, 7604-7609

Zilhão, J., d'Errico, F. (2003), Hg., The Chronology of the Aurignacian and of the Transitional Technocomplexes: Dating, Stratigraphies, Cultural Implications, Lissabon

Bernstorf: ‚Bayrisch-Mykene'

Rezension von Heribert Illig

Der Ort ist noch nicht ganz so bekannt wie Troia, aber das wird sich vielleicht ändern. Immerhin hat Bernstorf einiges an spektakulären Gold- und Schriftfunden freigegeben, das unser Geschichtsbild erweitert und Bestätigungen erbringt, wo sie nicht erwartet wurden. Die Ergebnisse liegen vor in dem ausgezeichnet bebilderten und mit allen Erklärungen versehenen Buch:

Moosauer, Manfred / Bachmaier, Traudl (^{2}2005): *Bernstorf - Das Geheimnis der Bronzezeit;* Stuttgart; 144 S., 186 Farbabb. [zitiert mit MB].

Der in Haimhausen lebende Münchner Internist Dr. Manfred Moosauer ist begeisterter Hobbyarchäologe. Als solcher ist er seit rund 15 Jahren mit einer Kiesgrube befasst, die etwa 10 km westlich von Freising nahe der Amper und der Autobahn München-Nürnberg liegt. Die Fachleute waren weniger begeistert, sich auch um dieses Gebiet kümmern zu müssen, das spornartig 55 m über dem Amperufer liegt. Das aber ließen sich Moosauer und Bachmaier nicht verdrießen. Ihr Interesse hatte sich an verbackenen, rot verfärbten Sanden entzündet, die als Hinweise auf vorgeschichtliche Eisenverhüttung gedeutet wurden.

Zu Tage trat schließlich ganz andere Befunde. Hier liegt nicht nur der Überrest einer frühmittelalterlichen, hufeisenförmigen Wallanlage [MB 17], (die früher als prähistorisch eingestuft worden ist [MB 25]), sondern auch eine bronzezeitliche Wallanlage. Ihre mit Holz verstärkte Umwallung ergab beim Abbrennen die rätselhaften Sande und Schlacken [MB24]. Es handelt sich um eine rund 1.700 m lange bronzezeitliche Mauer, die 12 bis 15 Hektar umschloss. Für ihren Holzrostkern gibt es in Süddeutschland nur am Bullenheimer Berg Vergleichbares (30 km südöstlich von Würzburg [MB 84]). Die dafür notwendige Holzmenge war gewaltig: Ungefähr 40.000 Eichenstämme (14.400 m^3 Holz) mussten gefällt, herangebracht und verlegt werden [MB 89, 91]. Wenn sich die vermutete Außenbesiedlung der Bernstorfer Burg bestätigen sollte, hätte der Wall eine Fläche umschlossen, mit der sich bei zeitgleichen Anlagen nur Troia VI samt Unterstadt messen konnte [MB 87], größer als die Heuneburg oder die Oberstadt von Mykene.

Die beiden Autoren bedanken sich ringsum bei Freunden und Archäologen bis hin zu Ihrer königlichen Hoheit Prinz Franz von Bayern, die geruhte, einen Teil der Funde persönlich in Augenschein zu nehmen [MB 143]. Doch lässt das Buch im Dunkeln, wie man sich das Zusammenspiel zwischen Amateuren, Grubenbesitzer und Fachleuten vorzustellen hat. Offensichtlich gab es

Behinderungen durch die früheren Eigentümer und fachliche Unterstützung bis hin zur Magnetometer-Prospektion, die hier wie in Troia Helmut Becker durchgeführt hat. Doch wer die erste Grabung zuließ, leitete, finanzierte und durchführte, bleibt offen – Amateure können aber hierzulande nicht auf eigene Faust graben und die Ergebnisse auch noch publizieren. Es gab eine erste Grabung bis 1998, dann eine zweite ab 2000, die das Landesamt für Denkmalpflege in Ingolstadt leitete, während Moosauer wohl den größeren Teil selbst finanzierte und über die Jahre hinweg zusammen mit Freunden die Grabung vorantrieb. Solches mag sich hinter dem dürren Absatz verbergen:

> „Wir halfen wieder einmal mit, und schon war das Glück wieder auf unserer Seite! Im Rahmen der Grabung wurden Teile des Oberbodens hinter dem Wall maschinell entfernt und getrennt abgelagert. Wir wurden von der Grabungsleitung damit betraut, diesen Aushub sorgfältig nachzuuntersuchen" [MB 103].

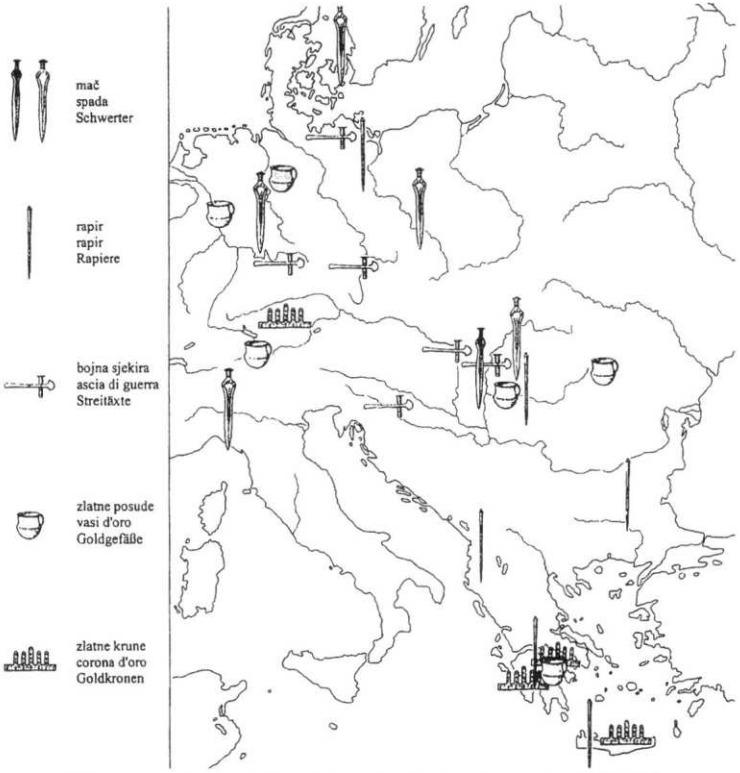
Ansonsten muss man schon die Zeitungsarchive bemühen, um zu erfahren:

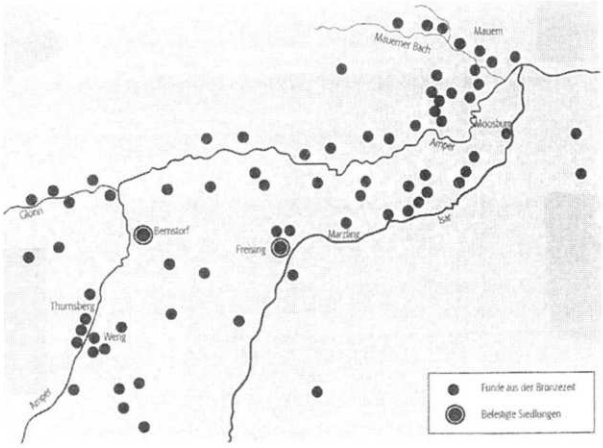
> „Die amtlichen Denkmalpfleger, behördlich zuständig für Bodenfunde, zeigten sich damals wenig begeistert von der nachdrücklichen Beharrlichkeit Moosauers, mit der er Pfahlrest um Pfahlrest, Mauerstück um Mauerstück zu Tage förderte und schließlich zu dem Schluss kam, Bernsdorf müsse um 1600 vor Christi ein bedeutendes Zentrum gewesen sein" [*Bayerische Staatszeitung*, 8. 11. 2002].

Das änderte sich wohl erst im Sommer 1998, als nach Abschluss der ersten Grabung 'ohne Vorwarnung' eine rund 1 ha große Fläche innerhalb der Umwallung gerodet wurde. Bei der mühsamen Nachuntersuchung zeigte sich zwischen den Stubben erstes Gold. Die unter amtlicher Aufsicht stattfindende Bergung brachte eine wirkliche Sensation zu Tage: ein großes kronenartiges Golddiadem, ein kleines Golddiadem mit sieben quadratischen Anhängern, Teile eines Goldblechgürtels, die Umwicklung eines stabförmigen Gebildes und eine Ziernadel aus Goldblech – insgesamt 110 gr. Gold [MB 61-65].

Direkte Pendants stammen aus den von Schliemann entdeckten Schachtgräbern in Mykene (z.B. Grab IV). Damit ergibt sich der Nachweis für ein weitreichendes mykenisches Einflussgebiet, das zwar längst vermutet, aber so nicht nachweisbar war. 2001 erfolgte im Zusammenhang mit den Prüfungen an Echnatons Goldsarg [vgl. Illig 1/02, 210] auch eine Untersuchung des Bernstorfer Goldes. Resultat: „die Untersuchungsergebnisse waren nahezu identisch mit den Analysen des Goldes von Bernstorf!" „Das Gold von Bernstorf stammt aus Ägypten – fast unglaublich, aber alles weist darauf hin" [MB 118].

Mittelägyptisches oder nubisches Gold an der Amper – auch damals war die Welt schon klein! Gemutmaßt werden bereits Handelswege, auf denen Gold und – der ebenfalls in Bernstorf nachgewiesene – Weihrauch in den Norden und Bernstein nach Ägypten transportiert wurde [MB 119].





Oben: Bronzezeitliche Funde im Umfeld von Bernstorf [Moosauer/Bachmaier 69]
Unten: Wichtigste Wertgegenstände älterbronzezeitlicher Oberschichten in Europa [Hänsel et al. nach Moosauer/Bachmaier 115]

Für uns ist ein Umstand von spezieller Bedeutung: Wie schon vor Jahren angemerkt [1/2002, 210], ist das Gold für Echnatons Sargwanne im sog. Zementationsverfahren raffiniert worden.

> „Bislang sind Zementationsverfahren den Schriftquellen nach erst für das 5. Jahrhundert v.Chr., archäologischen Ausgrabungen in Sardis/Türkei nach für das 6. Jahrhundert v.Chr. belegt. Durch die Untersuchung des Goldfundes von Bernstorf/Lkr. Freising lässt sich dieser Vorgang nun bereits für das 15./14. Jahrhundert v.Chr. nachweisen, also in etwa für die Zeit, aus der auch die Sargwanne aus Grab KV55 stammt" [MB 118].

So haben mittlerweile Metallurgie und Archäologie die damals angesprochenen schriftlichen Quellen bestätigt und einen weiteren Hinweis geliefert, dass die Amarnazeit um bis zu 900 Jahre zu alt datiert wird (oder Nachweise für dieses Zeitintervall rundweg fehlen). Gegenwärtig wird das Niederbrennen von Bernstorf auf -1350 datiert [MB 128]. (Selbstverständlich können sich 'Amateure' wie Moosauer nicht mit Datierungszweifel befassen, da sie auf eine Zusammenarbeit mit Archäologen angewiesen sind.)

Bernstorf erbrachte obendrein exquisite Bernsteinfunde. Zu 34 unbearbeiteten Stücken traten bei der zweiten Grabung im Verein mit den Goldfunden auch sieben durchbohrte, größere Stücke hinzu [MB 56]. Vor allem aber tauchte ein 32 mm großes Stück auf, das auf der einen Seite ein graviertes Gesicht mit Kinnbart, auf der anderen drei Bildzeichen trägt. Wie bei der ebenfalls gefundenen Bernstein-Petschaft mit vier Zeichen handelt es sich um Linear B-Schrift [MB 104-107]! Bislang wurden Linear B-Schriftzeugnisse nur im Bereich mykenischer Paläste gefunden – wobei Pylos mit 3.000 Belegen dominiert –, nie aber außerhalb Griechenlands, „dies unterstreicht umso mehr die Besonderheit des Fundes von Bernstorf" [MB 111].

So zeigt sich für die ältere Bronzezeit eine Fundverteilung, die von Mykene und Kreta auf der einen Seite bis ins südliche Ägypten reicht, auf der anderen Seite quer durch Europa bis nach Dänemark. Beschränken sich die Golddiademe auf Mykene, Pylos, Kreta und Bernstorf, finden sich Goldgefäße, Rapiere und Schwerter auch auf dem Balkan und in Norddeutschland (s. Graphik). Die Fundlandschaft kann auch die Gedanken von Felice Vinci nach den ursprünglichen Sitzen der Mykener im Baltikum bestärken. Und Hans-E. Korth erhält weitere Unterstützung für seine Magistrallinien, denn wer Handel treibt, sollte das entsprechende Gebiet möglichst gut kennen, könnte also auf den Gedanken der Vermessung kommen. In der *veralteten Vorzeit* liegt reiches Material bereit, das die Megalithzeit wieder mit Mykene zusammenführt und beide entsprechend Velikovskys Streichung der ‚dark ages of Greece' ins -1. Jtsd. bringt.

Echnaton - gar kein Monotheist
Eine neue Deutung der Religions-Politik Echnatons

Otto Ernst

Echnatons Religions-Politik, insbesondere seine Hervorhebung der Sonnenscheibe Aton zum quasi einzigen, zumindest zum höchsten Gott Ägyptens wird normalerweise als die planmäßige Einführung eines Monotheismus interpretiert. Im Folgenden soll auf die Widersprüche zu dieser Deutung hingewiesen und eine neue Deutung vorgeschlagen werden: Echnaton glaubte wirklich an das, was er selbst immer wieder verkündete, nämlich der Sohn Atons zu sein; deshalb wollte er Aton als seinen vermeintlichen Vatergott zum obersten aller Götter machen.

Es kann mehrere Gründe geben, weshalb man einen bestimmten Gott verehrt oder seine Verehrung fördert: Man kann ihn für den einzigen halten, aber auch für den, der für einen selbst zuständig ist oder zu dem man eine besondere Beziehung hat. Ein gutes Beispiel dafür, und zwar gleich für beide Gründe, bietet der religiöse Glaube des alten Israels. Ursprünglich war Jahwe lediglich der für ***Israel*** zuständige Gott, einer unter vielen. Erst später kam man in Israel zur Auffassung, dass Jahwe der Gott der gesamten Welt und vor allem der einzige Gott sei, den man nicht nur als einzigen zu verehren hat, sondern neben dem es wirklich keine anderen Götter gibt.

Während dies eine in sich logische Entwicklung ist, gibt es bei Echnaton jedoch gleich mehrere Gründe, die gegen die Einführung eines Monotheismus sprechen.

Aton – kein geeigneter Gott

Wenn ein Herrscher in seinem Land einen Monotheismus hätte einführen wollen, dann müsste sein Hauptbestreben sein, seinen Untertanen dafür auch einen besonders gut geeigneten Gott zu präsentieren. Zweckmäßig hätte dieser schon allgemein bekannt sein sollen, weil dies für die Masse des Volkes, vor allem für das einfache Volk die geringste Umstellung bedeutet hätte.

In idealer Weise löste Mohammed dieses Problem bei der Einführung des Islams: Er postulierte keinen neuen Gott, sondern erklärte einfach Allah, den wichtigsten Gott Mekkas, zum einzigen; die übrigen bisher verehrten Götter wurden einfach als nicht-existent bezeichnet. Weiterhin setzte er Allah mit dem Gott des Juden- und Christentums gleich und erklärte deren Propheten zu seinen eigenen Vorläufern. Abraham, der Stammvater des Judentums, wurde so auch zum Stammvater der heidnischen Araber; auf Abraham soll sogar die

Errichtung der Kaaba zurückzuführen sein, des Hauptheiligtums in Mekka, das dann allerdings später als Verehrungsort auch anderer Götter missbraucht worden wäre.

Betrachtet man die Wahl Echnatons unter diesen Aspekten, dann wird sofort klar, dass Aton alles andere als ein geeigneter Gott für einen Monotheismus war. Er war ein Neuling unter den Göttern Ägyptens, seine Verehrung hatte eigentlich erst unter Echnatons Vater Amenophis III. begonnen, dem einfachen Volk durfte Aton so gut wie unbekannt gewesen sein. Und seine „Theologie" war auch viel zu kompliziert, um vom einfachen Volk verstanden zu werden.

Stufen des göttlichen Aufstiegs

Wie schon erwähnt, war der Gott Aton bzw. Aton-Re keine Schöpfung Echnatons ist, sondern schon vor ihm da. Hierzu schreibt J.A. Wilson in der *Propyläen Weltgeschichte* [I/2, 449 ff.]:

> „Der Sonnenkult war im alten Ägypten zu allen Zeiten lebendig, und die Sonne hatte verschiedene Aspekte, die sich als besondere Götter oder verschiedene Erscheinungsformen ein und desselben Gottes darstellten. Zum eigentlichen Sonnengott wurde der Re von Heliopolis; er hatte in Heliopolis die Position Atums, des Schöpfer-Gottes, übernommen, der mit ihm in der Gestalt des Re-Atum verschmolz. Re drängte sich aber auch in andere Aspekte der Sonne hinein, so z.B. als Re-Harachte in den der Gottheit des Horizonts.
>
> Unter den verschiedenen Sonnengöttern oder Aspekten des Sonnengottes hatte es bis zur Mitte der achtzehnten Dynastie keinen Aton gegeben. Das Wort ‚Aton' bezeichnete die Sonnenscheibe, den Sitz des Gottes, nicht den Gott selbst. Indes wurde die lebensspendende und lebenerhaltende Kraft der Sonnenscheibe auch schon vor der Zeit Echnatons (Anch-en Atons) vergöttert. Die Barke, in der Amenophis III. und Teje auf ihrem Palastsee segelten, hieß ‚Strahlen des Aton'; ja schon unter Thutmosis IV. lassen sich Spuren der Gottheit Aton entdecken: Auf einem großen Gedenk-Skarabäus erklärte der Pharao, Aton sei ihm im Kampf vorausgeschritten, und er selbst habe in fremden Ländern Schlachten geschlagen ‚um die Fremden dazu zu bringen, wie das ägyptische Volk zu sein, damit sie Aton immerdar dienen könnten'."

Bei Thutmosis IV. trifft auf jeden Fall zu, dass er die ihm zugefallene Pharaonen-Würde nicht mehr von Amun ableitet, wie dies noch Hatschepsut und Thutmosis III. taten. Auf einer zwischen den Tatzen der Sphinx von Gizeh aufgestellten Stele schreibt er, dass ihm Re Harachte, der im Sphinx verkörperte Sonnengott, erschienen wäre und ihm die Königswürde versprochen hätte, wenn er seine steinerne Löwengestalt vom Sand reinigen würde.

Unter Amenophis III., Echnatons Vater, scheint Aton sogar zum Hauptgott des Pharaonen-Hauses geworden zu sein. Joann Fletcher schreibt dazu:

„Zahllose Inschriften aus der Zeit von Amenophis III. erwähnen diesen neuen Gott. Sich selbst bezeichnet der König gern mit dem Beinamen Aten-Tjehen, ‚strahlender Aton'. [...] Nach dem Glauben seiner Zeit erhob sich der Pharao nach dem Tod in den Himmel, um sich dort mit Aton zu vereinen. Im Falle von Amenophis III. scheint der König darüber hinausgegangen zu sein: ***Er wurde nun selbst zu Aton***" [Fletcher 162; Hvhg. O.E.].

Dieselbe Auffassung vertritt auch Nicolas Reeves [117]. Wie noch ausführlicher begründet werden soll, liegt darin wohl die Lösung des Rätsels. Zunächst soll aber ausgeführt werden, was gegen die bisher gängige und vor allem innerhalb der Ägyptologen weit verbreitete Auffassung spricht, dass es Echnaton um die Einführung eines Monotheismus ging.

Genügend andere Götter vorhanden

Echnaton hätte, wenn es ihm wirklich nur auf die Einführung eines Monotheismus angekommen wäre, am einfachsten einen der seit Jahrhunderten verehrten Götter zum ***Einen*** zu erklären brauchen. Besonders geeignet dafür wäre der später verfemte ***Amun*** gewesen: Seit dem Mittleren Reich wird gesagt, „daß Amun an der Spitze der Götter steht", wie der Pharaonen-Name „Amenemhet" besagt.

Weiterhin war Amun als Amun-Re eine Synthese mit dem Sonnengott eingegangen; die Kombination beider Götter hätte gut als der ***neue Einzige*** bezeichnet werden können. Sie hätte sogar in idealer Weise verschiedene Aspekte eines einzigen Gottes abgedeckt: Amun als der Verborgene, als der eher geistig zu erfassende Gott, und mit ihm in Verbindung Re, der Sonnengott bzw. die Sonnenscheibe als die Form, in der sich der Gott den Menschen zeigt. Auch die direkte Kombination Amuns mit Aton oder die Dreier-Kombination: Amun mit Re und Aton wäre möglich gewesen.

Und Echnaton hätte sich dabei auch der Förderung durch die Priesterschaft des Amun sicher sein können, hätte also von dieser mächtigen Organisation Unterstützung anstatt Ablehnung erwarten können. Wenn oder falls Amun Echnatons Konzept nicht entsprach, hätte er z.B. auch auf den alten Schöpfergott ***Atum*** zurückgreifen können, der ja ebenfalls mit Re zu Atum-Re verschmolzen war. Und wenn es Echnaton nur auf den *solaren* Aspekt seines Gottes angekommen wäre, hätte er, wie schon erwähnt, am besten den ***Sonnengott Re*** zum einzigen Gott erheben können; einen Gott, der seit dem Alten Reich bestimmend war, als dessen Söhne z.B. die Herrscher der 5. Dynastie angesehen wurden.

Kein konsequenter Monotheismus

Völlig ad absurdum geführt wird die angeblich geplante Einführung eines Monotheismus schon dadurch, dass Aton gar nicht als einziger Gott verehrt wurde. So behielt Echnaton bei der Neuwahl seiner Namen (er änderte primär seinen Geburtsnamen „Amenophis" in „Echnaton") seinen ursprünglichen Thronnamen „Vollkommen an Erscheinungsformen ist Re, Einziger des Re" bei; und allein damit blieb neben Aton natürlich auch Re weiterhin anerkannt.

Echnaton selbst bezeichnete sich u.a. als „Erster Prophet des Re-Harachte, der in der Lichtgestalt jubelt in seinem Namen Schu, der Aton ist." Einen entsprechenden Namen erhält zunächst auch Aton: „Es lebt Re-Harachte, der im Horizont jubelt in seinem Namen Schu, welcher der Aton ist." Man kann sich streiten, ob auch Re-Harachte und Schu eigenständige Götter sind; in Hinblick auf Monotheismus sind derartige Definitionen zumindest höchst seltsam. Echnaton lässt sich sogar selber als Schu darstellen, der als der älteste Sohn Re's gilt.

Eine zu komplizierte Theologie

Auch wenn die Definition Atons später etwas vereinfacht wurde, bleibt sie doch weiterhin kompliziert, entbehrt sie weiterhin der Einfachheit oder Klarheit, die ein einziger Gott für die Masse des Volkes haben sollte. Hornung [1995, 85 f.] schreibt dazu:

> „Etwa vier Jahre nach dem König erhält auch sein Gott Aton eine neue Königstitulatur, welche die fortschreitende Ausgestaltung der Lehre spiegelt. Vorboten dazu sind neue Schreibungen des alten Namens in streng phonetischer Form, unter Vermeidung von Horus und Re. In der neuen Doppelkartusche sind die Götternamen Horus und Schu entfernt, allein Aton und Re sind geblieben. Das neue Glaubensbekenntnis (denn nichts anderes ist dieser dogmatische Name) lautet: Es lebt Re, der Herrscher der Horizonte, der im Horizonte jubelt in seinem Namen Re-Vater (?), der als Aton wiederkehrt."

Geht man lediglich von dieser neuen Definition aus, dann erscheint sogar Re als der wichtigere oder ursprünglichere Gott, Aton nur als eine Erscheinungsform von ihm; ähnlich wie nach der christlichen Lehre Gott-Vater sich in seinem Sohn Jesus Christus den Menschen offenbart. Oft wird anstelle von Aton auch Aton-Re geschrieben. Erst später wird Aton zu einem „Gott ohne einen anderen außer ihm".

Weitere gebliebene Götter

Auf einem – zerschlagen in Amarna aufgefundenem – Kanopenschrein ist der Horus-Falke dargestellt, somit eine weitere zu verehrende Gottheit. Neben dem Falken blieb auch die Uräus-Schlange anerkannt, ebenfalls die meist

schlangenförmig dargestellte Landesgöttin von Unterägypten, die wohl auch als eine göttliche Partnerin des Sonnengottes angesehen wurde.

Es trifft auch nicht zu, dass unter Echnaton die Verehrung der anderen Gottheiten verboten wurde. Dies traf nur auf Amarna, die Stadt Atons zu, ansonsten nicht. Im übrigen Ägypten lief der bisherige Götterkult weiter: „Nur 25 km von Amarna entfernt, in Neferusi, werden zur selben Zeit Chnum, Thot und Osiris weiter verehrt" [Hornung 1995, 96]. Weiterhin führt Hornung aus:

> „Es ist noch nicht einmal gesagt, dass Echnaton die Absicht hatte, ganz Ägypten zum Glauben an Aton zu bekehren, noch weniger eine Mission über die Grenzen Ägyptens hinaus. [...] Die Unterdrückung der alten Kulte darf man sich in den fernen Provinzen nicht allzu konsequent vorstellen, Theben bildete sicher einen Sonderfall [Hornung 1995, 95 f.].

Auch das spricht gegen die beabsichtigte und konsequente Einführung eines Monotheismus.

Götter-Tilgungen betrafen fast nur Amun; andere mit diesem zusammen dargestellte Götter wurden meist verschont, wie z.B. Atum oder Osiris. Mitunter wurden sogar anstelle des getilgten Amun andere der bisherigen Götter eingefügt, so z.B. Ptah. Lediglich im Bereich des Karnak-Tempels wurden neben Amun auch andere Götter getilgt, wohl um den Tempel-Komplex als solchen zusätzlich zu schwächen. Auch der Götter-Begriff als solcher wurde meist nicht ausgemerzt; aus „Amun-Re, König der Götter" wurde lediglich Amun getilgt, so dass „Re, König der Götter" übrig blieb. Sehr ausführlich sind derartige Beispiele bei Rolf Krauss [42-62] zu finden, wenn er die Unterschiede zwischen dem vermeintlichen Monotheismus Echnatons und dem des Moses darlegt. Er gehört somit zu den wenigen Ägyptologen, die von der bisher vorherrschenden Meinung abweichen.

Kein Gott für alle

Weiterhin spricht gegen die Einführung eines Monotheismus in unserem Sinne, dass die Menschen nicht direkt zu Aton beten sollten, sondern zu Echnaton selber. Er musste sich eigentlich darüber im Klaren sein, dass bei einer solchen Konstruktion die Verehrung Atons nach seinem Tode zu Ende hätte gehen können oder sogar müssen, wenn nicht in einem geeigneten Nachfolger ein neuer 'Vermittler' gefunden worden wäre.

Sicher ist nicht abzustreiten, dass die schließlich vorgesehene ausschließliche Verehrung Atons eventuell zu einem Monotheismus hätte führen können, wie das bei der Jahwe-Verehrung durch Israel geschah. Dieser Monotheismus wäre dann vielleicht ein ***Nebenprodukt*** seiner Bestrebungen gewesen, kann in meinen Augen jedoch nicht das eigentliche Ziel seiner Aktionen gewesen sein. Dies haben auch andere schon so gesehen.

Verschiedene andere Theorien

So wurde mitunter angenommen, dass die Einführung Atons eventuell von ***Heliopolis*** ausging, der Stadt des alten Schöpfergottes Atum und des Sonnengottes Re. Bei dieser Annahme muss offengehalten werden, ob es sich um eine ***religiös*** begründete Interpretation handelte oder mehr um einen Versuch der Priesterschaft von Heliopolis, damit die alte ***Machtstellung*** zurückzugewinnen, die sie im Alten Reich gehabt hatte, und durch die Reform den Einfluss und die Übermacht Amuns zu brechen. Echnatons wäre somit eher ihr ***Werkzeug*** als die wirklich treibende Macht gewesen. Als *alleiniger* Grund für Echnatons Handeln kann dies nicht überzeugen, und vor allem müsste man sich dabei fragen, warum dann nicht der eigentliche Gott von Heliopolis, nämlich ***Re***, wieder zum obersten Gott postuliert wurde.

Die Stärkung des Königtums

Als ein anderer Grund für Echnatons Reformen wird mitunter das Streben nach einer größeren Machtfülle der Pharaonen angesehen, denn zumindest für die 18. Dynastie war die einzigartige Stellung neu, die der König bei der neuen Aton-Religion einnahm: Echnaton bezeichnete sich nicht nur als obersten Priester oder einzigen Propheten Atons, sondern vor allem als den, zu dem das gesamte Volk zu beten hatte, nicht – wie schon erwähnt – zu Aton selbst. Echnaton beanspruchte also in seiner Religion für sich eine bisher ungewöhnliche Funktion; hätte er diese durchsetzen können, dann hätte sich für ihn auch eine ungewöhnliche Machtfülle ergeben. Als *alleiniger* Grund für Echnatons Religionspolitik überzeugt dies jedoch auch nicht.

Kampf gegen den Priesterstaat?

Von manchen Forschern wird die Religionspolitik Echnatons vor allem als eine spezielle Art von *Klassenkampf* gedeutet, mit dem Ziel, die Vorherrschaft der Priester im Staat zu brechen, insbesondere die der Priesterschaft Amuns. Hierfür hätte es zwei Gründe geben können, machtpolitische und wirtschaftliche:

Nach heutigen Gesichtspunkten, d.h. nach modernen volkswirtschaftlichen Überlegungen ist ein solcher Priester-Apparat natürlich überwiegend unproduktiv, weil seine Erträge nicht dem Staat zugute kamen, sondern für den Kult, d.h. den Eigenbedarf vertan wurden. Für Echnaton können derartige wirtschaftliche Überlegungen jedoch kaum maßgeblich gewesen sein, denn er beseitigte die bisherige Praxis ja nicht, sondern übertrug sie nur auf einen *neuen* Gott. In Wirklichkeit verstärkte er die bisherige Praxis sogar noch, denn die Errichtung neuer Tempel, ja einer neuen Hauptstadt für Aton verschlang natürlich erheblich mehr Mittel als lediglich die Beibehaltung der bisherigen Kulte.

Zu großer Einfluss der Priester

Zum machtpolitischen Aspekt schreibt Jan Assmann [254]:

> „Es war aber gewiss nicht als Wirtschaftsmacht, dass Amun dem Königtum gefährlich wurde. Die Kriege brauchten nur ‚auf Befehl des Amun' geführt zu werden, um sich aus dem Tempelschatz finanzieren zu lassen. Gefährlich wurde Amun dem Königtum durch etwas anderes: Amun ist der sprechende Gott, der göttliche Wille, der in die Geschichte eingreift, [...] der Gott, der das Handlungsmonopol des Königs in vielfacher Hinsicht einzuschränken droht."

Das beabsichtigte Zurückdrängen des Einflusses von Amun könnte durchaus eine Erklärung für Echnatons Vorgehen gegen Amun sein, denn wie Echnaton auf einer der Grenzstelen schreibt, ist es vermutlich schon bei seinem Vater Amenophis III. und auch bei dessen Vater Thutmosis IV. zu Spannungen mit der Priesterschaft Amuns gekommen.

Doch auch für diese postulierte Absicht erscheint dasselbe zuzutreffen wie für die Überlegungen zum Monotheismus: Aton dürfte auch zum Zurückdrängen Amuns kein besonders geeigneter Gott gewesen sein; ein alter und ansonsten bewährter Gott wie vor allem Re von Heliopolis wäre sicher besser einsetzbar gewesen.

Die wahrscheinliche Lösung

Wenn es Echnaton nicht um die Einführung eines Monotheismus gegangen ist, wie wohl aus dem bisher Angeführten ersichtlich ist, und wenn auch alle nicht-religiösen Ziele ausscheiden, für deren Erreichung Echnaton Aton benutzte oder benutzen wollte, dann bleibt nur die Schlussfolgerung, dass der Grund oder das Motiv für seine Aktionen ***in Aton selbst*** gelegen haben muss.

Es können natürlich spezielle Eigenschaften dieses Gottes gewesen sein, die ihn besonders anzogen, aber dagegen spricht, dass er mit der ursprünglichen Auffassung von Aton, mit der Theologie Atons noch nicht zufrieden war, sondern sie bald abänderte. Der Grund kann einfach daran gelegen haben, dass er den Gott, mit dem sich sein Vater Amenophis III. mit zunehmendem Alter immer mehr identifizierte, zu *seinem* Hauptgott machen wollte. Er könnte sich diesem Gott auch besonders verbunden bzw. verpflichtet gefühlt haben. Das könnte in dem Einsatz der Aton-Priester begründet sein, ihn nach dem Tode seines älteren Bruders Thutmosis zum Pharao zu machen. Da uns jedoch keine diesbezüglichen Aussagen Echnatons vorliegen, möchte ich auch dies als Hauptmotiv ausschließen.

Postulierte Vaterschaft

Echnatons wesentliche Aussage zu Aton war, dass Aton sein Vater wäre. So schreibt er z.B. auf den Grenzstelen von Amarna:

„Ich baute den großen Tempel für Aton, meinen Vater, in Achetaton an dieser Stelle! Und ich baute den kleinen Tempel für Aton, meinen Vater, in Achetaton an dieser Stelle! Ich werde alle Arbeiten verrichten, die nötig sind und die zu machen sind für Aton, meinen Vater, in Achetaton an dieser Stelle" [Schlögl 62].

Und immer wieder betont Echnaton, dass keiner Aton wirklich kennen würde außer ihm, seinem ***Sohn***. So ergibt sich als wahrscheinlichste Deutung für seine Religions-Politik, dass er Aton vor allem deshalb fördern wollte, weil er ihn als seinen Vater ansah.

Pharaonen als Götter-Söhne

Für uns heutige Menschen mögen derartige postulierte Vaterschaften (oder Sohnschaften) bloße Floskeln sein; etwa nach dem Motto: „Wir sind alle Kinder Gottes". Etwas anderes war dies im alten Ägypten, zumindest bzgl. der Herrscher-Familien. So kommt schon im Alten Reich, in der 5. Dynastie, die Auffassung auf, die jeweiligen Pharaonen seien die Söhne des Sonnengottes Re, gezeugt mit der Königin in der Gestalt ihres Gemahls. Hatschepsut leitet ihre Legitimation u.a. dadurch ab, dass sie die Tochter Amuns sei, was sie auf einer Außenwand ihres Totentempels darstellen lässt.

Auch Echnatons Vater Amenophis III. stellt seine Zeugung durch Amun im sog. Geburtszimmer des Luxor-Tempel dar. Allerdings muss man sich dabei fragen, weshalb er die Darstellung nicht wie Hatschepsut auf einer *Außenwand* des Tempels anbringen ließ, sondern in einem der Öffentlichkeit gar nicht zugänglichen Raum. Wurde Amenophis III. eine derartige Darstellung eventuell von den Amun-Priestern abverlangt, um überhaupt zum Pharao gekrönt zu werden, und unterlief er dies eventuell dadurch, dass er sie derart ausführen ließ? Amenophis bezeichnete sich ja als Inkarnation Atons, also eines solaren Gottes. Für das Verschmelzen von Aton und Amenophis spricht auch, dass Echnaton schließlich Atons Namen in eine Kartusche schreiben ließ, genau wie das bei den Königen der Fall war.

Sohn eines Gottes und selber Gott

Echnaton hat sich also selbst als Sohn Atons bezeichnet. Für seine Auffassung gibt es die einfache und schon erwähnte Erklärung, dass sich sein leiblicher oder menschlicher Vater Amenophis III. selbst als Inkarnation Atons bezeichnet hat. Somit war Echnaton als Sohn Amenophis' III. gleichzeitig auch der Sohn Atons. Offen bliebe nur, ob er seine Zeugung auf die menschliche Inkarnation Atons zurückführte oder auf den Gott selber, wie es z.B. die Pharaonen der 5. Dynastie für sich selbst annahmen. Und durch seinen göttlichen Vater fühlte Echnaton sich auch selber gottähnlich, konnte er gottähnliche Verehrung für sich verlangen, wie es ja auch sein Vater Amenophis tat.

Abb. 1: Statue Echnatons im sog. extremen Stil aus dem Aton-Tempel in Theben, heute Ägyptisches Museum Kairo [Manley].

Abb. 2: Echnaton zu Beginn seiner Regierungszeit, heute: Ägyptisches Museum Berlin [Vandenberg 210]
Abb. 3: Echnaton und Nofretete; heute Louvre Paris [Ziegler 47]

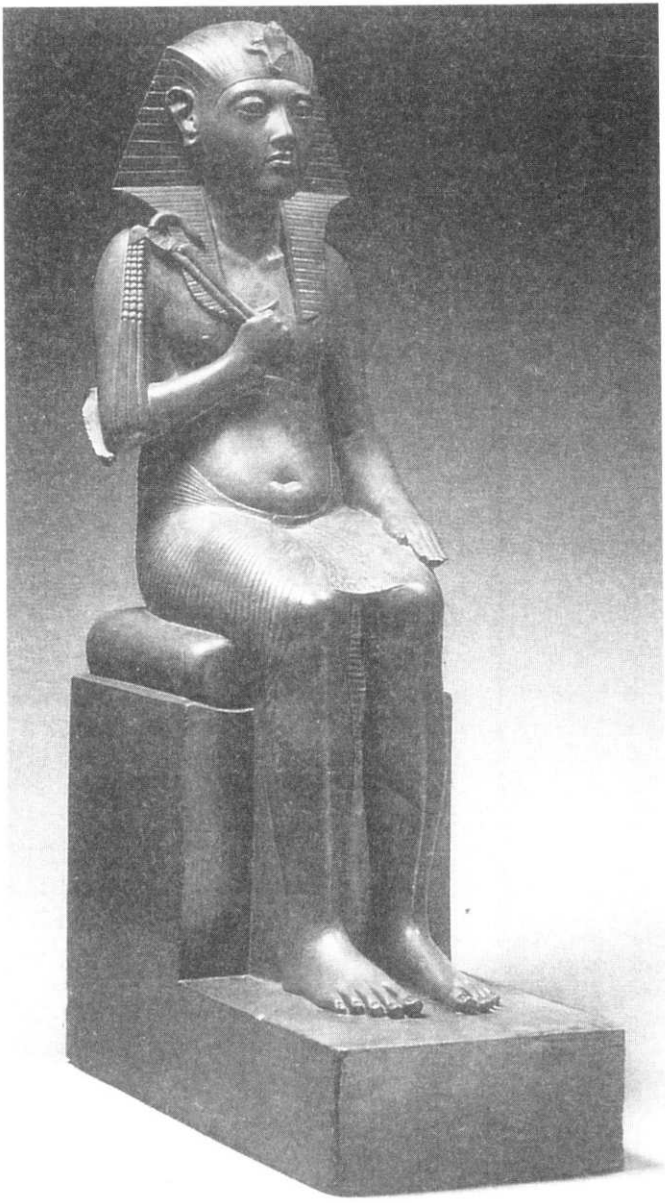


Abb. 4: Statue Echnatons, ursprüngl. zusammen mit Nofretete [Reeves, Taf. 7]

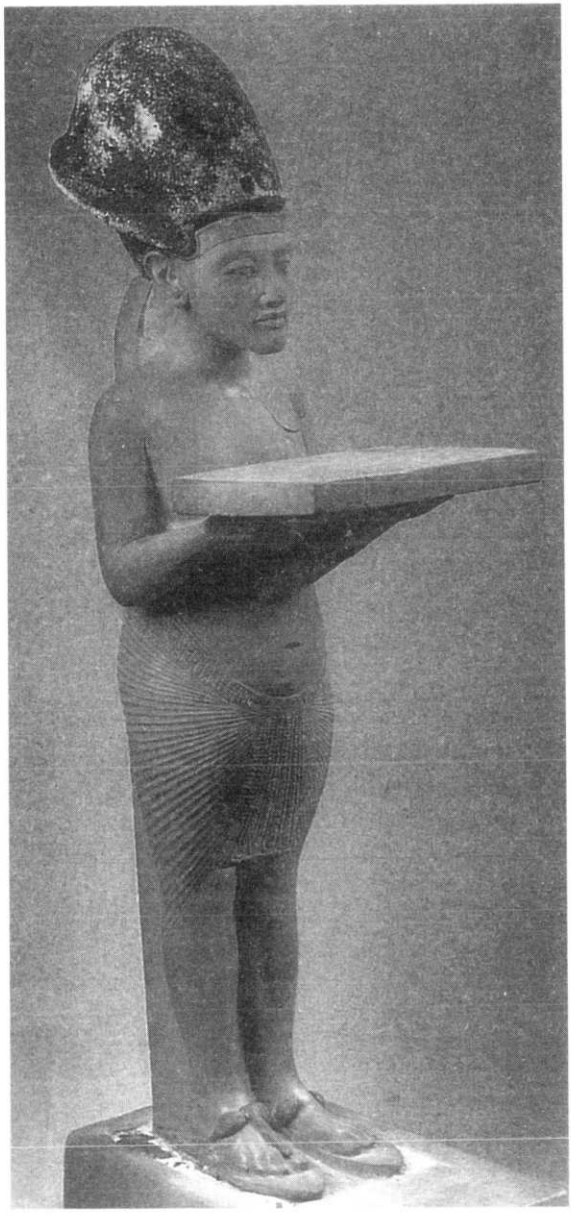


Abb. 5: Echnaton mit Opferplatte, gefunden in Amarna, heute Ägyptisches Museum Kairo [Riesterer, Nr. 160]

Auch körperlich auserwählt?

Für Echnatons Auffassung, wirklich der Sohn Atons gewesen zu sein, kam eventuell noch etwas weiteres dazu, etwas, was innerhalb der Ägyptologie sehr umstritten ist: sein Äußeres. Bekanntlich ließ Echnaton in dem von ihm errichteten Aton-Tempel in Theben Statuen von sich aufstellen, die völlig von den bisher üblichen Pharaonen-Darstellungen abwichen (Abb. 1). Die Frage dabei ist natürlich, wie weit derartige Darstellungen wirklich der Realität entsprachen.

Natürlich lässt sich nicht genau rekonstruieren, wie Echnaton wirklich ausgesehen hat. Eine Holzstatuette eines noch sehr jugendlich wirkenden Echnatons (Abb. 2) dürfte jedoch Anhaltspunkte dafür geben, dass gewisse Abweichungen von der Norm vorhanden waren, zumal die insgesamt konventionelle Darstellung eher für eine *Abschwächung* als für eine Hervorhebung solcher Abweichungen spricht. Auch eine weitere Darstellung Echnatons zusammen mit einer noch relativ jugendlich wirkenden Nofretete (Abb. 3) dürfte der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen. Dafür gibt es auch eine mögliche medizinische Erklärung, das sog. Marfan-Syndrom, eine Schwächung des Bindegewebes.

Vermutlich stark übertrieben

Sicher dürfte ein junger Mann zunächst unter eventuellen Deformationen seines Körpers gelitten haben. Doch wenn diese dann als Zeichen der Auserwähltheit gedeutet werden konnten, als Zeichen seiner Sohnschaft von Aton, dann ist zumindest vom psychologischen Standpunkt aus glaubhaft, dass sie begierig aufgegriffen und geglaubt wurden. Deshalb lässt er sich dann im thebanischen Aton-Tempel so darstellen, wie er es als Zeichen seiner Auserwähltheit annahm: mit und sogar unter *Betonung seiner körperlichen Besonderheiten.*

Diese bewusste Hervorhebung würde auch fast *nackte* Darstellungen Echnatons erklären. Und vermutlich hat er seine Missbildungen sogar bewusst übertrieben, eventuell sogar als Provokation gegenüber der Amun-Priesterschaft, falls diese ihn zuvor mit Hinweis auf seine körperlichen Sonderheiten abgelehnt hatte. Für Echnaton waren es jedoch keine Gebrechen, sondern Kennzeichen seiner Gottessohnschaft, gewissermaßen Stigmata. Und natürlich ahmten dann später seine Anhänger diese körperlichen Besonderheiten nach, genau wie heute noch die Mode von Königshäusern oder von als Leitfiguren angesehenen Leuten nachgeahmt wird.

Für die Annahme, bei den frühen Kolossal-Statuen Echnatons im thebanischen Aton-Tempel handle es sich um *bewusste Übertreibungen,* spricht auch, dass sich Echnaton in der eigentlichen Amarna-Zeit nicht mehr so ext-

rem darstellen ließ. Darauf weist u.a. Maya Müller in ihrer Dissertationsarbeit *Die Kunst Amenophis III. und Echnatons* hin. Man könnte fast von zwei unterschiedlichen Stilrichtungen während der Zeit Echnatons sprechen. Steffen Wenig schreibt hierüber sinngemäß [LdÄ → Amarna-Kunst],

> „daß bei der Darstellung des Königs zunächst in einer sehr kurzen Übergangsdauer die bisherige Idealisierung in Richtung auf eine scheinbar naturalistische Wiedergabe aufgegeben wurde, worauf dann der sgn. extreme Stil beginnt, bei dem es zu excessiven Übertreibungen und Verzerrungen kommt. Diese werden nach Übersiedlung nach Amarna wieder abgemildert, und in der letzten Phase setzt sich dann ein betont ‚weicher' Stil durch, der teilweise sogar an den Stil der Vor-Amarna-Zeit anzuknüpfen scheint.

Als Beispiele dafür kann man eine Statue Echnatons aus gelbem Steatit (Abb. 4) anführen, sowie eine Darstellung mit einer Opferplatte (Abb. 5).

Amun und Aton

Wenn Echnaton wirklich davon überzeugt war, der Sohn Atons zu sein, dann hat man damit auch ein völlig überzeugendes Argument für seine neue Religions-Politik: Er wollte seinen vermeintlichen Vater-Gott fördern, zum obersten aller Götter machen, ihm zunächst zumindest einen großen und würdigen Tempel erbauen, wie ihn z.B. Re in Heliopolis, Ptah in Memphis oder Amun in Theben besaß. Durch die steigende Größe seines Tempels und die Verschmelzung mit dem Sonnengott Re hatte auch der Aufstieg Amuns, ursprünglich nur ***Stadtgott*** von Theben, zum Reichsgott stattgefunden.

Dasselbe wollte Echnaton jetzt auch für Aton erreichen. So lässt er ihm in Karnak einen Tempel erbauen, der mit seinen riesigen Dimensionen alles übertraf, was bisher an Tempel-Bauten errichtet worden ist, u.a. auch den dortigen Amun-Tempel. Aber Theben war ja von Anfang an die Stadt Amuns gewesen; es musste zwangsläufig dort zu Konflikten mit der Priesterschaft Amuns kommen. So erbaut Echnaton seinem Vater-Gott dann eine eigene Verehrungs-Stadt mit den entsprechenden Tempel-Komplexen: Amarna, ein Ort, der bisher keinem anderen Gott gehört hatte. Auch das ist ein Argument gegen einen gedachten Monotheismus, denn wenn Echnaton überzeugt gewesen wäre, dass es außer Aton keinen anderen Götter geben würde, hätte er seinen neuen Tempel in dem Bereich des vermeintlichen Götzen Amun errichten müssen, genau wie die Christen später ihre Kirchen bevorzugt auf den Tempeln der überwundenen heidnischen Götter errichteten.

Warum der Hass auf Amun?

Eigentlich hätte die Postulierung eines neuen Hauptgottes alle großen Tempel Ägyptens, also auch die von Memphis und Heliopolis berühren müssen, aber

von diesen wurde der Aufstieg Atons widerstandslos hingenommen; zu Konflikten kam es nur in Theben, die von Seiten Echnatons schließlich in einer Weise eskalierten, die schon pathologisch zu nennen war.

Wenn man sich fragt, wann und warum es zum Konflikt mit Amun gekommen ist, dann könnte dies vor allem ein Widerstand der Amun-Priesterschaft gegen den Bau des großen Aton-Tempels in Theben gewesen sein. Dies ging sicher auf Kosten des benachbarten Amun-Tempels, vielleicht hat der Bau sogar in Landrechte des Amun-Tempels eingegriffen. Dass es irgendwelche Konflikte gegeben hat, ist eindeutig, doch interessanterweise spricht auf einer der frühen Grenzstelen Amarnas Echnaton auch von schlimmen Vorfällen in den *vorausgegangenen Jahren* seiner Regierung. Der einschlägige Text auf der nur unvollständig erhaltenen Stele lautet:

> „So wahr aber mein Vater Re-Harachte, der im Horizont jubelt..., lebt.. .so ist das schlimmer, als was ich im 4. Regierungsjahr hörte, so ist das schlimmer, als was ich im (?) Regierungsjahr hörte, so ist das schlimmer, als was ich im 1. Regierungsjahr hörte, so ist das schlimmer, als was Neb-Maat-Re (Amenophis III.) hörte, so ist das schlimmer, als was Men-Cheperu-Re (Thutmosis IV.) hörte..." [Schlögl 1993, 107; Helck 342].

Es muss sich also jemand, und dafür kommt eigentlich nur die Amun-Priesterschaft in Frage, wiederholt in die Politik eingemischt oder sich Maßnahmen des Pharaos widersetzt haben; im 4. Regierungsjahr Echnatons vermutlich dem Bau des Aton-Tempels. Es wäre allerdings auch zu erwägen, ob in diesem Zusammenhang oder zuvor nicht vielleicht noch mehr geschehen ist oder verlangt wurde, eventuell sogar ein Absetzen Echnatons als Pharao.

Der Gott selbst war es

Es kann nicht nur die Priesterschaft oder eventuell nur der Oberpriester des Amun gewesen sein, der sich Echnaton widersetzte, denn dann hätte es genügt, diesen durch einen anderen zu ersetzen – er hätte nicht den ***Gott selbst*** verfolgen müssen, wie er es schließlich durch die Tilgung seines Namens tat. Nach Echnatons Überzeugung muss es wohl Amun selbst gewesen sein, der sich wiederholt gegen ihn wandte; d.h. es müssen wohl im Namen Amuns Sprüche gegen Echnaton verkündet worden sein. Und deshalb wandte sich Echnaton in schon pathologischer Form gegen den bisherigen Gott, ließ den Namen Amuns sogar auf normalerweise unzugänglichen Stellen, auf Papyri und anderen Dokumenten tilgen, die ohnehin verborgen in Archiven ruhten.

Auch dabei kein Monotheismus

Auch diese Form der Verfolgung Amuns zeigt, dass Echnatons kein Monotheist gewesen sein konnte; als vernünftiger Mensch verfolgt man doch nur

das, an *dessen Existenz man glaubt.* Um Aton aufsteigen zu lassen, hätte er Amun nur 'auszuhungern' brauchen, seinen Tempeln die finanziellen Mitteln entziehen lassen. Für Echnaton blieb Amun jedoch weiterhin existent, die übrigen Götter Ägyptens blieben es auch, und Aton war „einer unter vielen", alles andere als ein einziger Gott.

Man könnte sogar noch weiter gehen: So er auch weiterhin an die bedrohliche Existenz Amuns glaubte, muss Echnaton traumatische Phasen durchgemacht haben, zumal als er nach Amarna ausweichen musste, als sich Amun als der mächtigere der Götter durchgesetzt zu haben schien. Und selbst in Amarna konnte er sich nicht völlig sicher fühlen: Amenophis III. konnte veranlaßt werden, auch dieses Experiment zu beenden, es konnte nach dem Tode Amenophis' III. ein neuer Gegen-Pharao in Theben inthronisiert werden. Und seine überstandenen traumatischen Ängste entluden sich in einer wahren Verfolgungsorgie gegen seinen Widersacher Amun, als Echnaton sich nach dem Tode Amenophis' III. endgültig durchgesetzt hatte. Hierzu soll noch einmal Hornung [1995, 97 f.] zitiert werden:

> „Nun soll es neben dem Aton keine anderen Götter mehr geben, ihre physische Existenz soll durch Tilgung des Namens und zum Teil auch der Darstellung ausgelöscht werden. Die Verfolgung, die jetzt einsetzt, trifft in erster Linie den Amun und seine Gemahlin Mut, aber sporadisch auch eine Vielzahl von anderen Gottheiten, bis hin zur Schreibung des Plurals ‚Götter' [...] Die Verfolgung traf nebenbei auch die tiergestaltigen Symbole der Gottheiten, wie den Geier der Mut und die Gans des Amun. Nur Falke und Uräus-Schlange bleiben anerkannt."

Kein moderner Mensch

Die überspitzte Verfolgung Amuns, aus welchen Gründen auch immer sie geschah, zeigt weiterhin überdeutlich, dass Echnatons gar nicht der „moderne" Mensch war, als der er meist dargestellt wird. Ein moderner Mensch würde über negative Göttersprüche, insbesondere wenn sie nicht erfolgreich gewesen waren, wohl nur lächeln. Er würde höchstens sich an denjenigen rächen, die die Sprüche verkündet und ihn eventuell doch in Angst versetzt haben, d.h. an den *Priestern* dieses Gottes. Echnatons Reaktion zeigte jedoch, dass er immer noch an Amun und seine Existenz glaubte und daran, dass die Aktionen gegen ihn wirklich von *Amun* selbst ausgegangen waren.

Ein letztes Resümee

Echnaton wählte sich nicht Aton aus, weil er den bisher üblichen Götterkult reformieren, eventuell durch einen alleinigen Sonnenkult ersetzen wollte und/oder weil er für seine geplanten Reformen einen von der Vergangenheit unbelasteten Gott brauchte. Er wandte sich Aton zu, weil er wirklich an seine

Zeugung durch diesen glaubte. Deshalb betonte er immer wieder dessen Vaterschaft, spricht von sich als dessen Sohn, lässt sich so und als Abbild des Atons, als seine Inkarnation auf Erden von seinen Untergebenen bezeichnen. Als sein Sohn, als derjenige oder der einzige, der Aton wirklich kennt, kann er dann auch Atons Theologie verbessern oder verfeinern. Er bezeichnet Aton also nicht als seinen Vater, weil dieser oder dessen Theologie ihm am meisten zusagte, sondern weil er von seiner Vaterschaft überzeugt war.

Wenn man diese Hypothese zurückweist, dann muss man aber auch eingestehen, dass das Problem der Beweisnot auch für die *bisherige* Auffassung besteht: Fast jeder, der etwas über Echnaton und seinen Monotheismus schreibt, führt dazu sinngemäß aus, dass seine Reformen völlig unägyptisch sind, dass die Vorgänge jedes bisherige ägyptische Maß sprengen, dass es hierfür und insbesondere für die Verfolgung Amuns keine logische oder völlig befriedigende Erklärung gibt.

Niemand kann bisher überzeugend begründen, *warum* ein Pharao plötzlich eine Götterwelt, mit der Ägypten über ein Jahrtausend lang gut zurechtgekommen war, verändern und die bisherige Vielfalt der Götterwelt abschaffen sollte; man geht lediglich davon aus, dass Echnaton all dies tun wollte. Was für einen Sinn hätte eine solche Reform gehabt, wenn sie, wie Hornung annimmt, vermutlich nicht einmal für ganz Ägypten vorgesehen war? Sie hätte nur unnötig das Land gespalten, dessen Einheit der Pharao gerade bewahren sollte; denn dass der Kampf gegen Amun das Land erschüttern würde, war vorauszusehen. Weshalb musste, um den Kult Atons durchzusetzen, der Name Amuns sogar auf Tafeln getilgt werden, die in Keilschrift abgefasst waren und ohnehin verborgen in Archiven ruhten?

Ähnliches gilt für die Reformen auf künstlerischem Gebiet: Warum ließ ein Pharao, der sich als Sohn und Abbild seines Gottes bezeichnete, der sich in Monumental-Darstellungen zur Schau stellte, der von seinen Untertanen totale Unterwerfung verlangte, sich gleichzeitig in einer Art darstellen, die alles andere als respekterzeugend war? Opferte er wirklich freiwillig seine Würde, nur um 'frischen Wind' in eine angeblich erstarrte Darstellungsform zu bringen? Er hätte den 'frischen Wind' auch anordnen können, ohne sich selbst als Karikatur darstellen lassen zu müssen.

Für all das bringen meine Hypothesen eine sinnvolle Begründung. Und sie lassen erkennen, dass Echnaton gar nicht mehr so aus dem Rahmen der ägyptischen Tradition fällt, wie man es bisher annehmen musste. Das einzig Ungewöhnliche ist nur noch, dass er es wagte, den Kampf mit dem bisher dominierenden Reichsgott Amun aufzunehmen. Aus dem religiösen Reformator und Schwärmer Echnaton wird somit vor allem ein realer Machtpolitiker, der es nicht hinnehmen wollte, dass ein Gott sich gegen ihn gewandt hatte. Und auch

in seinem Kampf gegen Amun jagte er keinen Illusionen nach, denn dieser Kampf hätte gewonnen werden können, wenn seine Nachfolger seine Politik fortgesetzt und nicht rückgängig gemacht hätten. Sein Hauptfehler war wohl der, dass seine Untertanen nicht Aton direkt verehren sollten, sondern nur auf dem 'Umweg' über ihn. Weil die anderen Götter weiterhin als existent betrachtet wurden und weil Aton sich auch nicht als besonders erfolgreich für Ägypten erwiesen hatte, konnte man bald nach dem Tode Echnatons wieder zum früheren Götterkult zurückkehren, insbesondere zur Verehrung Amuns.

Verwendete Literatur

Aldred, Cyril (1968): Echnaton; Bergisch Gladbach

Assmann, Jan ([2]1991): Ägypten - Theologie und Frömmigkeit einer Hochkultur; Stuttgart

Fletcher, Joann (2000): Amenophis III., Sonnenkönig vom Nil; München

Helck, Wolfgang (1984): Urkunden der 18. Dynastie; Berlin

Hornung, Erik (1995): Echnaton; Zürich

- (1973): Der Eine und die Vielen; Darmstadt

Krauss, Rolf (2001): Das Moses-Rätsel; München

LdÄ = Lexikon der Ägyptologie (Hg. Wolfgang Helck; 1972 ff.); Wiesbaden

Manley, Bill (2003): Die siebzig großen Geheimnisse des alten Ägypten; München

Müller, Maya (1988): Die Kunst Amenophis' III. und Echnatons; Basel

Reeves, Nicolas (2002): Echnaton, Ägyptens falscher Prophet; Mainz

Riesterer, Peter Paul (1975): Das ägyptische Museum Kairo; Mainz

Schlögl, Hermann A. (1986): Echnaton: Reinbek

- (1993): Echnaton - Tutanchamun; Wiesbaden

Vandenberg, Philipp (1977): Nofretete, Echnaton und ihre Zeit; Bergisch Gladbach

Velikovsky, Immanuel (1966): Ödipus und Echnaton; Zürich

Wilson, John A. (1961): Ägypten; in *Propyläen Weltgeschichte*, Bd. 1/2; Berlin

Ziegler, Christiane (1992): Der Louvre: Die ägyptische Sammlung; München

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Alles immer jünger? (Nachtrag zu Teil 2)

von Manfred Zeller, Erlangen

Weihinschrift in Tel Miqne / Ekron gefunden

Mein Bericht über Tel Miqne basierte auf dem Buch von Moshe und Trude ***Dothan***, dessen engl. Originalausgabe 1992 erschien. Die Ausgrabungen an diesem Ort wurden noch bis 1996 fortgeführt; und in dieser letzten Kampagne wurde ein Aufsehen erregender Fund gemacht. In der jüngsten Zerstörungsschicht wurde im Bereich eines Tempels in der Unterstadt ein Block mit einer eingravierten königlichen Weihinschrift gefunden, die bewies, dass es sich bei dieser Ausgrabungsstätte tatsächlich um Ekron handelt:

> „Der Tempel, den er erbaute, 'kyš [Akisch, Ikausu], der Sohn von Padi, Sohn von Ysd, Sohn von Ada, Sohn von Ya'ir, Herrscher von Ekron, für Ptgyh, seine Herrin. Möge sie ihn segnen und ihn beschützen und seine Tage verlängern und sein Land segnen."

Diese Inschrift ist einzigartig in Israel, weil sie den Namen einer biblischen Stadt und fünf ihrer Herrscher enthält, von denen zwei (Padi, Ikausu) aus außerbiblischen Texten bekannt sind. Es handelt sich hier auch um die einzige Inschrift, die in situ in einem sicher definierten, datierbaren archäologischen Zusammenhang gefunden wurde. Padi, der Vater des Stifters, war ein Zeitgenosse von Sargon und Sanherib. Damit steht auch fest, dass die jüngste Schicht der EZ II mit der großen, reichen Unterstadt noch in die Zeit der Sargoniden gehört. Dazu passend entsprach der Tempel assyrischen Architekturformen und bestand aus einem weiten Hof, der von Räumen umgeben war. Eine lange Halle, die wahrscheinlich als Thronraum diente, wie eine erhöhte Plattform anzeigte, trennte den Hof vom Kultraum.

Der Name 'kyš (Akisch, bibl. Achisch, assyr. Ikausu) ist im Gegensatz zu seinen Vorfahren nicht-semitisch und wird mit dem Begriff *Achaios* (= Grieche) in Zusammenhang gebracht. Die Bibel kennt einen Achisch, König von Gath, als Zeitgenossen Davids. Aaron ***Demsky*** hat den Namen der Göttin in Ptnya korrigiert und mit dem griechischen *Potnia* (= Herrin) interpretiert. Vielleicht sei Ascherah gemeint. Bei der Restaurierung von Vasen nach Beendigung der Ausgrabung wurde noch eine Inschrift „für Ba'al und für Padi" entdeckt.

Da in der jüngsten Schicht von Tel Miqne auch archaische griechische Keramik gefunden worden ist (s. Teil 3, Abschnitt 4), wird Tel Miqne zum Schlüssel für Keramikdatierungen in der Eisenzeit II, insbesondere für die Synchronisation zwischen Griechenland und dem Nahen Osten.

Hier seien noch einmal die Schichten von Tel Miqne mit der konventionellen Datierung dargestellt, getrennt für Ober- und Unterstadt:

Die Schichten von Tel Miqne

Oberst.	*Unterst.*	*Charakterisierung*
Dicke Zerstörungsschicht, Ende von EZ II (Nebukadnezar -604/03)		
I	I	Erneute Ausdehnung auf die Unterstadt (Provinzhauptstadt nach -701), Bau neuer Stadtmauern, massives Stadttor, Tempel assyrischen Bautyps, Weihinschrift von 'kyš, Sohn von Padi, große Anlagen zur Herstellung von Olivenöl, ostgriechische archaische Importkeramik
Zerstörungsschicht, einige Jahre wüst (Eroberung durch Sargon -712)		
II	–	(keine besonderen Angaben)
III	–	Siedlung auf der Akropolis, arm; neue Stadtmauer um die Akropolis, mit Quadersteinen verblendet
Zerstörungsschicht (Eroberung durch David oder Siamun, -10. Jh.)		
IV	IV	Aufgabe der ägäischen Traditionen, neue rot gefirnisste Keramik (Aschdod-Ware) wie in EZ II, ägyptische Luxusgegenstände (21. Dyn. ?)
V	V	(ähnlich VI, keine besonderen Angaben)
VI	VI	lokale monochrome und bichrome Ware
VII	VII	große Stadt (20 ha) mit 3 m dicker Lehmziegelmauer (seit -1175/35); lokale monochrome Ware SH IIIC 1b, keine Importkeramik mehr; grobe Figurinen mykenischer Machart, Herdräume nach mykenischem Vorbild
Brandkatastrophe im -13. Jh.		
VIII	–	Kanaanäische SB (–14./13. Jh.), nur auf dem oberen Hügel; graue, polierte Kratere (Typ Troja), mykenische und zyprische Importkeramik
Besiedlungslücke (Jüngerdatierung der kanaanäischen MB in Diskussion; Ende erst um -1450 ?)		
IX	IX	Stadt (20 ha) der kanaanäischen MB (ca. 1750–1550)

Die eisenzeitlichen Schichten VII bis I bestanden, konventionell datiert, vom -12. bis Ende des -7. Jh. Die Zerstörung von Schicht I am Ende der Assyrerzeit ist durch den Schriftfund von 1996 bestätigt. Damit muss die Neudatierung der eisenzeitlichen Schichten, die ich in Teil 2 versucht habe, noch einmal überdacht werden. Wenn hier etwas zu lernen ist, dann, dass man nicht auf Bücher – selbst relativ neue – bauen kann, ohne vorher im Internet recherchiert zu haben, ob es nicht doch noch neuere Befunde gibt.

Die Zerstörung am Ende von Schicht IV haben die israelischen Ausgräber wahlweise David oder Siamun zugeschrieben. Der erste hat nach dem biblischen Bericht gegen die Philister gekämpft; der zweite unternahm einen Feldzug gegen die Seevölker/Philister (Triumphrelief von Tanis).

David scheidet m. E. wegen mangelnder archäologischer Belege für seine Existenz aus (nach Rohl gehört er in die Amarnazeit). Die Hinweise auf Siamun sind vage. Ich habe deshalb diese Zerstörung unter Berücksichtigung einer möglichen Kürzung der frühen Eisenzeit und mangels anderer Alternativen dem Feldzug Sargons von -712 zugeschrieben (s. Teil 2). Wenn man den neuen Diskussionen (s. Teil 3) folgt, gehört Schicht IV mit der rot gefirnissten Keramik in die EZ II, die um -980 (Mazar) oder -920 (Finkelstein) beginnt. Damit scheiden sowohl David wie Siamun als Zerstörer aus; sie liegen zu früh, zumindest in konventioneller Chronologie. Ebenso Sargon, er liegt zu spät. Rein schematisch könnte man die Zerstörung von Schicht IV als Grenze zwischen EZ II A und B sehen. Man käme also in die Zeit der Kriege von Salmanassar III. und den Staatsstreich Jehus um -840. Könnte der Feldzug Siamuns gegen die Philister um -840 statt um -970 stattgefunden haben? Etwa zur Verteidigung ägyptischer Interessen gegenüber den assyrischen Ansprüchen?

Die Ausgrabung von Tell es-Safi (Gath?)

Seit 1997 finden Ausgrabungen unter der Leitung von A. M. ***Maeir*** auf dem Tell es-Safi statt. Vermutlich ist dies der Ort der Philisterstadt Gath, die wie Ekron im Binnenland liegt. Die Grabungen fanden hauptsächlich in den Arealen A und E an der Ostseite des Hügels statt, wo Eisen- bzw. Bronzezeitschichten nahe der Oberfläche liegen.

Die Funde aus Schicht 4 sind einzigartig für die EZ II A, da die Zerstörungsschichten an anderen Orten deutlich früher oder später auf der Zeitachse liegen. So haben wir hier ein Zeitfenster, das weit vor der assyrischen Eroberung liegt.

Die Siedlung ist von einem 2,5 km langen künstlichen Graben umgeben, der die östliche, südliche und westliche Seite umfasst. Die Ausgrabung eines Abschnittes an der Ostseite (Areal C) hat erwiesen, dass der Graben Belagerungszwecken diente. Die Funde unter dem Aushub (an der äußeren Seite)

Areal A	*Areal E*	*Lachisch*	*Charakterisierung*
1, 2			Modern, frühmodern
3			EZ II B (spätes -8. Jh.): letzte Besiedlungsphase in dieser Epoche; nur geringe Funde; vergleichbar Lachisch III
Zerstörung durch Feuer; gut erhaltene Zerstörungsschicht m. reichen Funden			
4	–		EZ II A (spätes -9., frühes -8. Jh.): ähnlich Aschdod IX/VIII deutlich früher als Lachisch III, Tel Miqne II; über 500 komplette Gefäße, einige intakt; vollständiges Typenrepertoire nach Verwendung und Herkunft, darunter Aschdod-Ware) sowie weitere Funde (Glyptik, Metall, Stein)
Schuttschicht (ca. 50 cm)			
5			EZ II A: „klassische" frühe EZ-II-Keramik, ähnl. Tel Miqne IV
Schuttschicht (ca. 50 cm)			
6			EZ I B (-11. Jh.): degenerierte philist. Keramik und andere Funde, darunter gebogenes Eisenmesser; Funde vergleichbar mit Tel Miqne IV
(7)	–		Bichrome Keramik in sekundärer Lage (aus Survey)
(8)	–		EZ I A (-12. Jh.): Schicht bisher nicht aufgedeckt, aber Scherben in sekundärer Lage (Survey) sowie komplette Gefäße des mykenischen Typs SH III C
Zerstörung durch Feuer			
	9		SB (-13. Jh.): lokale und importierte Keramik, ägyptische und ägyptisierende Kleinfunde
	10		SB (Schicht teilweise gefunden)
	–		typische Keramik der FB II-III (sekundäre Lage)

(Stand der Grabungen 2002; Grabung 2004 noch nicht veröffentlicht)

und in der späteren Verfüllung zeigten, dass der Graben zu Schicht 4 gehört und nur kurze Zeit genutzt worden ist. Die Belagerung und Zerstörung der Stadt wird Hasael von Aram-Damaskus zugeschrieben:

> „Damals zog Hasael, der König von Aram herauf, griff Gat an und eroberte es. Als er sich anschickte, auch gegen Jerusalem zu ziehen, nahm Joasch, der König von Juda, alle Weihegaben [...] und alles Gold [...] und sandte alles an Hasael, den König von Aram, der daraufhin von Jerusalem abzog" [2 Könige 12:18, 19].

Als Bestätigung für diese Art der Belagerung kann die Zakur-Inschrift aus dem nördlichen Syrien dienen. Sie schreibt Birhadad, Hasael's Sohn, die Anlage eines Belagerungsgrabens mit Umwallung um die Stadt Hadrach zu.

Internet

http://faculty.biu.ac.il/~maeira/ (die offizielle Website der Grabung von Tell es-Safi)
http://www.archaeology.org/9801/abstracts/ekron.html
http://www.kchanson.com/ANCDOCS/westsem/ekron.html

Literatur

Dothan, M. und Tr. (1995): Die Philister; München
Gitin, S., Dothan, Tr., Naveh, J. (1998): Special Report: Ekron Identity Confirmed; in Archaeology Vol. 51 (1)
Zeller, M. (2002): Alles immer jünger?; in Zeitensprünge 14 (4), 619-628
- (2003): Alles immer jünger? (Teil 2); in Zeitensprünge 15 (2), 252-281

Alles immer jünger? (Teil 3)

von Manfred Zeller, Erlangen

*Dieser Artikel knüpft an Teil 2 an und kehrt noch einmal nach Israel/Palästina zurück, wo zurzeit eine erregte Diskussion über die Datierung der Eisenzeitschichten geführt wird. Danach wird der historische Ablauf in der Entwicklung der Chronologie der vorklassischen Stratigrafien in Griechenland rekapituliert und an die Arbeiten **Velikovskys** und seiner Schüler erinnert. Die Entdeckung archaischer griechischer Importkeramik in Ekron und einigen anderen Ausgrabungsplätzen in Israel liefert endlich saubere Synchronismen zur Überprüfung ihrer Datierung im Verhältnis zu Assyrien. Nachdem der Rahmen für eine zeitliche Kürzung der Eisenzeitschichten in Griechenland und Vorderasien abgesteckt ist, muss das Unternehmen auf Ägypten ausgeweitet werden. Hierzu werden zunächst die Inschriften aus dem Serapeum von Sakkara herangezogen. Dann werden die Thesen von Peter **James** zur Verkürzung des Dunklen Zeitalters vorgestellt und zum Abschluss wird das Ganze diskutiert.*

Zunächst aber zu den neuesten Ausgrabungen von Tel Rehov und Megiddo, wobei sich letzterer Ort wie ein Rahmen um den ganzen Aufsatz legt.

1. ‚Traditionelle' oder ‚niedrige' Chronologie in der Levante?

Unter israelischen Archäologen besteht seit einigen Jahren eine Kontroverse über die Datierung der Eisenzeitschichten (EZ). Insbesondere der Übergang von EZ I zu EZ II ist umstritten. Der letzte sichere Datierungsanker besteht aus Funden der 20. ägyptischen Dynastie, die gemäß konventioneller Chronologie bis etwa -1150/35 in Israel/Palästina nachweisbar ist. Danach gibt es mangels epigrafischer Funde keine festen Anhaltspunkte bis in die Zeit der assyrischen Eroberung des Nordreiches Israel unter Tiglatpileser III. um -732 und die Feldzüge Sargons II. und Sanheribs im Südreich Juda. Hier gibt es seit Mitte der 90er Jahre einen beschrifteten Block aus Ekron, der die Datierung der jüngsten Schichten der EZ II bestätigt.

Die traditionelle Datierung der dazwischen liegenden Schichten ist eher schematisch und basiert auf der Interpretation des Schichtinventars und der gefundenen Zerstörungen an Hand des biblischen Berichts, wobei die Glaubwürdigkeit des Berichtes nicht hinterfragt wird. Eine wichtige Rolle spielt auch der Feldzugsbericht Scheschonqs I. aus dem Amun-Tempel von Karnak. Während die Schichtzuweisungen an archäologische Stufen und die Parallelisierung der Schichten an den verschiedenen Grabungsstätten durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte entscheidend verbessert worden ist, ist die

Verbindung der Schichten mit historischen Ereignissen noch nicht zufrieden stellend gelöst.

Als Beispiel für die traditionelle Datierung sei die folgende Tabelle genannt. Sie basiert im Wesentlichen auf Artikeln von Amihai ***Mazar,*** Ausgräber von *Tel Beth Shean* (neue Grabungen 1989–96) und *Tel Rehov* (seit 1997), etwa 5 km südlich von Beth Shean. Er hat die Datierung der Schichten mittels neuester verfeinerter Radiokarbondaten etwas modifiziert, bleibt aber im Rahmen der traditionellen Chronologie. Bemerkenswert sind die Funde griechischer Importkeramik, eine spätmykenische Bügelkanne in Megiddo (EZ I) sowie Scherben von sechs geometrischen Gefäßen in Tel Rehov (EZ IIA).

Periode	Modifizierte traditionelle Chronologie	Griechische Importkeramik	Tel Rehov Strata	Megiddo Strata	Samaria Perioden	Hazor Strata
EZ II C	732 – ...		II	III	VII	IV
EZ II B	ca. 830 -732		III	IVA	VI V IV	VA VB VI VII
EZ II A	ca. -980 – ca. 830	SPG, MG	IV	IVB-VA VB	III II	VIII
		PG, SPG	V			IX A/B
		PG	VI / D-2		I	X A/B
EZ I B	spät. -11. Jh. – ca. -980		VII / D-3	VIA / K-4 VIB / K-5		
	-11. Jh.	SH IIIC peripher	D-4 D-5			

SH = Späthelladisch, PG = Protogeometrisch, SPG = Subprotogeometrisch, MG = Mittelgeometrisch,

Die folgende Tabelle der Eisenzeit-Schichten stammt ebenfalls von Mazar [Science 300, 2003]. Er kritisiert seinen Kollegen Israel ***Finkelstein***, der in

Zeitraum (tradit.)	Schichten von Tel Rehov mit C14-Datierungen	parallele Schichten von Tel Megiddo	Modifiz. tradit. Chronologie (Mazar)	Niedrige Chronologie (Finkelstein)
-1200	D-7	VIIA	EZ I A ca. 1200–1140	SB letzte Phase bis ca. -1140
	D-6 1130–1090 D-5 ohne Daten D-4 1090–1010 D-3 1010– 980	VIB	EZ I B ca. 1140–980	EZ I ca. 1140–920
-1100				
		VIA		
-1000				
	D-2 995–920 VI 980–940	VB IVB–VA	EZ II A ca. 980–830	EZ II A ca. 920–830
	V 940–900			
-900	IV 900–830			
	III	IVA	EZ II B ca. 830–732	EZ II B ca. 830–732
-800				
	II	III	assyrisch	assyrisch

Erläuterungen zu Tel Rehov: Die einzelnen Grabungsflächen werden mit Buchstaben bezeichnet und die dortigen Phasen mit arabischen Zahlen nummeriert. Stratum mit römischen Ziffern bezeichnet die Parallelisierung der Phasen in den verschiedenen Grabungsflächen.

Megiddo gräbt (ich habe zum Vergleich die entsprechenden Strata eingefügt) und die ‚Niedrige' Chronologie vertritt (s. u.). Mazar vergleicht Finkelsteins Sicht mit seiner eigenen und stützt sich dabei auf die jüngsten Ausgrabungen von Tel Rehov.

Fläche D ist eine treppenförmige Grabung am Hang des unteren Hügels, die am Fuß bis auf den gewachsenen Fels geführt worden ist. Die ältesten Keramikscherben (Chocolate-on-White) können ans Ende MB II/Anfang SB I datiert werden. In den anderen Flächen ist die frühe Eisenzeit noch nicht erreicht, sodass es für diese Zeit noch keine Stratazählung gibt.

Der Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit wird traditionell bei -1200 (Ende der 19. Dynastie) angesetzt. Tatsächlich liegt er nach dem heutigen Forschungsstand später. Ramses III. gehört noch in die Bronzezeit. Finkelstein rechnet deshalb die traditionelle EZ I A als letzte Phase zur SB und beschränkt die EZ I auf die EZ I B. Durch die deutliche Jüngerdatierung des Übergangs EZ I/II wird die EZ I (Megiddo VI) bei Finkelstein viel zu lang. Auch Mazar hat den Übergang jünger datiert. Er bleibt aber moderat und korrigiert so, dass Megiddo IVB–VA in der Zeit König Salomons bleiben kann. Der neutrale Beobachter hat den Eindruck, dass beide versuchen, zu wenig Schichten auf einen zu langen Zeitraum zu verteilen. Bei all dem darf nicht übersehen werden, dass Eisenzeit-Archäologie in Israel ein Politikum ist und Finkelstein bei manchen Kritikern den Ruf eines Vaterlandsverräters hat.

2. Redating Megiddo – Die Finkelstein-Korrektur

Erste Ausgrabungen in Megiddo wurden 1903–05 von G. ***Schumacher*** im Auftrag der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft ausgeführt. Er zog nach Schliemanns Vorbild einen tiefen Einschnitt über den Tell. Von 1925 bis 1939 unternahm das Oriental Institute der Universität Chicago weitflächige Grabungen. Dabei wurden zwanzig Hauptschichten freigelegt, die noch heute als Maßstab dienen. Die Interpretationen und Datierungen des Chicago-Teams wurden jedoch später modifiziert. Die wichtigsten Entdeckungen waren ein heiliger Bezirk, monumentale Befestigungen und Stadttore, beeindruckende Wasserleitungssysteme, verschiedene Paläste und die so genannten „Salomonischen Ställe". Y. ***Yadin*** unternahm Ausgrabungen in den 60er und frühen 70er Jahren, wobei er den Palast 6000 entdeckte, den er König Salomon zuschrieb. Die Megiddo-Expedition der Universität Tel Aviv unternimmt seit 1994 unter Leitung von I. ***Finkelstein***, D. ***Ussishkin*** und B. ***Halpern*** (letzterer von der Universität von Pennsylvanien) neue Grabungen (Areale F, H, J, K, L, M).

Die folgende Übersicht zeigt die oberen neun Hauptschichten der Chicago-Grabungen mit den modifizierten Datierungen nach Yadin 1977 [Heinsohn 1988], dazu die neuen Grabungen von Finkelstein u. a. in den Arealen H (assy-

rische Paläste), K (unterer Hügel) und L (Erweiterung Palast 6000) sowie die neuen Datierungen von Finkelstein und Ussishkin (mit Pfeil). Wiedergegeben wird der Stand der Ausgrabungen 2004, die nächste Kampagne findet im Sommer 2006 in ***Megiddo*** statt.

Chicago	Finkelst.	Datierung	*Charakterisierung*
I		600– 350	neubabylonisch, persisch
II		650– 600	EZ II C, Epoche König Josias
III	H-2,	800– 650	EZ II C, assyrisch
	L-1	→ 732– 650	→ spätassyrisch, sargonidisch
Assyrische Eroberung 732, vorher Erdbeben 760 (Ende von H5)			
IVA	H-5/4/3	900– 800	EZ II B, „Pferdeställe“,
	L-2	→ 830– 732	äolische Kapitelle, 6-Kammer-Stadttor
Zerstörungsschicht → Jehus Revolution; Zeit Salmanassars III.			
VA–IVB	H-6	1050– 900	EZ II A, monumentale Architektur,
	L-3	→ 880– 830	Palast 6000 (Bit-Hilani-Typ), äolische Kapitelle, Omri-Keramik
VB	L-4	1100–1050	EZ II A, ärmlich, Lehmziegelhäuser,
		→ 920– 880	ohne Befestigung
Zerstörung durch Feuersbrunst, Ursache unklar			
VIA	K-4	1125–1100	EZ I, Lehmziegelhäuser,
	L-5	→ 975– 920	kanaanäische rot gefirnisste Keramik
	M-4		→ Zeit Salomons
VIB	K-5	1150–1125	EZ I, Verarmung, Lehmziegelhäuser,
	M-5	→ 1140– 975	kein Tempel, neue Siedler, bichrome philist. Keramik, import. myk. Bügelkanne, Typ SH III C
Palast, Tempel verbrannt (Chicago AA, AB); K-6 verlassen, nicht verbrannt			
VIIA	K-6	1250–1150	EZ I A1, trad. Beginn der Eisenzeit
		→ 1215–1140	Kartusche Ramses' III. (?)
Zerstörung beendet VIIB			
VIIB	K-7	1350–1250	SB II B1, Ende der Spätbronzezeit,
		→ .. bis 1215	Amarna-Elfenbein
VIII		1479–1350	SB I, intensiver Tempelbau, Gilgameschscherbe
Zerstörung beendet IX (Thutmosis III.)			
IX		1550–1479	Ende von MB II B

Die neuen Befunde aus der Grabung 2004 am Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit sind hervorzuheben. Die Grabungen der Universität Chicago in den 30er Jahren hatten eine vollständige Zerstörung des Verwaltungsbereiches (Palast, Tempel) in einer Feuersbrunst enthüllt, die eine dicke Zerstörungsschicht hinterlassen hat. Die neuen Grabungen im Wohnbereich (Areal K) ergaben keine vollständige Zerstörung: So wurden in Schicht K-6 viele restaurierbare Keramikgefäße gefunden. Ein weiteres bemerkenswertes Feature ist die Kontinuität in der Architektur der Gebäude von der späten Bronzezeit zur EZ I. Und auch die materielle Kultur der EZ I (Schicht K-5 und vor allem die reiche Schicht K-4) erweist sich als Fortsetzung der späten Bronzezeit. Die Zerstörung von Stratum VIIA im -12. Jh. war also nicht so total wie bisher angenommen. Der tatsächliche Bruch in der Geschichte kam später mit der vollständigen Zerstörung von Stratum VIA (K-4), für die in der konventionellen Chronologie keine Ursache angegeben werden kann.

Unter den Vertretern der biblischen Archäologie findet zur Zeit eine polarisierte Debatte über die Natur der vereinigten Monarchie Davids und Salomons statt sowie über die Identifikation und Bewertung der Spuren, die sich in den archäologischen Schichten erhalten haben könnten. Diese Debatte über die Bewertung des -10. Jh. stützt sich auf die archäologischen Hinterlassenschaften mehrerer Ausgrabungsstätten in Israel/Palästina, unter denen Megiddo mit seinen vielfältigen Schichten herausragt. Die Debatte ist entstanden, da es in den Schichten keinen absoluten chronologischen Anker zwischen dem Abzug der ägyptischen 20. Dynastie im -12. Jh. und den assyrischen Feldzügen im späten -8. Jh. gibt.

Das Schlüsselstratum in Megiddo ist die reiche Schicht VA–IVB, die entsprechend den Details im biblischen Bericht vom Chicago-Team als salomonisch gedeutet worden ist, eine Ansicht, die seitdem von Bibelfundamentalisten vehement verteidigt wird. Finkelstein argumentiert seit einigen Jahren, dass die salomonische Stadt (-10. Jh.) mit Schicht VIA identifiziert werden sollte. Zu dieser Zeit sei Megiddo bereits eine ansehnliche Stadt gewesen, die später durch eine gewaltige Feuersbrunst zerstört worden sei. Die Schicht VA–IVB aber gehöre in die Zeit der Omriden (-9. Jh.). In der Vergangenheit hätten Archäologen die Schichten mehr nach relativen, zufälligen, theologischen, quasi-historischen und sentimentalen Erwägungen datiert als nach direkter Evidenz für eine absolute Chronologie. Es seien zwar einige Inschriften entdeckt worden (Mescha-Stele von Dibon, Shishak-Stele von Megiddo oder die aramäische Inschrift von Tel Dan), aber nicht in situ und damit nicht in einem klarem stratigrafischem Kontext.

Zwei Pfeiler stützen die vorherrschende bibelorientierte Chronologie:

- Die Theorie, dass die Philister in der südkanaanäischen Ebene nach ihrer Schlacht mit Ramses III. (-1175) angesiedelt worden seien. Seit Ausgra-

bungen an Plätzen mit vielfältigen Schichten zeigten, dass die charakteristische bichrome philistinische Keramik eine lange Lebensdauer hatte, wurde sie ins -12. bis -11. Jh. datiert. Schichten gerade über den Niveaus mit bichromer Keramik wurden demgemäß ins -10. Jh. datiert.

- Die Zuweisung von Megiddo IV an Salomon, gestützt auf die Berichte über Salomons Bautätigkeit in Megiddo [1 Könige 9:15] und seine Städte für die Besatzungen der Streitwagen [9:19], verbunden mit den in Megiddo entdeckten Pfeilergebäuden, die als Pferdeställe interpretiert wurden.

Die Sondierungen Yadins in den 60er Jahren führten zu ersten Modifikationen in der Datierung. Er wies die Pfeilergebäude jetzt dem vermeintlichen Omriden-Stratum IVA zu. Die salomonische Stadt sah er dagegen in der darunter liegenden Schicht VA–IVB, die durch Quaderstein-Paläste (z. B. Palast 6000, von Yadin teilweise freigelegt) und das Sechs-Kammer-Stadttor charakterisiert sei. Yadins Interpretation basierte auf der Ähnlichkeit der Stadttore von Megiddo, *Hazor* und *Gezer* und dem Bericht über Salomons Bautätigkeit [1 Könige 9:15]. Er argumentierte, dass diese Bauten einem Masterplan von Salomons Architekten entsprächen, eine Interpretation, die sich auf einen einzigen Vers in der Bibel stützt, aber in den 60er Jahren als solide galt. Doch dieser feste Grund erwies sich als wacklig:

- Erstens weckte die Eisenzeit-Archäologie in der Levante Zweifel an solch einer Interpretation. An anderen Orten entstanden Territorialstaaten erst im -9. Jh.; und ausgerechnet in Jerusalem wurde nichts gefunden, das auf eine vereinigte Monarchie im -10. Jh. hinwies.
- Zweitens hat Ussishkin in den 90er Jahren gezeigt, dass das Stadttor von Megiddo nicht mit Salomons vermeintlichem Stratum VA–IVB, sondern mit IVA zu verbinden sei, also später sei als die Zeit Salomons.
- Drittens wurden ähnliche Tore in Schichten der späten Eisenzeit II gefunden *(Lachisch, Tel 'Ira)* und sogar außerhalb der Grenzen des salomonischen Staates im philistinischen Aschdod oder an einem Ort in Moab.
- Viertens wurden Historiker und Bibelwissenschaftler immer skeptischer in der Bewertung der Texte, die die vereinigte Monarchie beschreiben. Viele Gelehrte argumentieren, dass hier ein idyllisches ‚Goldenes Zeitalter' beschrieben werde und die Texte mit theologischen und ideologischen Absichten wie auch historischen Realitäten aus der Zeit der Verfasser angefüllt seien. So könnte 1 Könige 9:15 eine Rückprojektion aus der Zeit des späten Nordreiches sein.

Die neue niedrige Chronologie hat die Schichten des (bisher) -11. bis -9. Jh. um 50 bis 100 Jahre verjüngt. Sie gründet sich auf zwei Fundamente, die beide Enden der chronologischen Folge stützen. Das erste ist eine Folge der Jüngerdatierung der philistinischen Keramik, das zweite ist ein neues

Verständnis der Stratigrafie und Chronologie der Eisenzeit II an mehreren Schlüsselstätten im Norden wie Megiddo, Hazor und Jezreel. Beide sind unabhängig voneinander.

- Oberer Anker für die Finkelstein-Korrektur: Monochrome Keramik, die die früheste Phase der philistinischen Besiedlung charakterisiert, ist in keinem ägyptischen Stützpunkt gefunden worden, wie z. B. Lachisch Stratum VI oder Tel Sera Stratum IX. Ebenso fehlen hier bichrome Scherben. Des weiteren ist ägyptisierende Keramik der 20. Dynastie an keinem Ort in einer Schicht mit monochromer Keramik gefunden worden. Kritiker verwiesen darauf, dass beides an unterschiedlichen Stätten zeitgleich sein könnte, ein ägyptischer Stützpunkt hier, eine philistinische Siedlung dort. Finkelstein widerspricht dem, indem er darauf hinweist, dass diese Orte für eine vollständige Isolation zu dicht beieinander liegen. In Aschdod und Tel Miqne (Ekron) liege das monochrome Stratum oberhalb der zerstörten Stadt der 20. Dynastie. Damit sei das Alt/Albright-Paradigma, dass die Philister nach -1175 von den Ägyptern in Palästina angesiedelt worden seien, widerlegt. Die monochrome Keramik folge eindeutig nach Ende der ägyptischen Oberherrschaft, also im späteren -12. Jh., während bichrome Keramik, die sich aus der monochromen entwickelt habe, im -11. und wahrscheinlich auch im frühen -10. Jh. benutzt worden sei. Daher sollte das erste Stratum mit post-bichromer Keramik in das mittlere bis späte -10. Jh. datiert werden, also die Zeit Salomons.
- Unterer Anker in Megiddo: Philistinische bichrome Keramik ist in den Funden von Schicht VIA nicht mehr enthalten. Es gibt allenfalls einige Spuren einer degenerierten oder späten philistinischen Keramik. So könne Schicht VIA auch in der konventionellen Chronologie kaum noch ins -11. Jh. datiert werden. Dies Stratum ist das letzte, das Keramik mit „kanaanäischen" Motiven enthält. Die Keramik in Stratum VB und dem monumentalen Stratum VA–IVB ist dagegen sehr verschieden. Nahezu alle „kanaanäischen" Eigentümlichkeiten sind verschwunden und typische EZ-II-Typen werden eingeführt. Ein gewisser zeitlicher Abstand sei erforderlich; und so könnte Schicht VB nicht vor dem späten -10. Jh. angenommen werden. Dies aber bringe Stratum VA–IVB mit den monumentalen Palästen ins frühe -9. Jh.

Von zwei weiteren Plätzen kommt direkte Unterstützung für Finkelsteins Sicht des unteren Datierungsankers:

- Die Ausgrabungen von Ussishkin und Woodhead im nahe gelegenen Tel Jezreel haben aus einer omridischen Schicht eine ähnliche Keramik ans Licht gebracht wie die aus Megiddo VA–IVB. Daher seien beide Stätten etwa zur gleichen Zeit zerstört worden, nämlich höchstwahrscheinlich in

der Mitte des -9. Jh. Dies aber bringe Stratum VA–IVB in einen engen chronologischen Einschnitt, nämlich in die erste Hälfte des -9. Jh.

- In Samaria, der Hauptstadt des Nordreiches, wurden im königlichen Palast ähnliche Bautechniken wie im Südpalast von Megiddo VA–IVB festgestellt. Quadersteine in beiden Palästen trugen sogar die gleichen Steinmetzzeichen. Somit war bewiesen, dass beide Paläste in der gleichen Epoche errichtet worden waren. Da Samaria nach dem biblischen Bericht eine Gründung der Omriden sei, müsse auch Megiddo VA–IVB in die erste Hälfte des -9. Jh. datiert werden.

Kritiker haben Finkelstein vorgeworfen, dass er widersprüchlich argumentiere, nämlich bei Salomon den biblischen Bericht verwerfe, ihn aber bei den Omriden für glaubwürdig erachte. Sie übersehen dabei, dass das Reich der Omriden durch assyrische Quellen bestätigt wird, das Reich Davids und Salomons in der Eisenzeit I der Umwelt aber unbekannt blieb. Während Finkelsteins Datierung der Eisenzeit-I-Schichten weiterhin stark umstritten ist, hat sich die Jüngerdatierung der Eisenzeit-II-Schichten weitgehend durchgesetzt. Sie wäre auch ohne Finkelsteins pointierte Darstellung gekommen.

Die Diskussion schließt die Beschaffenheit des vereinigten Reiches Israel vis-à-vis monumentaler Architektur und materieller Kultur ein. Sie erhebt die Frage, ob die vereinigte Monarchie ein expandierender oder ein voll aufgeblühter Staat war. Finkelstein bleibt in der herrschenden Chronologie, hat aber die monumentalen Schichten nicht mehr gemäß der biblischen Vorgabe zugewiesen, sondern archäologische Gesichtspunkte wie Keramikvergleiche berücksichtigt. Die Zeit Salomons ist jetzt materiell ärmer, und die Schichten sind gleichmäßiger über den verfügbaren Zeitraum verteilt [s. Tau1 / Tau2].

Es nützt natürlich nichts, darüber zu diskutieren, welche Eisenzeit-Schicht in Megiddo zu Salomons Reich gehört, so lange in Salomons Hauptstadt Jerusalem keine Schichten gefunden werden, die dem biblischen Bild entsprechen. Da diese Schichten in der frühen Eisenzeit nicht existieren, könnte das Reich Davids und Salomons ein von späteren Chronisten geschaffener Mythos sein (oder in einer anderen Epoche zu suchen sein). Auch ägyptische und assyrische Textquellen wissen nichts von einem Reich Israel innerhalb der frühen Eisenzeit. Der erste Staat, der in außerbiblischen Quellen belegt ist, ist das omridische Israel (Zeit Assurnasirpals II. und Salmanassars III. im -9. Jh.).

Damit ein Reich Israel mit den geteilten Nachfolgestaaten zwischen den Mühlsteinen Ägypten und Assyrien überhaupt existieren konnte, müssen Bibelfundamentalisten die traditionelle Chronologie verteidigen. Sie benötigen eine andauernde ägyptische Schwäche in der Dritten Zwischenzeit und eine Unterbrechung der Expansion Assyriens in einem ‚Dunklen Zeitalter'.

Als Beispiel hierfür kann man die Werke von K. A. Kitchen ansehen, der biblische Daten (Rehobeam Jahr 5 = Schischak/Scheschonq Jahr 20) in seine Berechnungen zur Chronologie der Dritten Zwischenzeit eingebaut hat und auch die assyrische Königsliste für das -12. bis -10. Jh. für gesichert hält – Assyriologen rechnen mit einem Fehler von höchstens 10 Jahren. Da die Regierungszeiten der 18. bis 21. Dynastie wesentlich genauer als die der 22. Dynastie überliefert sind, gelingt Kitchen nach der Justierung Scheschonqs I. bei der Amarna-Korrespondenz nahezu mühelos eine Punktlandung in der Zeit Assur-uballits gemäß der assyrischen Liste. Es zeigt sich, dass die diversen Listen gut aufeinander abgestimmt sind. So gibt es für die meisten Historiker keinen Grund zu zweifeln.

Anders David ***Rohl***; er ist zwar ein Bibelfundamentalist, glaubt aber nicht mehr an die Chronologie der Dritten Zwischenzeit. Er hat das ‚Dunkle Zeitalter' gekürzt und das Reich Salomons unter Beibehaltung der biblischen Chronologie in die Bronzezeit verlagert, wo es in Jerusalem reichere Schichten gibt.

Unterstützung für die Niedrige Chronologie Finkelsteins kommt neuerdings aus Tel Dor. Hier waren schon 1988 ägyptische Siegel in einer Schicht gefunden worden, die etwa zeitgleich mit Megiddo VIA ist. Diese in Massenproduktion gefertigten und wohl als Amulette verwendeten Siegel galten früher als ramessidisch, später als nachramessidisch. Diese Siegel wurden erst 2001/02 genauer untersucht [Münger], wobei auf einem Exemplar der Name Siamuns identifiziert wurde, was wie üblich von anderen Experten bestritten wird. Ebenfalls 2002 fand ein Workshop von Ilan Sharon, Jeffrey Zorn und anderen zur Erhellung der ziemlich komplizierten Eisenzeit-Stratigraphie Dors (Areale D und G) statt. In Tel Dor wurde neben einheimischer auch zyprogeometrische Keramik gefunden; letztere erleichterte die Zuordnung der Schichten und Subschichten im Vergleich mit anderen Grabungsstätten. Als Ergebnis der Diskussionen wurde Schicht G7a mit den Siegeln in die allerjüngste Phase von Megiddo VIA datiert, konventionell um 1000–980; nach der Analyse der verschiedenen Fundzusammenhänge sollte eine Datierung um -880 besser passen [Gilboa/Sharon/Zorn].

3. Das Dunkle Zeitalter in Griechenland

Die ersten Ausgräber des mykenischen Griechenlands hatten das Ende dieser Epoche nach ihrer Interpretation des archäologischen Befundes um -700 datiert, also direkt vor der archaischen Epoche, die von etwa -700 bis -500 angenommen wurde. Das mykenische und geometrische Zeitalter sahen sie identisch. Doch dann kamen in Griechenland ägyptische Artefakte aus der 18. und 19. Dynastie ans Licht, während gleichzeitig in Ägypten mykenische Keramik in Stätten des Neuen Reiches gefunden wurde. Da die ägyptische

Chronologie über jeden Zweifel erhaben war, wurde das mykenische Griechenland nun älter datiert (A. ***Evans***). Archäologen und Keramikexperten, die sich dem widersetzten (wie z. B. W. ***Dörpfeld***), gerieten ins wissenschaftliche Abseits.

Da an manchen Ausgrabungsstellen keine mykenische Keramik, wohl aber geometrische Keramik gefunden wurde, wurde eine Abfolge mykenisch >> geometrisch >> archaisch >> klassisch postuliert. Dies gebar einige Merkwürdigkeiten. Nach dem Aussterben der mykenischen Keramik mit der letzten Stufe SH IIIC, heute auf etwa -1100 datiert, fiel Griechenland in der Keramikfertigung auf den Entwicklungsstand der mittleren Bronzezeit zurück. Die verschiedenen Entwicklungsstufen von der proto- bis zur spätgeometrischen Keramik gleichen den Stufen bei der mykenischen Keramik. In den anderen Technikbereichen kam es noch schlimmer. Steinbauten starben aus und auch Metallurgie war kaum noch anzutreffen. Das „Dunkle Zeitalter" war geboren.

Die seit etwa -700 folgende archaische Keramik knüpft bei den Bildmotiven nicht nur an die geometrische, sondern auch an die mykenische Keramik an, obwohl diese seit mindestens 400 Jahren nicht mehr hergestellt worden sein soll. Als Beispiel seien die berühmte, von Schliemann gefundene Kriegervase (Stufe SH III C) und ein von Aristonothos signierter Krater (protoattische Periode, ca. -700 bis -650) vom Kerameikos-Friedhof in Athen genannt. Um die Ähnlichkeiten in den Bilddarstellungen zu erklären, haben die Keramikexperten eine umwegige Theorie ersonnen. Bildmotive aus der mykenischen Zeit, die ja durch den Handel im ganzen Raum des östlichen Mittelmeeres bekannt geworden sind, seien hier weiterhin tradiert worden und zu Beginn der archaischen Periode nach Griechenland zurückgekehrt. Deshalb wird diese Keramik auch als „orientalisierend" bezeichnet.

So weit die neue Theorie. Tatsächlich konnten die Archäologen im Nahen Osten keine Plätze finden, wo die mykenischen Motive bis um -700 durchgängig gepflegt wurden, um dann von dort nach Griechenland zurückzukehren. Als Beispiel mögen die Philisterstädte dienen, wo die nachgeahmte mykenische Keramik bald durch einheimische Traditionen ersetzt worden ist. Und auch die Fundlage an den mykenischen Stätten entsprach nicht der Theorie. Hier wurden ständig die verschiedenen Keramiktypen in ‚falscher' stratigrafischer Lage gefunden. Da Papier geduldig ist, wurden viele Erklärungsmodelle generiert. Ich will das hier nicht weiter ausführen. Zur Lektüre möchte ich stattdessen das Velikovsky-Archiv im Internet empfehlen, insbesondere die Abhandlungen von Edwin M. Schorr und Jan Sammer.

In Tel Rehov sind nun Scherben proto- bis mittelgeometrischer Importkeramik in Schichten gefunden worden, die an Hand des lokalen Keramikinventars in die Eisenzeit II A zu datieren sind. Von den acht Scherben, die

von sechs Gefäßen stammen, sind sieben eindeutig stratifiziert. Eine weitere in situ gefundene Scherbe stammt vom benachbarten Tel Beth Shean. Die Scherben liegen eindeutig später als z. B. die submykenische Bügelkanne des Typs SH IIIC, die bei den in den 90er Jahre wieder aufgenommenen Grabungen in Megiddo in einer Schicht gefunden wurde (K-5), die in die EZ I gehört. Die früheren Datierungen der geometrischen Keramik [z. B. Clairmont 1955, Coldstream 1968], waren schematisch, da es aus Griechenland selbst keine absoluten Datierungen gab. Bisherige Funde in der Levante waren selten, und meist war die Datierung des Fundes nicht eindeutig. Der große zeitliche Abstand, der seit Evans zwischen dem Ende der mykenischen und dem Beginn der geometrischen Keramik angenommen worden ist, ist dem damaligen Stand der Ausgrabungen geschuldet und besteht heute nicht mehr.

Die heutigen Ausgräber in Israel sehen keine Lücken in den Eisenzeitschichten. Wenn es trotzdem Dispute über die Dauer und die absolute Datierung einzelner Schichten gibt, ist das darauf zurückzuführen, dass den traditionellen Datierungen aus der Literatur gewonnene Präkonzeptionen zu Grunde liegen.

4. Griechische archaische Keramik in der Levante

Die Ausgrabung von Ekron hat durch den Inschriftenfund (s. Nachtrag zu Teil 2) einen wirklichen Synchronismus für die archaische Keramik geliefert. Jane C. ***Waldbaum*** und Jodi ***Magness*** haben zu diesem Thema einen Aufsatz im *American Journal of Archaeology* verfasst, dessen Zusammenfassung ich hier wiedergebe:

„Die Ausgrabungen der letzten Jahre in Ashkelon, Tel Miqne (Ekron) und Tel Batash (Timnah) haben versiegelte Zerstörungsschichten enthüllt, die der babylonischen Eroberung im späten 7. Jahrhundert zugeschrieben werden. Der Schutt an diesen Grabungsplätzen enthält Scherben importierter korinthischer und ostgriechischer [ionischer: M. Z.] Keramik, von der manche Stücke direkt mit Funden vom nahe gelegenen Küstenplatz von Mesad Hashavyahu verglichen werden können, einem Ort, der allgemein als Garnison griechischer Söldner interpretiert wird.

Während die griechische Keramik von allen vier Plätzen aus Typen besteht, die stilistisch in das -7. Jh. datiert werden, hat es bisher wenig unabhängige historische Evidenz zur Bestätigung dieser Datierung gegeben. Die Chronologie der frühen griechischen Keramik begründet sich auf ihrer Anwesenheit an anderen Grabungsplätzen im Nahen Osten, welche problematische Stratigraphien besitzen. Einige Gelehrte, die die traditionelle Chronologie für griechische Keramik in Frage stellen, haben versucht die akzeptierten Datierungen zu verkürzen, obwohl es bisher keine spezifische historische Evidenz gibt. Syro-palästinische Archäologen

haben andererseits die Standardchronologie der griechischen Importe als Hilfe benutzt, um das lokale Material an solchen Plätzen wie Mesad Hashavyahu und Tyros zu datieren.
Das neue, sicher datierte Material von Ashkelon und Tel Miqne zeigt definitiv, dass spezifische Typen ostgriechischer Keramik vor dem Ende des -7. Jh. in der Levante anwesend war und dass die letzten Tage von Mesad Hashavyahu nahezu zeitgleich mit der Zerstörung von Miqne und Batash waren." [Abstract des Artikels im Internet s. Waldbaum].

So schließt sich das Bild. Wenn man nun noch die neuen Keramikfunde von Megiddo und Tel Rehov hinzufügt, kann man griechische Keramik nach den Eisenzeitstufen in der Levante grob datieren. Dabei ist zu beachten, dass die hier aufgeführten submykenischen, geometrischen und archaischen Importstücke aus unterschiedlichen Regionen stammen und die Entwicklungsstufen nicht überall streng parallel verlaufen müssen. Es bleibt noch die Frage zu klären, wie lang die frühen Eisenzeitstufen tatsächlich gedauert haben. Oder anders ausgedrückt: Was bleibt von Velikovskys Ideen?

Periode	Griechische Keramik
SB II B (19. Dyn.)	Mykenisch SH II B
EZ I (20. Dyn.)	Submykenisch SH III C (+ davon abgeleitete Philisterkeramik)
EZ II A	Proto- bis Mittelgeometrisch
EZ II B	noch keine Belege
EZ II C (Sargonid.)	Archaisch

5. Das Serapeum von Saqqara

In Teil 2 wurden Belege angeführt, dass in Anatolien und Assyrien möglicherweise bis zu 280 Jahre gestrichen werden könnten. Eine solche Korrektur ist natürlich nur möglich, wenn dies in Ägypten bestätigt werden kann. Rohl glaubt, dass in Ägypten 350 Jahre gestrichen werden könnten, hat aber die israelische Geschichte unverändert gelassen und die Frühgeschichte Israels mit dem Exodus weit in die Bronzezeit vorverlegt. Peter ***James*** hat, weniger radikal, die Streichung von nur 250 bis 260 Jahren vorgeschlagen. Der Schischak aus dem biblischen Bericht sei nicht Scheschonq I., sondern Ramses II. [Rohl] bzw. Ramses III. [James]. Es versteht sich von selbst, dass orthodoxe Ägyptologen solche Interpretationen zurückweisen.

Auch die Beisetzungen der Apisstiere weisen chronologische Lücken auf, die Hinweise auf eine Verkürzung der Chronologie geben können. Die Apisstiere, die den Gott Ptah von Memphis verkörperten, wurden zunächst in Ein-

zelgräbern bestattet, der erste soweit bekannt unter Amenhotep III. von seinem Sohn, dem früh verstorbenen Kronprinzen Thutmosis. Unter Ramses II. legte dessen Sohn Cha'emwese, Hoherpriester des Ptah von Memphis, die Katakomben des Serapeums als Sammelgrab an. Zuerst wurden die so genannten „Kleinen Grüfte" mit einer Länge von 68 m errichtet. In der 26. Dynastie unter Psammetich I. begann man die Anlage der „Großen Grüfte" mit einer Länge von 198 m.

Das Serapeum wurde Mitte des 19. Jhs. von Auguste ***Mariette*** ausgegraben, also zu einer Zeit, als die archäologischen Methoden noch wenig entwickelt waren. Publiziert hat er nur wenig, sein Notizbuch ging verloren, sodass die Details der Ausgrabung nicht bekannt sind. Eine Avenue mit über 100 Sphingen, die 1850 freigelegt worden war, wies den Weg. Nach der Ausgrabung eines Tempelhofes wurde am 12. November 1851 der Eingang in die erste Katakombe gefunden. Eine aus dem Fels gehauene große Galerie, die mit einer riesigen Sandsteintür verschlossen war, enthielt in Seitenkammern 24 gewaltige Sarkophage aus Granit (60 bis 80 t Gewicht), die zwischen dem 52. Jahr Psammetichs I. und dem Ende der Ptolemäerzeit datierten. Im Jahre 1852 schließlich wurden die „Kleinen Grüfte" entdeckt mit Begräbnissen vom 30. Jahr Ramses' II. bis in die 25. Dynastie. Beide Katakomben waren schon in der Antike beraubt worden. Im folgenden Jahr fand Mariette noch einige Einzelbegräbnisse aus der späten 18. und frühen 19. Dynastie, darunter 2 Bestattungen unbeschädigt.

Die beiden Nektanebos (30. Dyn.) trugen wesentlich zur Erweiterung der Anlage bei. Bei neueren Ausgrabungen (seit 1964) wurden am nordwestlichen Ende der Nekropole von Saqqara Galerien mit Begräbnissen mumifizierter ‚Apismütter' sowie Falken, Ibisse und Affen gefunden.

Die folgende Tabelle basiert hauptsächlich auf zwei Seiten im Internet. Die eine enthält die Zusammenfassung eines Vortrages von Aidan ***Dodson***, Ägyptologe in Bristol, mit Details zu einzelnen Begräbnissen; die andere enthält eine Tabelle mit Begräbnissen von Ramses II. bis Psamtek I. und findet sich auf der Website *A Waste of Time* von Jonathan Wade. Dieser hat Material zur Widerlegung der *New Chronology* von P. James und D. Rohl zusammengestellt. Leider benutzen beide Autoren eine unterschiedliche Nummerierung der Gräber, zum Teil widersprüchlich. Weitere Begräbnisse werden im Pharaonenlexikon von Schneider genannt.

Bisher wurden Überreste von mindestens 64 [Gardiner 362] oder 67 [Dodson] Stieren identifiziert. Die Sarkophage selbst sind mit drei Ausnahmen (Amasis, Kambyses, Chababasch) nicht beschriftet. Daher sind die Gedenkstelen und Tafeln wichtig, auf denen die Lebensdaten der Apisstiere und die an den Beisetzungen beteiligten Personen genannt sind, woraus sich viele Hinweise zur Überprüfung der Chronologie gewinnen lassen. Aus der 18. bis 20. Dynastie

Die Begräbnisse der Apis-Stiere in Saqqara [nach Dodson, Wade u.a.]

König	*Jahr*	*nach Dodson*	*nach Wade*
Amenhotep III. (Thutmosis)	–	1. Einzelgrab	–
Amenhotep III. oder IV.	–	2. Einzelgrab	–
Tutanchamun	–	3. Einzelgrab	–
Haremhab	–	4. Einzelgrab (erstes dekoriertes Grab)	–
Haremhab (?)	–	5. Einzelgrab (intakt, in Nebenkammer von 4.)	–
Sethos I.	–	6. Einzelgrab	–
Ramses II. (HP Cha'em-wese)	16	7. Einzelgrab (intakt)	Grab G
Ramses II. (HP Cha'em-wese)	30	Kleinere Grüfte begonnen	Grab H
Ramses II. (HP Cha'em-wese)	–	Kammer K, eingestürzt	Kammer 1
Ramses II. (HP Merenptah)	–	keine Angaben zur Kammer	Kammer 3
Ramses II. (HP Merenptah)	–	keine Angaben zur Kammer	Kammer 4
Ramses II. oder Siptah (?)	–	–	Kammer XA
Ramses III.	–	–	–
Ramses VI.	–	–	–
Ramses IX. oder X. (?)	–	–	Kammer 5
Ramses XI.	–	Kammer O (enthielt lt. Mariette 3 Begräbnisse)	Kammer 6
Hiatus			
Osorkon II.	23	Kammer III	Kammer XC
Scheschonq III.	28	–	Kammer 7
Pami	2	–	Kammer 7
Scheschonq V.	11	–	Kammer 8
Scheschonq V.	37	–	Kam. 8 od. 9
Bokchoris/Bakenrenef, vollendet von Schabaka	6 2	–	Kammer 10
Taharka	4	–	Kammer 9
Taharka	14	–	Kammer XE
Taharka	24	–	Kammer 11
Wahibre [Psammetich I.]	21	Kammer T	Kammer 11

Wahibre [Psammetich I.]	52	Große Grüfte begonnen, Kammer Y	Kammer 12
Neku [Necho II.] (-594)	16	k. A. zur Kammer	–
Uaibre [Apries]	12	k. A. zur Kammer	–
Chnumibre [Amasis]	23	k. A. zur Kammer	–
Kambyses	6	k. A. zur Kammer	–
Dareios I.	4	k. A. zur Kammer	–
Dareios I.	31	k. A. zur Kammer	–
Chababasch (Gegenkönig)	2	k. A. zur Kammer	–

[Wade: "Waste of Time/Apis"; Dodson].

---

gibt es nur offizielle Inschriften zu den Begräbnissen. Seit der 22. Dynastie finden sich auch Stelen mit privaten Widmungen, die ausführlichen Aufschluss über die Chronologie ihrer Epoche geben. Ein Takelot II. zugeschriebenes Begräbnis wird hier nicht aufgeführt. Der Block mit der Nennung des Jahres 14 nennt keinen Königsnamen und ist obendrein außerhalb des Serapeums gefunden worden. Er könnte genauso gut Taharka zugeschrieben werden, von dem ein Begräbnis im Jahr 14 belegt ist.

Die Lebensdaten der Stiere sind in den jüngeren Dynastien ausführlicher verzeichnet: Geburtstag, Tag der Weihe, Todestag, Beisetzung, Lebensalter, z. T. mit Angabe von Monaten und Tagen. Einer der Stiere hat unter drei Herrschern gelebt:

geboren im 16. Jahr Nechos II.,
geweiht im 1. Jahr Psamteks II.,
gestorben und beigesetzt im 12. Jahr Apries'.

Aus den Angaben auf den Stelen kann man entnehmen, dass die Reihenfolge von 22., 24., 25. und 26. Dynastie im Prinzip richtig ist, wenn auch einige Details nicht geklärt werden können. Velikovskianer sollten solche Daten endlich zur Kenntnis nehmen und aufhören, Ramses II. mit Necho II. zu identifizieren. Oder werden Apis-Stiere über 50 Jahre alt? Auf der Folgeseite stehen die Daten einiger Stiere aus der 22. und 26. Dynastie, wie sie verzeichnet sind (Tag der Weihe weggelassen [Website über Apis Bulls]):

Manche Stelen wurden stark beschädigt aufgefunden, sodass die Zuordnung nicht immer klar ist. So soll es in Kammer O laut Mariette drei Begräbnisse gegeben haben. Hierzu passt die Lücke in der obigen Tabelle bezüglich der späten 19. und frühen 20. Dynastie. Dodson sagt dazu:

„Wir sind nicht sicher, wie viele Begräbnisse nach der Regierung Ramses' II. stattfanden, und die Überreste sind so skizzenhaft. Keine sicheren Zuweisungen von Begräbnissen erscheinen bis zur Dritten Zwischenzeit

außer einem, das Ramses XI. zugewiesen ist, angeblich in Kammer O" [im Internet].

Geburtstag	*Todestag*	*Beisetzung*	*Alter*
J 28 (Scheschonq)	–	J 2, Mechir, T 1 (Pami)	26 a
J 11 (Acheperre Scheschonq)	–	J 37, Achet, T 27	–
J 26 (Taharka, König von Oberägypten)	J 20, Mesori, T 20 (Psamtek)	J 21, Paophi, T 25	–
J 53, Mechir, T 19 (Psamtek)	[J 16], Paophi, T 6	J 16, Choiach, T 16 (Neku)	16 a, 7 m, 17 d
J 16, Paophi, T 7 (Neku)	J 12, Pharmuthi, T 12	J 12, Payni, T 21 (Ua-ib-Re)	17 a, 6 m, 5 d
J 5, Tehuti, T 7 (Chnum-ib-Re)	J 23, Phamenoth, T 6 (Chnum-ib-Re)	J 23, Pachons, T 15 (Chnum-ib-Re)	18 a, 6 m

Soweit die Fundsituation. Wenn man die Lücke in der 21. Dynastie, aber auch die fehlenden Begräbnisse zu Anfang der 22. Dynastie so interpretiert, dass hier Phantomzeit vorliegt, könnte zumindest die Zeit von -1076 (Ende der 20. Dyn.) bis -874 (Regierungsbeginn Osorkons II.) gestrichen werden. Bei D. ***Rohl*** sind die fehlenden Apisbegräbnisse ein wichtiger Teil seiner Argumentation zur Kürzung der Pharaonenzeit. Kenneth A. ***Kitchen***, Emeritus aus Liverpool und Spezialist für die Dritte Zwischenzeit, kommentiert Rohls Bemühungen: „Absence of evidence is not evidence of absence." Er glaubt anscheinend, dass noch weitere Gräber auf ihre Entdeckung harren.

Der naive Beobachter fragt sich, warum die erste Katakombe für rund 200 Jahre aufgegeben worden sein soll, die Gräber aus dieser Zeit aber nicht auffindbar seien und danach die Begräbnisse in der gleichen Gruft so fortgesetzt worden seien, als ob in der Zwischenzeit nichts geschehen sei. Wahrscheinlich kann solch eine Frage nur ein umwegig argumentierender und an die Bibel glaubender Ägyptologe beantworten. Ich bleibe dabei, dass die Funde aus dem Serapeum eine Kürzung der frühen Eisenzeit um mindestens 200 Jahre erlauben.

6. Die Beziehungen der 22. Dynastie mit Byblos

In Teil 2 wurden einige Argumente für die These angeführt, dass das -12. Jh. aus ägyptologischer und hethitologischer Sicht ungefähr mit dem -9. Jh. aus assyriologischer Sicht übereinstimmt. Wenn diese These Bestand haben soll, muss die Dritte Zwischenzeit in Ägypten entsprechend gekürzt werden, also ein Zeitraum von bisher etwa 400 Jahren vom Ende der 20. Dynastie um -1076/70 bis zum Beginn der 26. Dynastie um -664. Es gibt bereits einige Hinweise wie die fehlenden Apis-Begräbnisse; des Weiteren haben einige Herrscher der 21. bis 23. Dynastie so wenig archäologische Spuren hinterlassen, dass man bisher nicht einmal ihre Reihenfolge sicher ermitteln konnte. Um die Herrscherlisten zu vervollständigen, mussten dubiose Priesterstammbäume herangezogen werden, die Pharaonen wie Takelot I. hervorbrachten, der durch kein einziges sicher zugewiesenes Denkmal bezeugt ist. Ein besonderes Problem ist, dass die Namen Scheschonq, Osorkon und Takelot mehrfach belegt sind und dass auch die Thronnamen öfters wiederholt werden. Besonders beliebt ist Userma'atre, übernommen von Ramses II. Im Internet gibt es Foren, in denen orthodoxe Forscher die Chronologie der 22. und 23. Dynastie diskutieren und Kitchens Interpretationen und Zuordnungen von Thronnamen modifizieren wollen. Es entsteht der Eindruck, dass hier noch Einiges im Fluss ist.

Der Beginn der 22. Dynastie wurde nach einem vermeintlichen biblischen Synchronismus festgelegt, wobei die Fundamentalisten bei der Deutung der Quellen kräftig interpolieren. Die Bibel berichtet, dass Schischak, der König von Ägypten, im 5. Jahr Rehobeams einen Feldzug gegen Juda unternahm und reiche Beute nach Ägypten wegführte [1 Könige 14:15, 26]. König Scheschonq I. verfasste eine Inschrift im Tempel von Karnak, nach der er in seinem 20. Jahr einen Feldzug nach Palästina unternahm; Jerusalem und andere bekannte Orte des Südreiches Juda werden in der Liste der eroberten Städte allerdings nicht erwähnt, wohl aber die Städte und Festungen der Philister und des Nordreiches Israel wie Gaza und Megiddo. Kitchen sagt dazu, dass Jerusalem an einer zerstörten, nicht mehr lesbaren Stelle gestanden haben könnte.

Kitchen und all die anderen Fundamentalisten übergehen die Tatsache, dass die biblische Chronologie ein spätes Konstrukt ist und ganz sicher grob mit damals in Umlauf befindlichen ägyptischen Listen abgestimmt worden ist, sodass die Gefahr von Zirkelschlüssen besteht. Diese Listen nach Manetho sind fehlerhaft und teilweise widersprüchlich, wie die überlieferten Versionen (Josephus, Eusebius u. a.) zeigen. Die verschiedenen Bearbeiter hatten eben ihre eigenen Vorstellungen, wie die Chronologie sein sollte.

Wann hat Scheschonq I. (d. h. Hedjcheperre) nun wirklich regiert? James hat ihn aus assyriologischer Sicht zu Beginn des -8. Jh. datiert! Denn Hin-

weise auf Scheschonq und seinen Sohn Osorkon I. (Sechemcheperre) fanden sich im phönizischen Byblos. Der dortige Fürst Abiba'al und sein Nachfolger Eliba'al erhielten Statuetten mit Königssiegeln als Geschenke von Scheschonq, bzw. Osorkon und haben den Siegeln ihre eigene Inschrift beigefügt. Ein weiterer Fürst Schipitba'al war ein Zeitgenosse Tiglatpilesers III. und wird in den assyrischen Texten um -740 erwähnt. Dieser Schipitba'al zählte Abiba'al und Eliba'al zu seinen direkten Vorgängern. In bibelfundamentalistischer Chronologie wurden diese beiden Herrscher verdoppelt, ein Paar im -10. Jh. wegen der ägyptischen Synchronismen, das andere Paar im -8. Jh. aus assyrischer Sicht. Hier ist nun eine Modifikation in der Liste der 22. Dynastie zu nennen. Die Regierungslänge Scheschonqs III. war nach den Apisdaten auf 52 Jahre berechnet worden. Doch jetzt wird ein weiterer Scheschonq (IVb) angenommen, der zwischen Scheschonq III. und Pami einzufügen ist, wodurch sich die Regierungszeit von Scheschonq III. verkürzt. Dieser neue Scheschonq trägt den gleichen Thronnamen wie der erste und soll von etwa -786 bis -773 regiert haben. Sollte das nicht Scheschonq I. selbst gewesen sein? Gibt es also eine weitere parallele Herrscherlinie?

Die phönizische Konsonantenschrift auf den Geschenken wird konventionell ins späte -10. und frühe -9. Jh. datiert, was von einigen Experten aus paläographischen Gründen als viel zu früh angesehen wird. Schon Benjamin Mazar hat deshalb versucht, die Datierung nach -800 zu verschieben. In jüngster Zeit hat Ronald Wallenfels in einem detaillierten Papier eine Datierung ins -9. bis -7. Jh. vorgeschlagen.

P. James hat solche Informationen benutzt, um die Dritte Zwischenzeit um etwa 260 dunkle Jahre zu kürzen. Er lässt die 20. Dynastie um -950 statt -1185 beginnen und lässt bei ihrem Ende um -810 statt -1070 direkt die 22. Dynastie folgen. Die 21. Dynastie soll parallel zu der 22. regiert haben. Und Schischak sei Ramses III. [James Internet].

Dies erklärt aber nicht, warum es auch zu Beginn der 22. Dynastie keine Apis-Begräbnisse gegeben hat. Wieso hat Scheschonq I. dann einen neuen Balsamierungstisch für die Stiere eingerichtet [Schneider, Lex. Phar.]?

Die Kürzungen funktionieren nach dem folgenden Schema: Die 20. Dynastie endet mit Ramses XI. (konv. -1070) um -870. Dann folgt die 21. Dynastie (nach Manetho 130 oder 114 Jahre) bis etwa -750. Sie überlappt mit verschiedenen Zweigen der 22. und 23. Dynastie, deren Dauer nach Manetho 120 Jahre beträgt. Sie wird durch Pijes Feldzug -728 beendet, beginnt also um -848.

Smendes (26)	1069–1043	869–843
Amenemnisu (4)	1043–1039	843–839
Acheperre Psusennes I. (46)	1039– 991	839–793

Amenemope (9)	993– 984	795–786
Acheperre Osorkon (6)	984– 978	786–780
Netercheperre Siamun (9/19)	978– 959	780–761
Tjetcheperre Har-Psusennes (14)	959– 945	761–747

Scheschonq I. und Osorkon I., die frei verschoben werden, haben etwa in der ersten Hälfte des -8. Jh. regiert. Letzterer hat Ma'atkare, die Tochter von Psusennes I., nicht von II., geheiratet. Durch die verkürzte Chronologie erklärt sich auch, warum die Pharaonengräber von Tanis so dicht beieinander liegen.

Hedjcheperre Scheschonq I. (21)	945–924	804–783
Sechemcheperre Osorkon I. (35)	924–889	783–748
Heqacheperre Scheschonq II. (0)	um -890	um - 748

Hier möchte ich noch ein Detail zu Osorkon I. anfügen, das ich Schneiders *Lexikon der Pharaonen* entnommen habe:

> „In den ersten dreieinhalb Jahren seiner Regierung erfolgen reiche Schenkungen (27 000 kg Gold, 180 000 kg Silber) an die Tempel der wichtigsten Gottheiten Ägyptens, die auf eine entsprechend prosperierende Wirtschaft schließen lassen."

Die Zahlen sind viel zu groß für realistische Mengen aus dem Bergbau.

7. Synthese

Kann man aus den Beziehungen Ägyptens zu Palästina eine Obergrenze für die zu streichenden Jahre ableiten? Ja. Das Reich Omris in Samaria wurde assyriologisch gegen -880 gegründet. Merenptah hatte gegen Ende des -13. Jh. einen Palästina-Feldzug unternommen und einige Stätten verwüstet. Über Israel heißt es auf der berühmten Stele: „Israel hat keinen Samen mehr." Von der 20. Dynastie finden sich an einzelnen Orten in Palästina Funde bis in die Zeit Ramses' VI., also bis etwa -1140. Außerdem müssen die Schichten mit der Philisterkeramik untergebracht werden. Die Reichsgründung Omris könnte also frühestens um -1080 (ägyptologisch) stattgefunden haben. In Megiddo wurde in Schicht VIB bichrome Philisterkeramik gefunden, gefolgt von rot gefirnisster kannanäischer Keramik in Schicht VIA. Hier sollte man Omri und Ahab verorten. Diese Schicht endet mit einer Feuersbrunst unklarer Ursache, jetzt Staatsstreich Jehus -845. Die folgende Schicht VB weist keine Besonderheiten auf; Zeit Jehus. Dann folgen die monumentalen Paläste in Schicht VA–IVB mit sogenannter Omri-Keramik; Nachfolger Jehus wie Jeroboam. Schicht IVA mit den 6-Kammer-Stadttoren (ebenso Aschdod IX) gehört in die Zeit der assyrischen Oberherrschaft.

Wir versuchen jetzt, die Schichten in Megiddo, Aschdod und Ekron zu synchronisieren, wobei die Schichtgrenzen nicht exakt zeitgleich sein müssen.

Megiddo	Aschdod	Ekron	Zeitstufe	Keramik/Architektur
VIIB	XIV	VIII	19. Dyn.	SH III B
####				
VIIA	XIII	VII	frühe 20. Dyn.	SH III C; monochrom in Aschdod, Ekron
####	####			
VIB	XII/XI	VIA–B	späte 20. Dyn.	SH III C; bichrom an allen 3 Orten
VIA	XI	VA–C	Omri, Ahab	rot gefirnisst, bzw. bichrom
####				
VB	XB	IVB	Jehu, Joas	rot gefirnisst an allen 3 Orten
VA–IVB	XA	IVA	Jerobeam II.	monumentale Paläste in M.
		####		
		II, III		
####	####	####		
IVA	IX	IC	Sargon II.	6-Kammer-Stadttore in M., A.
III	VIII	bis IA	Sargoniden	assyrische Provinzstädte, ostgriech. Importkeramik in Ekron

Finkelsteins Argument, dass monochrome Keramik erst nach dem Abzug der letzten ägyptischen Garnison (Zeit Ramses VI.) erschienen ist, scheint nicht stichhaltig zu sein. Ein Stützpunkt wie der Küstenplatz Tel Mor kann nach -1178 vom Umland isoliert bestehen und deshalb eine andere Keramik als die philistinischen Orte haben.

Finkelstein bleibt in der vorherrschenden Chronologie und reißt damit eine Lücke in die Schichtenfolge. Nach seiner Korrektur gibt es auch in Israel ein ‚Dark Age' – und in dieses Loch fällt König Salomon, der nun nackt dasteht. Finkelstein ist in die Falle getappt, die James in seinem Buch prognostiziert hat. Man kann die Schichten, die bibelfundamentalistisch auf über 600 Jahre gestreckt worden sind, nicht einfach verjüngen, ohne gleichzeitig Phantomjahre zu streichen.

Nach James' Theorie sollen Saul und David ihren Staat gegen Ende der Regierung Ramses' II. gegründet haben. Es sei bekannt, dass die ägyptische Armee in den letzten Jahren Ramses' II. keine Feldzüge unternommen und Merenptah ein kleineres Territorium regiert hätte. James hat übrigens im Gegensatz zu ***Rohl*** die sehr schematischen 2 × 40 Regierungsjahre für David und Salomon gekürzt. Ramses III. und die 20. Dynastie steht am Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit. Wer Ramses III. mit Nektanebos I. (späte Perserzeit) identifiziert, muss die Achämeniden und das klassische Griechenland

in der Spätbronzezeit ansiedeln, was nach Schichtenlage der Keramiken nicht möglich ist.

Während die archäologischen Befunde in Asien Kürzungen um bis zu 300 Jahre nahe legen, konnten in Ägypten etwa 200 streichungswürdige Jahre ermittelt werden. Weitere Jahre könnten sich aus überlangen Regierungsjahren einzelner Könige ergeben. J. Wade argumentiert auf seiner Website, dass in Ägypten nichts gestrichen werden könne, da aus allen Dynastien, die nach den Vorschlägen von P. ***James*** oder D. ***Rohl*** gekürzt oder parallel angeordnet werden sollten, reichliche Daten über Priester und andere Beamte bis in die untersten Ränge vorlägen. Man könne zwar doppelt ernannte hohe Ränge annehmen; das könne aber nicht für untere Ränge gelten. Hier ist also noch einiges aufzuklären, bis alle Widersprüche zur Erstellung einer gekürzten Chronologie aufgelöst sind.

Die astronomischen Daten ergeben wie die Dendrodaten zunächst nur frei schwimmende Sequenzen, deren Lage auf der absoluten Zeitachse mit anderen Methoden justiert werden muss. Alle Justierungen von Bronzezeit- und Eisenzeitabschnitten per Rückrechnung von Mondfinsternissen und Planetenkonstellationen sind ohne Wert, wenn es auch nur einen größeren Fehler in der jüngeren Chronologie gibt. Wie sieht es mit den Dendrodaten aus? Das Dendrolabor der Cornell-Universität in Ithaca NY erarbeitet eine Chronologie für den ägäisch-kleinasiatischen Raum. Drei sich weit überlappende Wacholderhölzer aus Gordion ergeben eine schwimmende Sequenz von über 1.000 Jahren. Absolut datiert wurde sie per Wiggle-Matching je eines älteren und jüngeren Abschnittes, wobei besonders der Eisenzeitabschnitt große Probleme bereitet, da hier die C14-Kalibrierungskurve nicht eindeutig ist – sie verläuft sehr flach (gestreckt?). Nachdem mehrfach korrigiert wurde, soll die Sequenz jetzt die Jahre von 1765–740 umfassen – mit dem Ergebnis, dass der große Tumulus nicht mehr dem legendären König Midas zugeschrieben werden kann. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass C14-Messungen nur das bestätigen können, was vorher in die Kalibrierung hineingesteckt wurde.

Unter Einbeziehung weiterer Standorte (Acemhöyük, Kültepe, Karahöyük) beginnt eine zusammenhängende Chronologie um -2242. Die Anpassung älterer und jüngerer Hölzer an die Sequenz ist schwierig, da die Überlappungen zum Teil relativ kurz sind. Douglas J. Keenan hat einzelne Datierungen des Labors einer scharfen Kritik unterzogen. Er wirft dem Labor methodische Fehler vor, u. a.:

- Crossdating in einem zu großen Verbreitungsgebiet von Griechenland bis zum Kaukasus; Vergleichsmessungen an rezenten Hölzern aus Griechenland und Anatolien, deren Alter genau bekannt seien, würden falsche Anpassungen liefern.

- die Produktion willkürlicher Ergebnisse im Falle zu kurzer Überlappungen der Hölzer; Vergleichsmessungen an rezenten Hölzern mit Überlappung von < 100 Jahren würden ebenfalls falsche Anpassungen liefern.
- die Anwendung falscher statistischer Methoden.

Es scheint, dass das Labor Ergebnisse liefern muss, um die Geldgeber zufrieden zu stellen. Die Details der Vorwürfe Keenans können hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden; seine Artikel sind im Internet leicht zu finden, wenn man mit seinem vollständigen Namen sucht. Das Labor in Ithaka unterhält eine umfangreiche Website mit vielen PDF-Downloads (s. u.).

Nachbemerkung

Dieser Artikel war weitgehend fertig, als ich Heft 2/2005 mit den Artikeln von Otto Ernst und Klaus Weissgerber erhielt. Weissgerber bringt wieder Gleichsetzungen von Herrschern der späten Bronzezeit und der voll entwickelten Eisenzeit (Tuschratta = Sanherib oder 19. Dynastie = 26. Dynastie). In diesem Artikel habe ich weiteres Material gebracht, das solche Übertreibungen ausschließt. Ich möchte hier die Frage aufwerfen, warum die langjährigen Ausgrabungen in Ramses-Stadt wohl Bronzewerkstätten, aber keine Eisenschmieden ans Licht gebracht haben.

Ernst verweist auf die Verwirrungen in Tanis. Hier stellt sich doch wohl die Frage, wer da beigesetzt wurde. Warum wurden die Gräber nicht geplündert und überdauerten sogar die Römerzeit? Stammt die Bestattung womöglich gar nicht aus der 21. Dynastie? Steht eigentlich mit Sicherheit fest, dass Alexander in Alexandria beigesetzt wurde? Warum haben die Archäologen trotz all ihrer Theorien über den Ort des Grabes nichts gefunden? Sollte Alexander als Sohn des Zeus Ammon nicht wie ein Pharao in einem Amun-Tempel beigesetzt worden sein?

Internet

Ein Wegweiser zur Archäologie in Israel/Palästina: http://www.hum.huji.ac.il/dinur/
Aegean Dendrochronology Project: http://www.arts.cornell.edu/dendro/
American Research Center in Egypt: http://home.comcast.net/~hebsed/archives.htm
Apis Bulls: http://members.tripod.com/~ib205/apis.html
Beth Shean Valley Archaeological Project (A. Mazar): http://www.rehov.org/
Dodson: "Dodson/Serapeum": http://home.comcast.net/~hebsed/dodson3.htm
James: http://www.centuries.co.uk/index.htmKeenan: http:// www.informath.org/
Megiddo Expedition:
http://www.tau.ac.il/humanities/archaeology/megiddo/index.html
Sammer/Schorr:"Applying the Revised Chronology": http://www.varchive.org/schorr/
-: "New Light on the Dark Age of Greece": http://www.varchive.org/nldag/index.htm
Tau1: http://www.tau.ac.il/humanities/archaeology/megiddo/chronology.html
Tau2: http://www.tau.ac.il/humanities/archaeology/megiddo/sciencearticle.html

Tell en-Nasbeh Research Project (J. Zorn):
http://www.arts.cornell.edu/jrz3/index.htm
Wade: http://members.aol.com/Ian%20Wade/Waste/Apis.html
Waldbaum: http://www.ajaonline.org/archive/101.1/waldbaum_jane_c_and_.html

Literatur

Balter, Michael (2000): A proposed revision of the dating of remains in Israel challenges the Bible's depiction ...; in Science 287 (7. Jan. 00), 31-32
Bruins, H.J. et al. (2003a): 14C Dates from Tel Rehov: Iron Age Chronology, Pharaohs, and Hebrew Kings; in Science 300 (11. April 03), 315-318
- (2003b): Technical Comment: Response to Comment on „14C Dates from Tel Rehov: Iron Age Chronology, Pharaohs, and Hebrew Kings"; in Science 302 (24. Okt. 03), 568c
Finkelstein; I., Silberman, N. (2002): Keine Posaunen vor Jericho; München
Finkelstein, I., Piasetzky, E. (2003a): Recent Radiocarbon Results and Biblical History; in Antiquity 77, 876-884
- (2003b) Comment on „14C Dates from Tel Rehov: Iron Age Chronology, Pharaohs, and Hebrew Kings"; in Science 302 (24. Okt. 03), 568b
Gardiner, A. (^{3}1962): Geschichte des Alten Ägypten; Stuttgart
Gilboa, A., Sharon, I., Zorn, J. (2004): Dor and Iron Age Chronology: Scarabs, Ceramic Sequences and ^{14}C; in Tel Aviv 31, 32-59
James, P. (1991): Centuries of Darkness; London
Kitchen, K. A. (2002): Ancient Egyptian Chronology for Aegeanists; in MAA, Vol. 2, No. 2
Mazar, A. (2003): ^{14}C Dates from Tel Rehov: Iron-Age Chronology, Pharaohs and Hebrew Kings; in *Science* 300, No. 5617, 315-318
Münger, S (2003): Egyptian Stamp-Seal Amulets and their Implications for the Chronology of the Early Iron Age; in Tel Aviv 30, 66-82
Schneider, Th. (1996): Lexikon der Pharaonen; München (TB-Ausgabe)
Waldbaum, J. C., Magness, J. (1997): The Chronology of Early Greek Pottery: New Evidence from Seventh-Century B.C. Destruction Levels in Israel; in AJA Vol. 101 (1)
Zeller, M. (2002): Alles immer jünger?; in Zeitensprünge 14 (4), 619-628
- (2003): Alles immer jünger? (Teil 2); in Zeitensprünge 15 (2), 252-281

Zeitschriften

AJA = American Journal of Archaeology http://www.ajaonline.org/ (Hefte ab 2000 als PDF)
MAA= Mediterranean Archaeology and Archaeometry http://www.rhodes.aegean.gr/ (PDF)

Die „Hethiter" II (Asiatica IV/2b)

Klaus Weissgerber

Zwischenbemerkungen

Am 11. August 2005 verstarb kurz nach Vollendung seines 62. Lebensjahres Manfred Osman **Korfmann**, der seit 1988 die Ausgrabungen in Troia geleitet hatte. Hierbei widerlegte er einige überlieferte Dogmen, blieb aber der konventionellen Chronologie treu. In *Asiatica* IV/3 werde ich auf seine Verdienste und Schwächen angemessen eingehen.

Im nachfolgenden Kapitel 5 werde ich mich öfters auf Tahsin **Özgüç** (sprich: Tachsin Ösgütsch) beziehen, den jetzt fast 90 Jahre alten „Nestor der türkischen Archäologen". Er war Schüler der bedeutenden deutschen Assyriologen und Hethitologen Benno Landsberger und Hans Gustav Güterbock, die wegen ihrer antifaschistischen Einstellung in die Türkei emigrierten, und leitete ab 1948 bis ins späte Alter die Ausgrabungen in Kültepe/Kanisch/Nescha. Als langjähriger Rektor der Universität Ankara hatte er Gelegenheit, auch Ausgrabungen an anderen Fundstätten Kleinasiens durchzuführen. Er hat viel publiziert; trotzdem fehlt sein Name in meinem Literaturverzeichnis, in dem ich Beiträge aus Sammelbänden nicht gesondert ausweise. Bewusst habe ich mich auf die Erörterung seiner fünf Beiträge beschränkt, die in *Hethiter 2002* veröffentlicht wurden, weil in diesen seine letzten Erkenntnisse enthalten sind. Auch Özgüç blieb der konventionellen Chronologie treu. Er war aber so ehrlich, in seinen stratigraphischen Analysen auf jahrhundertelange Leerzeiten („Siedlungslücken") hinzuweisen, so dass die Analyse seiner Beiträge unverzichtbar ist, um die reale Stratigraphie Kleinasiens zu rekonstruieren.

Meine konkreten Studien zur Frühgeschichte machten mir, nach den Erkenntnissen von Heinsohn und Illig, noch einmal deutlich, auf welch schwacher archäologischer Basis die viel zu frühen Datierungen der Geschichte Kleinasiens und damit auch des „Großreiches" von Chattuscha begründet wurden. Es erwies sich als nötig, auf einige Diskussionen, die in den *Zeitensprüngen* ausgetragen wurden, etwas näher einzugehen.

Nach wie vor vertrete ich die Auffassung [vgl. *Hethiter* I, 342], dass die Städte der nordsyrischen „Neo-Hethiter" nicht, wie die orthodoxen Historiker behaupten, 700 Jahre nach Untergang des „hethitischen Großreiches" entstanden sind, sondern bereits vor diesem bestanden und während desselben bestehen blieben (siehe Kap. 7 meines Beitrages).

5. Zur Frühgeschichte Kleinasiens

Gordon Childe vertrat ab 1925 die Konzeption der *„neolithischen Revolution"*, worunter er natürlich keine politische, sondern eine „Revolution der Produktivkräfte" (meine Formulierung) verstand. Sie beinhaltete den Übergang von der „aneignenden" (Jagd, Sammlertätigkeit) zur „produktiven" (Ackerbau, Viehzucht) Wirtschaftsweise, die sich anscheinend zuerst im nördlichen Vorderasien vollzog. Der Ausgrabungsort Çatal Höyük (sprich: Tschatal Höyük; das türkische Wort „Höyük" – früher „Hüyük" geschrieben – bedeutet „Hügel" und entspricht dem arabischen „Tall" = Tell) befindet sich auf dem Territorium der heutigen Türkei, 30 km südöstlich vom heutigen Konya. Dort soll sich, neben Jericho, die älteste neolithische Stadtsiedlung befunden haben.

Träger der „neolithischen Revolution" waren Indogermanen, Kaukasier (Proto-Chattier und Proto-Churriten) und Semiten [Hellenica IIIa, 336 f.], ohne dass – mangels Inschriften – konkret festgestellt werden kann, welche Ethnie eine bestimmte neolithische Ortschaft bewohnt hat. Möglicherweise gehen diese drei Sprachfamilien auf eine „nostrische" Ursprache in Vorderasien zurück [Kramer 2005]. Von Vorderasien aus breitete sich der Ackerbau in alle Richtungen aus: nach Westen (Europa), Süden (Ägypten), Osten (Iran und Indien) und Norden (Nördliches Schwarzmeergebiet). Das schließt nicht aus, dass in bestimmten Regionen, wie in China, Teilen Europas und Amerika, sich der Übergang zum Ackerbau auch „autochthon" vollzogen hat (auf diese interessante Problematik möchte ich hier nicht eingehen).

Childe hat stets versucht, den Beginn der „neolithischen Revolution" möglichst kurz vor dem Beginn der Bronzezeit zu datieren [Illig 1988, 17]. Seine Nachfolger dachten anders. Der junge englische Archäologe James Mellaart entdeckte 1958 Çatal Höyük und datierte den Beginn dieser Siedlung auf Grund von C14-Messungen auf -6800/5800; auf Grund weiterer C14-Messungen wird die Siedlung heute etwa auf -8000 bis -5000 datiert. Diese Angaben finden sich in allen mir bekannten Nachschlagewerken und wurden zum „wissenschaftlichen Axiom". (Andererseits wurde, wie ich noch darlegen werde, der Beginn der Bronzezeit ins -3. Jtsd. datiert.)

Der in der Sowjetunion und in der DDR ideologisch verbindliche „Marxismus-Leninismus" beruhte auf einer Vereinfachung und teilweise auch auf einer Verfälschung der Auffassungen von Karl Marx und vertrat z.B. das von Stalin, im Widerspruch zu Marx und zur historischen Realität, entwickelte Dogma von einer weltweiten „Sklavenhaltergesellschaft" zwischen Urgesellschaft und Feudalismus. Ausgehend von den Ideen des russischen Afrikanisten und Dissidenten Juri Kobischtschanow (den ich auch in meinem Äthiopien-Beitrag [ZS 15 (3) 150-160] erwähnte), analysierte ich in einem 1983 veröf-

fentlichten Diskussionsbeitrag die Auffassungen von Karl Marx über den weltweiten Übergang von der „primären" (Urgesellschaft) zur „sekundären" (Feudalismus) Gesellschaftsformation und schlug u.a. auch vor, statt von einer „neolithischen" von einer ***„agrarischen Revolution"*** zu sprechen, die ähnliche qualitative Bedeutung wie die spätere „industrielle Revolution" hatte. Ich schrieb damals:

> „In vielen Veröffentlichungen wird diese Revolution auf den Übergang zum Ackerbau begrenzt. Demgegenüber vertrete ich die Auffassung, daß es sich bei der ‚agrarischen Revolution' um einen Prozeß handelte, der sich über Jahrtausende [sic!] hinzog und sich keineswegs auf die ersten primitiven Formen Bodenbebauung beschränkte. Er umfaßte auch den Prozeß des immer besseren Verständnisses bestimmter Naturgesetze, deren Kenntnis für jede Landwirtschaft unerläßlich ist, die Entwicklung neuer Produktionsinstrumente, insbesondere solcher aus Metall, die Schaffung von Bewässerungssystemen, die Nutzung von Zuchtvieh und damit verbunden die Zähmung und Züchtung neuer Tierarten, die Anwendung neuer Bodenbearbeitungsmethoden und vor allem die großen gesellschaftlichen Arbeitsteilungen" [Weissgerber 1983, 113].

Wegen des bezeichneten „wissenschaftlichen Axioms" konnte ich damals nicht anders schreiben. (Dass die C14-Datierungsmethode dubios ist, erfuhr ich erst nach Kennenlernen der *Zeitensprünge*). Trotzdem hatte ich bereits damals Zweifel: Schon zu Beginn der „agrarischen Revolution" gab es stadtähnliche Siedlungen, die ohne (vor-)staatliche Organisationsformen nicht funktionieren konnten. Ich legte dar, dass sich schon von Anfang an dynamische Triebkräfte entwickelten, die den Prozess der „agrarischen Revolution" vorantrieben. Warum brauchten diese aber Jahrtausende zu ihrer Realisierung, was faktisch einer Stagnation gleichkommen würde?

Auf diese Frage erhielt ich schon einige Jahre später (1990) die einzige vernünftige Antwort, als ich zufällig die Bücher von Illig [Die veraltete Vorzeit] und Heinsohn [Die Sumerer gab es nicht] erwarb. Illig bewies, dass zwischen dem Beginn der agrarischen Revolution und dem Beginn der Bronzezeit nicht Jahrtausende, sondern nur Jahrhunderte lagen! Er schrieb:

> „Sie [diese Zeitverkürzung; K.W.] zeigt genau jene Dynamik, die mit dem Begriff der 'neolithischen Revolution' immer gefordert, aber dann doch auf Jahrtausende gestreckt und damit entschärft worden ist" [Illig 1988, 11 = 2005,15].

Ich kann hier nicht konkret auf die Beweise eingehen, die Illig in seinem Buch angeführt hat. Auch konventionelle Historiker, wie E. und H. Klengel [1970, 13-28] betonen, dass die reale Stratigraphie der beiden Hügel von Çatal Höyük („Doppelhügel") nur eine Siedlungsdauer von etwa 800 Jahren recht-

fertigt, wobei das Chalkolithikum einbezogen ist. Vulkanausbrüche können C14-Messungen um Jahrtausende beeinträchtigen [vgl. Illig 2005, 197]. Çatal Höyük lag an einem Vulkan; zumindest die erste Siedlung fand ihren Untergang durch eine Vulkan-Katastrophe!

Zum „Chalkolithikum" in Kleinasien

Zu Beginn des 19. Jh. wurde es üblich, die Frühgeschichte nach dem verwendeten Werkstoff in Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu unterteilen. Dieses Dreiperiodensystem hatte seine Vorteile, aber auch seine Schwächen. Auf jeden Fall stellte die Entwicklung von neuen Produktionsinstrumenten, insbesondere aus Metall, einen notwendigen Aspekt der „agrarischen Revolution" dar, auf den ich in meinem Beitrag von 1983 besonders hingewiesen habe.

Im 19. Jh. wurde es auch üblich, von der „Kupferzeit" (Chalkolithikum) zwischen Stein- und Bronzezeit zu sprechen. Ich hatte stets Vorbehalte gegen diesen Begriff, da Kupfer zumeist nur für die Anfertigung von Schmuck und Behältnissen (Vasen, Schüsseln) verwandt wurde. Kupferwaffen und -gegenstände (wie das Kupferbeil des Ötzi) hatten schon wegen ihres Wertes nur repräsentativen Charakter. Illig [2005, 139 ff.] zeigte auf, dass Gegenstände aus Gesteinen, u.a. aus Obsidian und Silex, weitaus praktischer waren als Kupfer- und Bleigegenstände. Das Chalkolithikum, das Illig nur als „Kupfersteinzeit" bezeichnete, kann somit nur als letzte Subschicht – nach den vorkeramischen und keramischen Subschichten – des Neolithikums verstanden werden.

Nach konventioneller Chronologie begann in Kleinasien um -9000 das Neolithikum, um -6000 das Chalkolithikum und um -2300 die Frühe Bronzezeit [*Hethiter 2002*]. Kupfer sei zwar schon um -6000 bekannt gewesen sein, wurde aber erst um -3000 angewandt [Illig 2005, 142]. Im *Ploetz* [309] schrieb Müller-Karpe, dass sich die „Kupferzeit" über ein volles Jahrtausend erstreckt habe, wobei er diese auch noch, nach formalen Kriterien, in vier Abschnitte teilte. Wie Illig bewiesen hat, war die „Kupfersteinzeit" weitaus kürzer, als konventionell angenommen wird; in der archäologischen Praxis wird das „Chalkolithikum" in Kleinasien von vorherigen und folgenden Schichten nur nach der verwandten Keramik („Buntkeramik") unterschieden.

Zur Bronze- und Eisenzeit

In der Militärtechnik erwies sich die Entdeckung der Bronze als eine wirklich revolutionäre Höherentwicklung. Waffen aus Bronze erwiesen sich als besser als solche aus Stein (oder gar Kupfer); erstmals konnten Brustpanzer und Streitwagen hergestellt werden. Bronze war aber stets auch teuer. Außerhalb der Militärtechnik finden wir deshalb fast nur Schmuckgegenstände; in der materiellen Produktion war sie unbekannt.

Bronze ist eine Legierung von Kupfer und Zinn (im Verhältnis 9 Teile Cu zu 1 Teil Sn). Vieles spricht dafür, dass die Bronze-Metallurgie in Kleinasien (mit seinen Kupfervorräten) entstand. Zinn kam hier jedoch nur vereinzelt vor [Goetze 27, Anm. 1] und musste eingeführt werden; eine nennenswerte Produktion von Bronze-Gegenständen setzte somit relativ entwickelte Handelsbeziehungen voraus. (Schon aus diesem Grund muss der Beginn der Bronzezeit m. E. viel später datiert werden, als es konventionell üblich ist.) Wie die Tafeln von Kanisch, auf die ich noch eingehen werde, zeigen, wurde dort Zinn von mesopotamischen Händlern verkauft. Laut Muhly [1985] kam das Zinn aus dem heutigen Afghanistan.

Es ist allgemein üblich, die Bronzezeit in Frühe, Mittlere und Späte Bronzezeit zu unterteilen. Neuerdings wird in der Literatur [vgl. Ploetz 47 ff.] sogar eine Vierteilung vertreten, in Kleinasien wie folgt: Frühbronzezeit (20.–18. Jh.), Ältere Bronzezeit (18.–16. Jh.), Mittelbronzezeit (15.–13. Jh.) und Jungbronzezeit (15.–11. Jh.). In der Praxis wurden die bronzezeitlichen Schichten, neben den Baustilen, fast nur nach der jeweiligen Keramik gekennzeichnet, worauf auch Illig hinwies:

> „Und schließlich müssen die verschiedenen Metallzeiten zum großen Teil nach Keramikschichten datiert werden, die mit Metallobjekten synchronisiert werden konnten" [Illig 2005, 142]

Offensichtlich handelt es sich um eine rein pragmatische (und formale) Unterscheidung, was in der Literatur auch deutlich zum Ausdruck kommt:

> „Entsprechend der chronologischen Untergliederung der Kupferzeit teilen wir die Bronzezeit in etwa vier etwa gleichlange Abschnitte (frühe, ältere, mittlere und jüngere Bronzezeit), von denen jeder etwa ein Vierteljahrhundert umfaßt" ([Ploetz 47; die Zitate stammen von Hermann Müller-Karpe].

Heinsohn gebrauchte zur Kennzeichnung der „vorhellenistischen Schichtengruppen" auch die konventionellen Begriffe der frühen, mittleren und späten Bronzezeit. Diese spielten aber in seinen Stratigraphien nur eine sekundäre Rolle, hauptsächlich, um Identitäten zwischen konventionell benannten und realen Schichten, die angeblich durch Jahrtausende voneinander getrennt waren, auch auf diese Weise klarzustellen. Heinsohn hat stets versucht, alle Faktoren zu berücksichtigen, um eine bestimmte Schichtengruppe inhaltlich zu definieren.

Schon die Begründer des „Dreiepochensystems" betonten: „Diese drei Zeitalter sind keineswegs scharf voneinander getrennt, sondern greifen ineinander über" [Vedel Simonsen, zitiert nach Daniel 48, 68]. Dagegen legte Zeller stets großen Wert darauf, Bronze- und Eisenzeit strikt voneinander abzugrenzen. Ich betrachte dies als starres „Schubfach-Denken", das auch in seinem letzten einschlägigen Beitrag [Zeller 2003, 267-281] noch deutlich zum Ausdruck

kommt. Ich würde hierauf nicht näher eingehen, wenn Zeller nicht seine Auffassung als 'Kampfargument' gegen Kontrahenten verwandt hätte [z.B. Zeller 1999, 198]. Einer seiner typischen Sätze lautete:

> „Die Lage der Schichten macht einmal mehr deutlich, daß Gleichsetzungen von Herrschern der späten Bronzezeit mit solchen der Eisenzeit nicht möglich sind" [ebd.].

Da während der gesamten Bronzezeit Bronze und Eisen nebeneinander vorkamen, stellt sich die grundlegende Frage, woher Zeller eigentlich die Gewissheit nimmt, welche Schicht noch bronzezeitlich und welche schon eisenzeitlich war? Alle Archäologen sind sich einig, dass etwa gleichzeitig begonnen wurde, Bronze zu gießen und Eisen zu schmelzen und zu bearbeiten. (Ich möchte darauf verzichten, hier die mir vorliegenden Beweise vorzutragen.) Es ist jedoch wissenschaftlich üblich, erst dann von „Eisenzeit" zu sprechen, wenn die Eisengegenstände quantitativ überwogen haben. Hierbei spielte in den Schichten der „Übergangszeit" oft der Zufall eine Rolle; es ist nicht möglich, Bronze- und Eisenzeit stratigraphisch eindeutig voneinander abzugrenzen.

Eine der „Konsequenzen", die Zeller [1999, 198] von seinen Kontrahenten verlangte, war die Umdatierung der „Großreich-Hethiter" in die Zeit bis -900. Ich beabsichtige dies keineswegs; wie ich noch begründen werde, wurde das „hethitische" Chattuscha nicht von den dubiosen „Seevölkern", sondern von Kyros dem Großen erobert und zerstört. Ich habe schon mehrfach darauf hingewiesen: Schon in der Zeit der „vorsargonidischen" Großkönige von Ninive wurde Eisen genutzt; die Sargoniden gehören in die Eisenzeit [*Asiatica* I, 481f., 486 ff.; *Asiatica* III/1, 201]. Wann sich die Eisenzeit endgültig durchsetzte, war regional verschieden, aber weitaus kürzer als konventionell angenommen:

> „Der ungeheure zeitliche Abstand aber, der bislang erste Eisenverarbeitung vom eigentlichen Einsetzen der Eisenzeit trennte, reduziert sich jetzt von bis zu 2.500 auf kaum 300 Jahre" [Illig 2005, 144].

Meines Erachtens entsprechen diese 300 Jahre der 4. und 3. VH-Hauptschicht in Vorderasien.

Zur konventionellen Chronologie und realen Stratigraphie

In der „Hethitologie" ist es zumeist nicht üblich, die Datierungen zu begründen; nur gelegentlich wird auf Synchronismen mit Mesopotamien hingewiesen. Tatsächlich wurde die derzeitige Chronologie des alten Kleinasiens aus der konventionellen Chronologie Mesopotamiens abgeleitet. Aber auch diese ist umstritten. Die „lange" Chronologie wurde inzwischen aufgegeben; die „mittlere" und die „kurze Chronologie" differieren um 64 Jahre: Schlüsseldatum ist das Jahr der Eroberung Babylons durch die „Hethiter" unter Murschi-

li, das auf -1595 bzw. auf -1531 datiert wird. Da aber auch die „mittlere" Chronologie zu viele „Leerzeiten" für Kleinasien ergab, wird von „Hethitologen" nur die „kurze" Chronologie verwandt. (Alle von mir angegebenen konventionellen Datierungen entsprechen dieser Chronologie.)

Aber auch die „kurze" Chronologie hat diese konzeptionelle Schwäche nicht überwinden können. 1998 entwickelten in den USA tätige Astronomen (Gasche u.a.) eine „ultrakurze" Chronologie, konnten sich aber nicht durchsetzen [Eder/Renger 11]. Ihre Vorschläge können allerdings, gegenüber den radikaleren, aber stratigraphisch gut begründeten Kürzungsvorschlägen Heinsohns, nur als 'zahm' bezeichnet werden.

Natürlich bemühten sich alle Archäologen mehr oder weniger darum, möglichst reale Stratigraphien der von ihnen ausgegrabenen Fundstätten zu entwickeln, versuchten aber stets, zumeist unbewusst, diese der als 'sicher' geltenden konventionellen Chronologie anzupassen. So wurden acht Hauptschichten konstruiert, denen die Funde, unabhängig von der konkreten Situation, zugeordnet wurden. Heinsohn zeigte auf, dass vier dieser Hauptschichten fiktiv waren; seine Leistung bestand darin, aufgezeigt zu haben, dass real nur vier Schichtengruppen zwischen Chalkolithikum und Hellenismus bestanden, die er als vierte bis erste vorhellenistische Schichtengruppen bezeichnete (Ich werde diese der Einfachheit halber fortan **VH-*Hauptschichten*** nennen.)

Ich stand von Anfang an grundsätzlich zu diesen Erkenntnissen; allerdings gab es in der Folgezeit Meinungsverschiedenheiten, weil ich der von Heinsohn seit 1989 [Sargonidica I] vertretenen These „Assyrerkönige gleich Perserherrscher" nicht folgen konnte und kann. Trotzdem sehe ich keinen grundlegenden Widerspruch zwischen unseren Auffassungen, da unsere gemeinsame Grundlage die von Heinsohn für den Alten Orient entwickelte Vierschichten-Theorie (zwischen Chalkolithikum und Hellenismus) bildet; die Kontroversen zwischen uns sind sekundärer Art. Sie betreffen die Benennung einzelner Schichten (wie Zeller vermeide ich den Begriff der „altakkadischen Schicht") und Zuordnungen einzelner Herrscher oder Dynastien zu den realen vier Schichtengruppen.

Nach meinem jetzigen Erkenntnisstand gab es zwischen Chalkolithikum und Hellenismus in Kleinasien vier reale VH-Schichtengruppen:

4. VH-Hauptschicht: die Zeit bis etwa Schamschi-Adad I. (der zeitgleich mit Iluschuma von Assur und Hammurapi von Babylon war),
3. VH-Hauptschicht: die Zeit bis etwa Sargon II. (von Ninive),
2. VH-Hauptschicht: die Zeit bis zur persischen Eroberung,
1. VH-Hauptschicht: die Achämenidenzeit.

Den realen VH-Schichten dürften jeweils etwa 150 Realjahre entsprochen haben. Das bedeutet, dass die Bronzezeit m.E. nicht im -3. Jtsd., sondern etwa

um -900 begann. (Diese Vorab-Datierungen gelten natürlich nicht für Regionen außerhalb des Alten Orients.)

Scharrukên (Sargon)

Nach orthodoxer Geschichtsschreibung soll „Scharrukên" (konv. 2340–2285) Lugalzagesi, den „König von Sumer und Uruk" besiegt und ein großes Reich in Mesopotamien begründet haben, dessen Hauptstadt Akkadê gewesen sein soll. Scharrukêns Enkel Naramsin (konv. 2260–2224) soll dann die Akkader-Herrschaft auf große Teile Vorderasiens erweitert haben.

Heinsohn [1988, 58-62, 77-80, 108-123] hat in seinem 'Sumerer-Buch' eingehend die Akkad-Problematik analysiert. Er wies darauf hin, dass diese „Alt-Akkader" keinerlei archäologische Spuren hinterlassen haben; auch ihre Hauptstadt wurde nie gefunden. Alle Keilschrifttafeln, die sich auf das Akkader-Reich bezogen (zumeist mit märchenhaften Inhalt), stammen nachweisbar aus der Zeit nach -700. Damals (konv. 722–705) regierte in Ninive ein „assyrischer" Herrscher, der sich Scharrukên nannte. Dieser Name bedeutet „wirklicher König", ist also wohl kein Eigenname. In *Asiatica* III/2 [354 ff.] habe ich die Vermutung ausgesprochen, dass dieser Scharrukên tatsächlich eine Königin war, die als Stiefmutter Sanheribs und als dessen Vormund das Reich regierte.

Da in der Bibel ein „Sargon" erwähnt wurde, gingen die Historiker dazu über, Scharrukên als „Sargon" zu bezeichnen. Aber selbst die kühnsten Bibel-Fundamentalisten wagen es nicht, den biblischen Sargon ins -3. Jtsd. zu versetzen, so dass in der Literatur stets zwischen Sargon I. (von Akkad) und Sargon II. (von Assyrien) unterschieden wird.

Nach den dubiosen Feldzugsberichten soll Sargon I. 34 Schlachten geschlagen und 50 Stadtfürsten gefangen haben. Sargon I. und Naramsin sollen auch Feldzüge nach Kleinasien unternommen haben. Wegen dieser zweifelhaften Berichte wird der Beginn der Frühen Bronzezeit noch heute ins -3. Jtsd. datiert.

Es wurde jedoch kein Bericht über einen Feldzug Sargons I. nach Kleinasien überliefert. Auf Sargon I. wird die epische Dichtung *König der Schlacht* bezogen. Fragmente dieses Textes wurden, in „Neschili"-Übersetzung, im Archiv von Chattuscha gefunden, im ägyptischen Amarna ein weiteres Bruchstück in „neoassyrischer" Fassung [Güterbock 1969; Riemschneider 1990, 16 f.; Gurney 189; Saggs 80]. In dieser Dichtung wird geschildert, dass Sargon (natürlich ohne Ordnungszahl) nach Kappadokien vorgedrungen sei, um Kaufleute auf deren Ersuchen zu helfen gegen Bedrückungen durch den Fürsten von „Burschachanda", das offensichtlich mit dem aus anderen Texten bekannten Buruschchanda (Puruschchanda) identisch war [FWG III, 104]. Beide Text-Varianten

stammen aus der Zeit nach Sargon II.; ich bin überzeugt, dass dieser Feldzug nur durch diesen (oder einen seiner Feldherrn) geführt werden konnte. Die Stadt Burschachanda wurde in mehreren Texten der Anitta-Zeit, auf die noch eingehen werde, erwähnt.

Jean Bottéro [FWG II, 100 ff.] und Heinrich Otten [FWG III, 105] bezeichneten sowohl die Feldzugsberichte Sargons I. als auch den Inhalt der bezeichneten Dichtung als „legendär", gingen aber nicht so weit, auch die Existenz Sargons I. selbst in Frage zu stellen. Sie standen mit dieser Meinung nicht allein. Trotz der dubiosen Quellengrundlage blieben jedoch die meisten orthodoxen Historiker eisern, wobei sie auch Widersprüche in ihrer eigenen Darstellung in Kauf nahmen. So schrieb Saggs [2005, 29]: „Das Datum von Sargons Regierungsantritt (2371) gilt mittlerweile als wissenschaftlich gesichert." Diese vollmundige Erklärung hinderte ihn allerdings nicht, sie an einer anderen Stelle seines Buches zu relativieren:

> „Viele Angaben über Sargons Regierungszeit sind ungewiss, so beispielsweise auch das Jahr seiner Thronbesteigung" [ebd., 76].

Anschließend schrieb er seitenlang [ebd., 78-81], wie dubios alle Texte über Sargon I. sind und deutete sogar an, dass einige Texte wohl in der Zeit Sargons II. verfasst wurden, der „mit den Eroberungen seines Namensvetters prahlte" [ebd., 81]. Ich halte es für überflüssig, diese Art von „Geschichtsschreibung" zu kommentieren.

Heinsohn [1988, 56-62] bewies in seinem 'Sumerer-Buch' überzeugend, dass es niemals einen Sargon I., sondern nur einen Sargon II. gegeben hat. Er betrachtete [ebd., 58] den ersten als eine zur Zeit des zweiten Sargon erfundene Gestalt, um den Ruhm desselben in die Vergangenheit zu reproduzieren: Die

> „Legende über Sargon von 'Akkad' ähneln verblüffend dem wirklichen Leben des Südmesopotamien erobernden Sargon von Assyrien" [ebd., 58].

Er bezog sich zur Begründung seines Standpunkts auch auf den zweiten Feldzugsbericht „Sargons", in dem dieser sich rühmte, die nordsyrische Stadt ***Ebla*** erobert zu haben. Ab 1964 haben italienische Archäologen unter Paolo Matthiae den nordsyrischen Tell Mardich (am Orontes) ausgegraben. Hierbei wurden mehr als 15.000 Keilschrift-Täfelchen gefunden, die keinen Zweifel daran lassen, dass diese Stätte mit dem alten Ebla identisch war. Heinsohn schrieb, Pettinato [1981] folgend:

> „Ebla in Syrien, das von »Akkad«-Sargon und seinem Enkel Naram-Sin militärisch besiegt worden sein soll, gab ein Keilschriftarchiv frei, das im phönizisch/hebräischen Idiom des 1. Jahrtausends verfaßt ist, angeblich aber -2400/2250 angelegt worden sein soll. Dadurch wirkt das Eblaitische um etwa 1500 Jahre zu jung. Merkwürdig erscheint auch, daß bereits im Eblaitischen von -2300 das theophore Wortelement *-ia* auftaucht, das als Kurzform für Jahwe gelesen werden kann." [Heinsohn 1988, 60 f.]

Weiterhin schrieb er:

> „Der Ebla in Syrien angreifende »Akkad«-Sargon ist Sargon von Assyrien, der nicht nur Ebla, sondern auch Israel besiegt. Der rätselhafte Umstand, daß die Keilschrifttafeln des auf –2400 bis –2250 datierten Eblaarchives in nordwestsemitischer Sprache abgefaßt wurden, die zur Entwicklungsstufe des Phönizischen und Hebräischen *nach* dem 9. Jahrhundert v.u.Z. gehört, löst sich damit auf" [ebd., 120].

Zu ergänzen ist, dass im Ebla-Archiv auch biblische Namen wie Adam, Abramu, Ishrail, Ishmael, Esaum und Daud (David) auftauchen ([Ernst 1995, 429; Ebla-Internet]; in heutigen israelischen historischen Werken beginnt die „Geschichte der Juden" mit den „Hebräern" von Ebla! [z.B. Barnzvi 2004]).

Die Ausgräber von Ebla ließen sich dadurch nicht erschüttern. Nach wie vor gehen sie von der Ersterwähnung Eblas im -3. Jtsd. aus, weil Ebla „in akkadischen Texten von etwa 2300 v. Chr. erwähnt" wurde. Entsprechend wird die folgende Geschichte Eblas 'gestreckt'. Nach einer ersten Blüte (zwischen 2400–2240) und der akkadischen Eroberung um -2240 soll Ebla „für die nächsten drei Jahrhunderte [...] eine kleine Siedlung unter der Kontrolle der nahe gelegenen Stadt Urshu" gewesen sein. Dann soll Ebla von etwa 1850–1600 eine „zweite Blüte" unter den Amoritern erlebt haben, weil diese Stadt in dieser Zeit in den, natürlich konventionell datierten Texten von Alalach (um -1750) erwähnt wurde. Dieses „zweite Ebla" soll von den „Hethitern" (unter Murschili I. oder Chattuschili I.) erobert worden sein. Danach hätte die Stadt noch bis ins -7. Jh. existiert [so ohne weitere Argumente und deshalb nicht überzeugend in Ebla-Internet].

Nach Erkenntnis seines „Sargoniden-Irrtums", der m. E. gar keiner war, ordnete Heinsohn die Herrscher von Ninive der vorhellenistischen (persischen) Schicht zu und bezeichnete nunmehr den bisher Sargon II. genannten Ninive-Herrscher als Sargon III., den er mit Salmanassar III. und Artaxerxes I. gleichsetzte [Heinsohn 1996a, 34; vgl. auch 56-58]. Er identifizierte jedoch weiterhin Sargon I. mit Sargon II., unterschied diesen aber deutlich von „Sargon III.". Sargon I. = II. blieb wie Naramsin in der Schicht der „Altakkader", die er nun auch als „Ninos-Assyrer" bezeichnete [ebd., 21]. Entsprechend identifizierte er weiterhin Naramsin von Akkad mit Naramsin von Altassyrien, unterschied aber nunmehr auch zwischen Naramsin und Esarhaddon/Asarhaddon. Letzteren setzte er mit Artaxerxes II. gleich [ebd., 33]. Sargon I. = II. blieb in der altakkadischen Schicht (dritte vorhellenistische Schicht), die er auf etwa 750–620 datierte.

Diese neue Sargon-Deutung hat mich auch deshalb befremdet, weil es nunmehr eine „altakkadische" Schicht geben sollte, deren Nichtexistenz er in seinem 'Sumerer-Buch' überzeugend bewiesen hatte. Genauso hat mich befremdet, dass nunmehr Sargon I. mit II. identifiziert wurde, obwohl es Sar-

gon I. gar nicht geben sollte. Zeller [1998, 222 ff.] sprach in einem Exkurs zu *Assyrica* V seine Bedenken zur neuen Altakkader-These offen aus. Zu den nunmehrigen „Altakkadern" schrieb er:

> „Mir scheinen die Altakkader dagegen eine typisches Phantom-Imperium zu sein, das nur aus einigen sporadischen Funden – häufig in sekundärer Schichtlage – sowie Chroniken und Kopien von älteren Urkunden bekannt ist; letztere stammen besonders aus den altbabylonischen Schichten von Nippur und Ur [Bottéro 93; in: FWG II; K.W.]. Die Zuweisung von Schichten an diese Altakkader erfolgte nicht auf Grund von unbezweifelbaren Schriftfunden, z.B. aus eigenen Archiven dieser Herrscher, sondern auf Grund der archäologischen Anordnung der Dynastien durch die antiken Kompilatoren" [Zeller 1998, 222].

Die Einschränkungen in diesem Zitat beziehen sich ausschließlich auf Naram-sin, auf den ich noch gesondert zu sprechen komme.

Soweit es um Sargon I. geht, möchte ich betonen, dass ich keinen einzigen archäologischen Beweis für seine reale historische Existenz gefunden habe. Lange Zeit wurde, auch von Zeller, auf einen im Kârum Kanisch gefundenen Siegelabdruck Sargons I. hingewiesen, mit dem eine „assyrische" Tontafel gesichert wurde. Tatsächlich handelt es sich um zwei Siegelabdrücke, deren Aufschriften kaum lesbar sind. Kaum bekannt sind, trotz eines Hinweises von Goetze [69, Anm. 5], die einschlägigen Untersuchungen des türkischen Spezialisten Kemal Balkan [1955, 51 ff., mit Abb.]. Danach konnte die eine Aufschrift mühsam als „ischschi'akhum", ein in Assur üblicher Herrschertitel (ohne Namensangabe), entziffert werden, die andere lautet schlicht „Se-lu-lu". Das ist alles; die immer wieder vorgetragene „Sargon-Lesung" entspringt offenbar purem Wunschdenken! Nach meiner Überzeugung gab es nie einen „Sargon I.", wohl aber eine(n) Herrscher(in) von Ninive, der/die sich „Sargon" nannte.

Ich stehe nach wie vor zu meiner in *Asiatica* I [494-498] und *Asiatica* III/1 entwickelten Auffassung, dass die Großkönige von Ninive (von Tiglatpileser I/III, bis zu den letzten Sargoniden) mit den Mitanni-Herrschern identisch waren. So setzte ich Sanherib (Sin-achchê-eriba), den Nachfolger Sargons II., mit dem Mitanni-Herrscher Tuschratta gleich, der in seinen Amarna-Briefen eindeutig von Ninive aus an Echnaton schrieb [EA I, Nrn. 23 f.]. Insofern fällt es mir nicht schwer, die Feldzüge Sargons II. mit den Kämpfen zwischen Mitanni- und Chattuscha-Herrschern in der Amarnazeit gleichzusetzen. Ich sehe keinen wesentlichen ethnischen Unterschied zwischen Mitanni und Medern, deren (frühe) indoarische Sprache zur Satem-Gruppe gehörte. Die „Meder" siedelten östlich der Mitanni; im Bündnis mit den chaldäischen Babyloniern (die ich, wie Velikovsky, mit den „Hethitern" gleichsetze) eroberten sie schließlich die Stadt Ninive. Die vorherigen Herrscher von Ninive trugen

auch indoarische Namen, bildeten aber nur die Oberschicht über eine vorwiegend churritische und semitische Bevölkerung [vgl. meinen Leserbrief, 1997].

In *Asiatica* I und in *Asiatica* III/1 [201] habe ich die Sargoniden noch einer „Mitanni-Schicht" zugeordnet; nunmehr vermeide ich diesen Begriff (wie auch den der „Mitannizeit"), weil er den Eindruck erwecken kann, dass diese Schicht ethnisch bestimmt war. Wie Heinsohn betont hat, bestand ein Hauptfehler der orthodoxen Archäologie darin, Funde nicht stratigraphisch, sondern ethnisch, nach vorgefassten Meinungen, zeitlich zuzuordnen:

> „Der die gebildete Welt verblüffende Erfolg bei der Suche nach ganz neuen Imperien wurde durch einen ebenso simplen wie folgenschweren Kunstgriff errungen. Schrifttafeln, die in ein- und derselben Schicht aufgefunden wurden, hat man nach den auf ihnen gefundenen Sprachen auseinandersortiert und nun nicht etwa als Beweis für die Mehrsprachigkeit (und innersprachliche Dialektvielfalt) der zur Fundschicht gehörenden Epoche präsentiert, sondern man hat die nichtsemitischen Tafeln zu Kopien aus jener uralten Abraham-Zeit erklärt, für welche allerdings nicht nur Tafeln, sondern auch die Schichten fehlten" [Heinsohn 1988, X].

Heinsohn [1996a, 25; 1996b, 66] sprach deshalb auch nie von einer „Kat"-Zeit, sondern ordnete die Schichten der „Kat" (="Hethiter") in Kappadokien den einzelnen Schichtengruppen zu (wobei man natürlich über die Richtigkeit der jeweiligen Zuordnung diskutieren kann).

Allerdings möchte ich darauf hinweisen, dass ich 1998 den Begriff „Mitanni-Schicht" nicht ethnisch, sondern stratigraphisch definiert habe: Sie war durch die „Nuzi-Keramik", eine „bemalten Keramik mit weißen oder hellen Ornamenten" gekennzeichnet [*Asiatica* III/1, 199].

Entsprechend hat Heinsohn auch versucht, die Geschichte der „Indo-Arier" in Nordmesopotamien" verschiedenen aufeinander folgenden „Stratengruppen" zuzuordnen [Heinsohn 1996a, 214]. In Vorderasien gehörten die Sprachen der Luwier, Mitanni, Meder und Perser der „Satem-Gruppe" an; denen die Sprachen der „Kentum-Gruppe" („Neschili-Hethiter", Muschki/Phryger und Griechen) gegenüberstanden. Beide Sprachgruppen bestanden nebeneinander und entwickelten sich; ihre Geschichte ist den aufeinander folgenden Schichtengruppen zuzuordnen.

Naramsin

Nach orthodoxer Geschichtsschreibung war Naramsin der Urgroßenkel des Sargon I. von Akkad. Verständlich ist, dass Heinsohn ihn in seinem 'Sumerer-Buch' als genauso fiktiv wie Sargon I. betrachtet hatte. Prototyp des Naramsin war für ihn verständlicherweise Asarhaddon/Esarhaddon, der Enkel Sargons II. [Heinsohn 1988, 56 ff., 111 ff.]. Letzteren musste Heinsohn nach seiner neuen Konzeption der Perserzeit zuordnen; er wurde nun mit Artaxerxes II.

Arsakes identifiziert [1996a, 33, 80-90, 164]. Allerdings wurden die vorher fiktiven Herrscher Sargon I. und Naramsin nunmehr real und zu Repräsentanten der „akkadischen", der 3. VH-Schichtengruppe. Ich habe das Gefühl, dass Heinsohn diesen Naramsin nur abstrakt gesehen hat, eben als Enkel des Sargon I., dessen jeweiliger Beurteilung auch Naramsin folgen musste.

Naramsin hat, im Gegensatz zu Sargon I., Inschriften hinterlassen. In Tell Brak/Nirdsyrien entdeckten englische Archäologen die Ruinen eines Palastes, der von Eroberern fast restlos zerstört wurde:

> „Einige Tontafeln der Naram-Sin-Zeit sind von den Eroberern in den Schutt getreten worden. Den Namen des Bauherrn nennen die Ziegel, in die sein Namenssiegel gedrückt ist" [Brentjes 1963, 56].

Saggs [85] schrieb über Naramsin:

> „In Kurdistan ließ er umweit von Suleimanije an einem Gebirgspass im Zagros ein Felsrelief anbringen, das ihn an der Spitze seiner Truppen zeigt [...]. Einige in Susa gefundene beschriftete Statuen und Ziegel, die seinen Namen tragen, lassen keinen Zweifel darüber, dass auch Chuzistan fest in seiner Hand war."

Nordöstlich von Diyarbakir/Ostanatolien fand man eine Stele mit seinem Namen und Bildnis. In der Inschrift rühmte er sich, die „Fürsten des Nordens" besiegt zu haben [Brentjes 1963, 54; Saggs 85]. In Kenntnis dieser Fakten habe ich in *Asiatica* I [481] die Auffassung vertreten, dass Naramsin eine historische Gestalt war (Sargon I. erwähnte ich nicht). In diesem Beitrag wandte ich mich auch gegen den Begriff der „Ninos-Assyrer", weil es niemals eine Person namens Ninos gegeben hat; Ninos war der griechische Name der Stadt Ninive [ebd., 477-492]. Ich wies darauf hin, dass Heinsohns „Ninos-Assyrer" tatsächlich zwei aufeinander folgende „Typen" umfassten:

- den „Typ", dessen 'Prototyp' Naramsin war,
- den „Typ", der durch die „Sargoniden", die Großkönige von Ninos/Ninive, repräsentiert wurde.

Anscheinend scheute ich mich damals noch, statt des unklaren Begriffs „Typen" den eindeutigen Begriff „Schichtengruppen" (bzw. Hauptschichten) zu verwenden. Tatsächlich gehört Naramsin wie die „Sumerer" (Frühen Chaldäer) in die Zeit der 4. VH-Schichtengruppe! In *Asiatica* I (wie auch in *Asiatica* III/1) hatte ich mich noch nicht ganz von der konventionellen Terminologie getrennt, indem ich, trotz m.E. richtiger neuer Erkenntnisse, noch Begriffe wie „altassyrisch" und „altakkadisch" verwandte, statt mich eindeutig von diesen abzugrenzen. Einige Sätze in diesen Beiträgen würde ich, um Verwirrungen zu vermeiden, heute anders formulieren.

Zeller hat sich in seinem schon teilweise zitierten Exkurs „Altakkader" [1998, 222 ff.] auch dafür ausgesprochen, dass Naramsin eine historische Person war:

„Entgegen der Angabe der aus spätassyrischer stammenden Königsliste war [der historische; K.W.] Naram-Sin kein Sohn Puzur-Assurs II., sondern ein Eroberer aus Eschnunna (Tell Asmar), nur eine Generation vor Schamschi-Adad I." [Dietz Otto Edzard in FWG II, 184].

Ich habe in *Asiatica* III/2 [361] angedeutet, dass Schamschi-Adad I. mit Tiglatpileser (I-III) identisch gewesen sein könnte. Diese Vermutung lässt sich jedoch nicht begründen. Schamschi-Addad (konv. 1769–1712), Sohn des Ilakabka (eines unbedeutenden, wohl amurrischen Kleinfürsten von Ekalatum) hat nach den Textüberlieferungen in Syrien vorübergehend ein „Reich" errichtet und kurzzeitig auch die Stadt Assur (Aschschur) erobert, die damals von Iluschuma regiert wurde. Schamschi-Addad residierte in Schubat Enlil (Tell Leilan?), nicht aber in Ninive. Er gilt als „altassyrischer" Herrscher; seine Vorfahren waren aber niemals Herrscher von Assur, sie wurden in die dubiose „Königsliste von Assur" nur eingeschoben [vgl. Edzard in FWG II, 179]. Aus dem Archiv von Mari (Tell Hariri) ergibt sich, dass er seinen Sohn Jasmach(-Adad) dort als „Vizekönig" eingesetzt hatte. Nach der „langen" Chronologie starb Schamschi-Addad -1781 (nach der „kurzen" -1712). Heinsohn [1992] hat nachgewiesen, dass sich die überlieferte Geschichte Maris tatsächlich etwa in der Mitte des -1. Jtsd. vollzogen hat. Ich betrachte heute Schamschi-Addad, der nach den Texten Zeitgenosse des Hammurapi war, als einen Herrscher, der einige Jahrzehnte vor Tiglatpileser I./III. (etwa um -750) regierte. Zeller [1998, 206] wies darauf hin, dass in der „assyrischen" Händlersiedlung von Alischar Schrifttafeln gefunden wurden, die seinen Namen tragen [hierzu: Balkan 42 f.; Goetze 70].

Es ist das Verdienst Zellers, Naramsin als Herrscher von Eschnunna erkannt zu haben. Eschnunna lag im Dijala-Tal, östlich von Babylon; es wurde 1930–38 von US-amerikanischen Archäologen ausgegraben. In den gefundenen Texten wurden Namen und Verwandtschaftsbezeichnungen einzelner Regenten erwähnt, aus denen „Herrscherlisten" konstruiert wurden [Otten in FWG III, 166]. Zeller [1998, 224] nannte fünf Herrscher, von denen der dritte Naramsin war. Truhart [2000, 8] registrierte sogar 20 Herrscher, deren 16. Naramsin hieß. Es gab auch nach meiner Überzeugung nur einen „Großkönig" namens Naramsin, eben diesen Herrscher von Eschnunna, der aber niemals Herrscher des fiktiven Akkad war!

Im Archiv von Chattuscha wurde ein Text einer „Neschili"-Keilschrift gefunden, in dem ein Naramsin sich rühmte, eine Koalition von 17 kleinasiatischen Fürsten geschlagen zu haben. Dieser Text wurde angezweifelt, weil auch eine (angeblich 300 Jahre ältere) „babylonische" Tontafel gefunden wurde, in der andere Namen der Fürsten als in der Chattuscha-Tafel angegeben wurden [Gurney 189]. Ich konnte den Inhalt der „babylonischen" Tafel bis jetzt nicht ermitteln, möchte aber den Chattuscha-Text nicht anzweifeln, weil

dessen Angaben anderen kleinasiatischen Texten der „Frühen Bronzezeit" entsprechen. Im Chattuscha-Text wurden, soweit lesbar, folgende Fürsten genannt:

- Pamba, Fürst von Chatti,
- Zipani, Fürst von Kanisch,
- Kuwaruwa, Fürst von Amurru,
- namentlich nicht eindeutige lesbare Fürsten von Kurschaura, Buruschchanda, Armanu und vom Zedernberg [Goetze 36; die Namen sind nach der Schreibung Zellers, 1998, 223, wiedergegeben].

Pamba und Zipani waren anscheinend Fürsten der genannten Städte in der Zeit vor ihrer Eroberung durch die „Neschili"-Herrscher (den „Hethitern"). Ich vermute, dass Kuschaura identisch war mit Kuschschar, der ursprünglichen Hauptstadt der „Neschili-Hethiter", auf die ich noch zu sprechen komme.

Heinsohn [1988, 59] nannte den bezeichneten Amurru-Fürsten Huwachschatra/Khuwartuwash (= Chuwachschatra/Huwaruwasch). Er betonte zu Recht die „indoeuropäische" Abstammung dieses Namen. Auf die weitergehenden Schlussfolgerungen Heinsohns möchte ich hier nicht eingehen und nur anmerken, dass mich das „so frühe" Auftreten von Indogermanen nicht verwundert. Nach der Konzeption von Gamkralidse/Iwanow entstanden die indogermanischen Sprachen in diesem Gebiet.

Der Name Buruschchanda (Puruschchanda) wurde sowohl in dem bereits erwähnten Epos *König der Schlacht* wie auch in den Texten von Kanisch erwähnt. In diesen ist sowohl von einem Fürsten von Buruschchanda die Rede wie auch von einer dortigen Kaufmannsniederlassung. Im „Anitta-Text", auf den ich noch zu sprechen komme, heißt es:

> „Als ich nun [...] zur Schlacht zog, da (kam) der 'Mann' von Buruschchanda zu mir zur Huldigung, und er brachte mir Thron und Zepter aus Eisen zur Huldigung" [FWG III, 110].

Zumeist wird verschwiegen: Der Fürst von B. wurde gemäß dem „Anitta-Text" nicht unterworfen, und es hat sich wohl um ein reines „Freundschaftsgeschenk" unter Bundesgenossen gehandelt. Im Text steht immerhin, natürlich selbstüberheblich:

> „Wie ich aber zurück nach Nescha zog, da führte ich den 'Mann' von Buruschchanda mit mir. Sobald er aber in das Innere Gemach kommt, wird jener von mir zur Rechten sitzen".

Leider ist bis jetzt kein Text des „Mannes" von Buruschchanda gefunden worden. Aber schon aus dem zitierten „Anitta-Text" geht eindeutig hervor, dass beide gleichberechtigte Bundesgenossen gegen das damalige Chattuscha waren. Özgüç [z.B. *Hethiter* 2002, 43] vertritt mit guten Gründen die Identität des

längst ausgegrabenen Acemhöyük (sprich: Adschemhöyük) und Buruschchanda. Dort wurden nach seinen Angaben Überreste von Palästen ausgegraben; Textfunde erwähnte er nicht.

Alaça und Alischar

Die Ruinen umweit des Dorfes Alaça Höyük („Bunter Hügel") wurden 1836 von dem Engländer William J. Hamilton [Hellenica IIIb, 321] kurz nach seinem Besuch in Bogazköy entdeckt [Ceram 23]. Türkische Archäologen gruben ab 1926 den Hügel von Alischar (türk. Alişarhöyük) und ab 1935 den Hügel von Alaça (sprich: Aladscha; türk. Alaçahöyük) aus. (Der Einfachheit halber schreibe ich, wie in deutschen wissenschaftlichen Beiträgen üblich, nur Alischar und Alaça).

Tahsin Özgüç ging in mehreren Beiträgen, die in *Hethiter 2002* veröffentlicht wurden, ausführlich auf diese Fundstätten ein. Sie gelten als die ältesten Städte der Frühen Bronzezeit (FBZ) in Kleinasien. Alaça liegt nur 25 km nordöstlich, Alischar etwa 75 km südöstlich von Chattuscha, auf halber Strecke zwischen Chattuscha und Nescha/Kültepe, noch nördlich des Halys (Kizilirmak). Der alte Name dieser beider Städte ist umstritten. Otten [in FWG III, 109] vermutete die Identität von Alischar mit dem inschriftlich bekannten Ankuwa, was Bittel [1983, 88] bezweifelte. Letzterer vermutete andererseits, dass Alaça mit Tawinija, dem römischen Tanea, identisch war [ebd., 88, 183]. Cornelius [11, 100 f., 285, Anm.24] sprach sich, m.E. mit überzeugenderen Gründen, für die Identität Alaças mit der 'vorhethitischen' Königstadt Zalpa (Zalupa) aus, die u.a. im „Anitta-Text" [FWG III, 110] und im Feldzugsbericht des Chattuschili I., erwähnt wurde. Neve [1996, 3] und Brandau-Schickert [22] gaben nur an, dass diese Stadt „am Schwarzen Meer" lag.

Im erwähnten „Anitta-Text" wurden drei Fürsten von Zalupa genannt: Uchna, Schiuschimmi und Chuzzija. Seeher [2002, 158] schrieb: „Die Herren von Alaca Höyük waren Hattier, Ureinwohner und Vorgänger der Hethiter im Nordosten Zentralanatoliens."

Özgüç datierte diese beiden Städte zunächst in das letzte Viertel des -3. Jtsd., in die Zeit zwischen -2300 und -2000 [Hethiter 2002, 36], in dem speziellen Beitrag „Alaçahöyük" diese Stadt dann schon in die Zeit zwischen -2500 und -2000 [ebd., 124]. Goetze [217] hatte Alischar noch auf -3000 bis -2300 datiert; nach seiner Auffassung endete die Frühbronzezeit schon -2300. Man sieht, die Archäologen verjüngen ihre Datierungen allmählich!

Die Schichtenfolgen von Alischar und Alaça entsprechen sich weitgehend. Nach konventioneller Benennung [Goetze 37] folgten aufeinander: Chalkolithikum (Alischar 0, Alaça IV) >> Frühe Bronzezeit (Alischar I, Alaça III) >> „Hethitische Periode" (Alischar II, Alaça II).

Die Angaben über das „Chalkolithikum" in beiden Städten sind in der Literatur sehr vage. Özgüç [124] deutete, ohne auf Dauer, Datierung und Funde näher einzugehen, nur an, dass im „Spätchalkolithikum" auf dem gewachsenen Boden die erste Siedlung in Alaça gefunden wurde [Alaça IV], die er dem „Spätchalkolithikum" zuordnete. Laut Goetze [17] befand sich auch in Alischar die „chalkolithische" Schicht unmittelbar über dem gewachsenen Boden:

> „Über die chalkolithische Periode von Alişar (Alişar 0) ist wenig bekannt. Befestigungen sind nicht beobachtet worden, es handelt sich wahrscheinlich um eine dörfliche Siedlung" [ebd., 37].

Ihm zufolge sind im benachbarten Büyük Güllücek „zwei gute Äxte aus Kupfer" gefunden worden, „sonst sind die Werkzeuge aus Silex, Obsidian und Knochen gemacht" [ebd., 38]. Ich ordne diese Schicht dem Neolithikum zu, in dem auch schon Kupfer bekannt war, aber nicht die dominierende Rolle spielte. Goetze [38] betonte:

> „Die chalkolithische Periode geht ohne sichtbaren Bruch in die Frühe Bronzezeit über, die wiederum besonders in Alişar und Alaca Hüyük [sic!] studiert werden kann."

Die Schichten Alischar I und Alaça III repräsentieren die Blüte der Bronzezeit in diesen Städten; Goetze und Özgüç sind ausführlich auf die Funde eingegangen. In Alaça entdeckten 1935/45 türkische Ausgräber unter R.O. Arik und Hamit Koşay (spr. Koschay) 13 „königlich ausgestattete" Grabstätten, die der Schicht III zugeordnet wurden. Die Mehrzahl der Grabbeigaben bestand „aus Gold, Silber, Elektron, Kupfer und Bronze, seltener sind Bernstein, Achat, Ton und Eisen vertreten" [Hethiter 2002, 36]. Elektron ist eine Gold-Silberlegierung; zu den Beigaben aus Eisen gehört der schon erwähnte eiserne Dolch mit Goldgriff. Die Bernstein-Funde deuten auf ausgedehnte Handelsbeziehungen hin, da Bernstein nur im Ostseeraum vorkommt.

Die Schachtgräber von Alaça entsprechen übrigens („bis auf die Maße und Bauweise hinein übereinstimmend") Gräbern, die Schliemann in Mykene fand [Lehmann 186]. Özgüç [37] schrieb:

> „Die Ausbeutung des natürlichen Erzreichtums dieser Region durch den ansässigen Adel verschaffte dem Gebiet des mittleren Schwarzmeeres eine wirtschaftliche und kulturelle Sonderstellung. Die Werkstätten, die Gegenstände schufen, welche einander in ihrer ausgereiften Technik, in Form und Stil gleichen, standen unter der Kontrolle der lokalen Fürsten."

Laut Goetze [39] ähneln die Schmuckgegenstände und Dolche der Gräber von Alischar III auffallend den Funden von Troia II, worauf ich noch zu sprechen komme.

Wie dargelegt, hatte Cornelius die Fundstätte Alaça mit Zalpa (Zalupa)

identifiziert. Nach einem Text des Chattuschili I., der als erster „Neschili"-Herrscher von Chattuscha gilt, hatte dieser Zalpa besiegt, wobei der größte Teil der Bevölkerung (60 Häuser) niedergemetzelt wurde [Cornelius 100 f.]. Cornelius kannte damals die späteren Ausgrabungsbefunde von Alaça noch nicht. Özgüç [Hethiter 2002, 174] schrieb in Bezug auf Alaça:

> „Die älteste hethitische Bauschicht (Schicht 4 der 2. Kulturschicht) gründet auf dem Schutt einer Brandkatastrophe, die der Frühbronzezeit ein Ende gesetzt hat."

Dies spricht für Cornelius. Trotzdem wurden beide Städte zur Zeit des „Großreiches" von Chattuscha, der „hethitischen Zeit", weiterbesiedelt, wie die Schichten Alischar II und Alaça II beweisen. Sie verloren nach der Eroberung keineswegs ihre Bedeutung, sondern entwickelten sich zu relativ großen Städten [ausführlich Özgüç ebd., 172 f.].

Özgüç [ebd., 42-45] zeigte auch auf, dass in der „Frühen Bronzezeit" in Anatolien viele neue Städte entstanden, die von Stadtfürsten regiert wurden. Es erfolgten bereits erste Ausgrabungen; besonders ergiebig und aussagefähig sind die Befunde aus Nescha/Kültepe und dem frühen Chattuscha, auf die ich mich deshalb in der folgenden Darstellung beschränke.

Alaça soll gleichzeitig mit Chattuscha um -1200 von den „Seevölkern" vernichtet worden sein [so Ceram 170]. Archäologisch wurde eine Brandschicht festgestellt [E. u. H. Klengel 30]; der Ort wurde auch danach besiedelt (Schicht 1) [*Hethiter* 2002, 173]. Nach der Keramik datierte Özgüç diese Ortschaft, die „den gesamten Hügel" umfasste, nicht vor -650. Ich gehe, nach Streichung der Phantomzeit, davon aus, dass es sich um eine „spätphrygische" Besiedlung der Perserzeit handelt. (Auf diese Problematik werde ich noch zu sprechen kommen.) Über dieser Schicht wurden nur vereinzelte Münzen aus hellenistischer, römischer, byzantinischer und seldschukisch-osmanischer Prägung und Keramikscherben gefunden, die sich keiner Bauschicht zuordnen ließen. Auch in Alischar „brannte die Burg" [E. u. H. Klengel 30], aber auch diese Stätte wurde weiterbesiedelt: Über Schicht II liegt Schicht IV, die als „phrygisch" bezeichnet wird [Goetze 186]. Auf die nur partielle „Schicht III" und ihre umstrittene Zuordnung (vor oder nach der „Hethiterzeit"?) möchte ich hier nicht eingehen.

Der „Anitta-Text"

Im Archiv von Chattuscha wurde ein in „Neschili"-Keilschrift verfasster Text des Königs Anitta von Nescha gefunden. Dieser Text ist schon deshalb von Bedeutung, weil allgemein angenommen wird, dass die „Neschili"-Sprache als Staatssprache von Chattuscha ihren Namen von der Stadt „Nescha" erhalten hat. Die eng beschriebene „Anitta-Tafel" gilt als Kopie eines früheren

„Ur-Textes". Gurney [32] nahm an, dass dieser zunächst auf Holz geschrieben wurde, da in anderen „hethitischen" Texten „Schreiber auf Holz" erwähnt wurden. Sie soll von einer Stele abgeschrieben worden sein, die am Tor von Nescha gestanden habe [ebd., 179].

Der Text gilt schon wegen der kleinasiatischen Ortsangaben (Zalupa/Zalpa, Buruschchanda, Schalatiwara) als authentisch. Er erwähnte Pijuschti, den König von „Chatti", gegen den er Kriege führte; weiterhin Uchna und Chuuija, zwei Könige von Zalpuwa/Zalpa, das wahrscheinlich mit Alaça identisch war.

Anitta gilt allgemein als historische Person, da in einem älteren Palast in Kültepe ein Bronzedolch mit einer eingravierten Inschrift in Keilschrift und in „akkadischer" Sprache gefunden wurde: „Palast des Anitta, des Königs" [Lehmann 190]. Anitta wurde auch in zwei Texten der jüngsten Phase der „assyrischen" Händler in Alischar erwähnt [Balkan 52; Gurney 58; FWG III, 109; Bittel 1983, 27].

Erich Neu hat 1974 den vollständigen „Anitta-Text" in Originalsprache mit deutscher Übersetzung und zahlreichen Kommentierungen herausgegeben; schon vorher veröffentlichte Otten wesentliche Auszüge [FWG III, 109 f.]. Ich möchte mich hier auf die Zitierung von drei Passagen des Dokumentes beschränken, wobei ich zum besseren Verständnis die Übersetzung von Otten ohne Sinnveränderung nach heutigem Sprachgebrauch wiedergebe und auf künstliche Lückenkennzeichnung in einzelnen Wörtern verzichte.

Zur Eroberung von Nescha:

„Anitta, Sohn des Pitchana, König von Kuschschara, spricht: Er war dem Wettergott des Himmels lieb, und als er dem Wettergott lieb war, da (wurde) der König von Nescha Gefangener des Königs von Kuschschara. Der König von Kuschschara (kam) aus der Stadt herab mit großer Macht herab und nahm die Stadt Nescha während der Nacht im Sturm. Er ergriff den König von Nescha, aber keinem der Einwohner von Nescha fügte er Böses zu, (sondern) machte (sie) zu Müttern (und) Vätern. Nach Pit(chana), meinem Vater, in demselben Jahr, kämpfte ich den Kampf" [gefolgt von Unterbrechung des Originaltextes].

Der wiedergegebene Text lässt darauf schließen, dass die Eroberung von Nescha durch den Vater Anittas erfolgt ist. Der noch zu erörternde Ausgrabungsbericht bestätigt eine Eroberung Neschas ohne Zerstörungen.

Zur Zerstörung Chattuschas:

„Zum zweiten Male kam wiederum Pijuschti, der König von Chatti, und wen er von seinen Helfern er heranführte, diese bei der Stadt Schalampa (schlug ich), [...] Und die Stadt Chattuscha benagte Hunger, da ließ ich sie. Als aber sie schließlich vom Hunger schwer heimgesucht wurde, da

übergab Schuschuimi (= Ableitung des indogermanischen Gottesnamen Schu; K.W.), sie (dem) Gott [laut Bittel, 1983, 27, „der Throngöttin"; K.W.] Chalmasch(uitta); und in der Nacht nahm ich sie im Sturm. Wer nach mir König wird und Chattuscha wieder besiedelt, den (soll) der Wettergott des Himmels treffen".

Nach konventioneller Chronologie wurde Chattuscha um -1700 von Anitta zerstört. Wie ich noch darlegen werde, wurde im frühen Chattuscha eine entsprechende Zerstörungsschicht gefunden, die aber nach Heinsohns, Zellers und meiner Überzeugung weitaus später zu datieren ist. Trotz des „Fluches des Anitta" wurde Chattuscha spätestens unter Chattuschili I., dem ersten „Neschili"-Herrscher von Chattuscha, wiederbesiedelt.

Zur Bautätigkeit des Anitta in Nescha:

„Und in Nescha baute ich die Stadt. Hinter der Stadt baute ich das Haus des Wettergottes des Himmels und den Tempel des Schiuschimmu. Das Haus des Gottes Chalmaschuitta, das Haus des Wettergottes und das Haus des Schiunaschummi [= Schu; K. W.] baute ich."

Diese Tempel wurden in Kültepe/Nescha westlich der Zitadelle gefunden und bestätigen auch so die Glaubwürdigkeit des „Anitta-Textes". Über die Nachfolger Anittas in Nescha ist nichts bekannt. Da auf der „Anitta-Tafel" unmittelbar nach dem Anitta-Text noch eine Inschrift eines Königs Ammuna folgt, nahm Otten [FWG III, 345, Anm. 28] an, dass dieser sein Nachfolger war.

Wo lag Kuschschar(a)?

Nach dem Text des Anitta waren er und sein Vater ursprünglich Fürsten von Kuschschar(a). Chattuschili I., der erste „Neschili"-Herrscher in Chattuscha, der sich, wie seine Nachfolger, nicht als Abkömmling Anittas bezeichnete, hinterließ einen Text („Testament"), demzufolge seine Vorfahren aus Kuschschara stammten und er nach seiner schweren Erkrankung die Adelsversammlung (Punka) dorthin einberufen habe, um die Nachfolgefrage zu regeln. Als Nachfolger setzte er seinen Adoptivsohn Murschili I. ein [Lehmann 201-210; Brandau-Schickert 52].

Im erwähnten Feldzugsbericht des Naramsin wurde auch ein „Fürst von Kurschaua" erwähnt, das mit Kuschschara identisch gewesen sein könnte. Generationen von „Hethitologen" spekulierten darüber, wo diese Stadt lag. Heinsohn [1988, 127] hat sogar die Vermutung ausgesprochen, es handele sich um Babylon.

Da Anitta angab, dass sein Vater und er von Kuschschar „herab" kam, muss Kuschschar(a) auf einer gewissen Höhe gelegen haben. Ich gehe nach den Erkenntnissen von Gamkrelidse/Iwanow davon aus, dass die (ur-)indogermanische Sprache in Ost-Anatolien und NW-Mesopotamien entstanden

ist. Das ist das Gebiet, wo seit Jahrtausenden die (indogermanischen) Kurden siedeln. Nach meiner Überzeugung muss Kuschschar(a) in diesem Gebiet gelegen haben.

Ich habe in *Hethiter* I [336] meine Auffassung zum Ausdruck gebracht, dass die Teilung in Kentum- und Satemsprachen schon in der Urheimat erfolgt ist. Die Sprachen der Luwier und Mitanni/Indo-Arier gehören zu den Satemsprachen, „Neschili" zu den Kentum-Sprachen. Bemerkenswerterweise ist das heutige Kurdisch keine einheitliche Sprache. Es gibt mehrere „Dialekte", von denen die bedeutendsten das Kurmanschi/Karmanyi im Norden und das Sorani im Süden sind, deren Sprecher sich untereinander nicht verständigen können [Hartmann 2002, 133; Kurdisch-Internet].

Als Vorfahren der Kurden gelten im Norden die altsyrischen Qardawaye (bei Herodot Karduchoi), auch Qarda genannt, und im Süden die Gutäer (Guti, Quti, Kurdi), wobei die Ähnlichkeit beider Begriffe augenfällig ist [Al-Dahoodi 173 ff.; Kurdistan-Internet]. Heinsohn ging auf die Gutäer in seinem 'Sumerer-Buch' öfters [s. Register] ein, weil sie immer wieder in der (orthodox geschriebenen) Geschichte Mesopotamiens als Eroberer auftraten, um dann für Jahrhunderte zu „verschwinden". Seine Ausführungen beweisen die der konventionellen Chronologie geschuldeten Leerzeiten, widerlegen aber nicht, dass in altorientalischer Zeit im Gebirgsland des heutigen Kurdistan ununterbrochen Gutäer siedelten. Sie waren gewiss keine Skythen aus dem nördlichen Schwarzmeergebiet [so Heinsohn 1988, 52, 61, 78, 110].

Nescha – Kanisch - Kültepe

Wie dargelegt [*Hethiter* I, 328 f.], wurde die „vorhethitische" Sprache „chattili" nach der Stadt Chatti/Chattuscha benannt. Die Annahme lag nahe, dass „neschili" (es kommen auch die Begriffe „naschili" und „neschumnili" vor), die indogermanische Staatssprache des späteren „Großreiches", ihren Ursprung in einer Stadt „Nescha" hatte, die aber zunächst nicht gefunden und deren Existenz noch lange [so Goetze 1957, 56; Cornelius 303, Anm. 18] bezweifelt wurde.

Emil O. Forrer, der schon 1919 den Unterschied zwischen „chattili" und der von Hrožny entzifferten indogermanischen Sprache erkannt hatte, schlug vor, letztere „Kanesisch" zu nennen. Er fand in den Texten von Chattuscha Hinweise, dass die frühen „Neschili"-Kultgesänge von einem Sänger der Stadt Kanes" vorgetragen wurden [Ceram 82; Cornelius 88]. Ihm folgend, nannten einige Forscher später diese Sprache „Kanischumnili" [Goetze 51, Abn. 3]; in der „Wissenschaft" setzte sich aber der unrichtige Begriff „Hethitisch" durch. Bis 1924 gab es keine „Kanisch-Forschungen", die diesen Namen verdienen.

Der publizistisch sehr wirksame „Hethitologie"-Vorkämpfer Archibald Henry Sayce [vgl. *Hethiter* I, 322 ff.] hatte ab 1879 ein (zuvor nicht so vorhande-

nes) Interesse für die Frühgeschichte Kleinasiens geweckt; hinzu kamen ab 1887 die Funde von Amarna (zu deren Interpretation ich grundsätzlich Stellung genommen habe [*Asiatica* I, 471-476]). Wenn es ein Bedürfnis gibt, kann dieses auch von einer 'Mafia' befriedigt werden. Den zahlungskräftigen westlichen Institutionen wurden bislang unbekannte Tontafeln mit „altassyrischen" Inschriften angeboten, die aus Ost-Anatolien stammen sollten; alle wurden gekauft; es waren offensichtlich keine Fälschungen. Theodor Pinches nannte sie 1881 „kappadokische Tafeln"; sie wurden aber schon vorher von Wladimir Golenischew (nationalbewusste Ukrainer nennen ihn heute „Woldemar Golenischeff") analysiert. In der Folgezeit bemühten sich viele Assyriologen (primär Ernest Chantre und Friedrich Delitzsch) um die Entzifferung der damals bekannten und lesbaren Tafeln; zu ihrer Enttäuschung handelte es sich nur um Geschäftsurkunden. Lediglich Peter Jensen, später bekanntgeworden als bedeutender Interpret des „Gilgamesch-Epos", vermutete 1894 in den Texten die Erwähnung des Ortes „Kanisch"; fand aber keinen Anklang. (Im 'Einklang' mit dem noch heute bestehenden Desinteresse an Jensen nennt ihn noch Özgüç [*Hethiter 2002*, 194] fälschlicherweise „P. Jansen").

Erst 1924 bewies Benno Landsberger überzeugend in einem Beitrag, der in der *Zeitschrift für Assyriologie* publiziert wurde, dass Kanisch tatsächlich mehrfach in den bis dahin bekannten „kappadokischen Tafeln" erwähnt worden ist. Ohne dieses Ergebnis zu würdigen„ schrieb Goetze [1957, 69] nur lapidar, Landsberger habe „einen ersten Versuch" gemacht, „ein zusammenhängendes Bild der kulturellen Verhältnisse nach den Texten zu zeichnen."

Schon um 1890 wurde festgestellt, dass die „kappadokischen Tafeln" aus Kayseri stammten, einer Bezirksstadt im östlichen Zentralasien, die in der Römerzeit „Kaisaraia/Caesarea" hieß und unmittelbar südlich des Halys liegt. Die Ausgrabungen, die Chantre (1892, 1894) und Hugo Winckler/Hugo Grothe (1906) umweit von Kayseri durchführten, endeten jedoch ergebnislos. Erst Bedrich Hrožny, dem genialen Entzifferer des „Neschili", gelang der Durchbruch. Nach erfolglosen Grabungen 1924 konzentrierte er sich 1925 auf den Berg „Kültepe" (Aschenberg") umweit des Dorfes Karahöyük, etwa 18 km nordöstlich des Zentrums von Kayseri. Trotz widriger Umstände (Bürokratie, Malaria) gelang es ihm, dort Reste von Bauwerken mit „hethitischem Grundriss" und Stil sowie ein Relief mit der Abbildung von Schnabelschuhen, die aus Chattuscha bekannt waren, zu finden. Auch das Glück kam ihm zu Hilfe: Ein Kutscher verriet ihn, woher die „kappadokischen Tafeln" kamen. Auf Grund seiner Empfehlung kaufte der tschechoslowakische Staat dieses Grundstück, auf dem dann schon damals etwa 1.000 „assyrische" Tafeln und Fragmente gefunden wurden, die sich als Handelstexte erwiesen: Das „Kârum Kanisch", der Handelsmarkt von Kanisch, war entdeckt worden [hierzu ausführlich Zamorovsky 1965, 147-163]!

Trotzdem wurden in den nächsten beiden Jahrzehnten die Ausgrabungen im Hügel Kültepe nicht fortgesetzt. Diese erfolgten seit 1948 systematisch im Namen der *Türkischen Historischen Gesellschaft;* ihr Leiter war Tahsim Özgüç. Dieser berichtete allerdings zunächst nur über Einzelfunde und hielt grundlegende Informationen lange zurück [FWG III, 107]. So bestritten viele Historiker [so Goetze 1957, 56, Anm. 3] noch Jahre nach Beginn der Ausgrabungen die Identität zwischen Kanisch und Nescha, während andere diese für möglich hielten. Immerhin wies 1966 Edzard [FWG III, 109] darauf hin, dass die Namen Nescha und Kanisch (in den Texten fand sich auch die Schreibung „Kanesch") ähnlich sind, „wobei ka- etwa ein protohattisches Bildungspräfix darstellt". Schließlich beendete Özgüç selbst alle Zweifel, indem er schrieb:

> „Nescha, die erste hethitische Hauptstadt, nach deren Namen auch die hethitische Sprache benannt wurde, und Kanisch, das Zentrum der assyrischen Handelskolonien in Anatolien, sind ein und dieselbe Stadt. Auch heute trägt der Ort mit Kültepe und Karahöyük zwei verschiedene Namen" [*Hethiter* 2002, 153].

Ich gebe anschließend die ***Stratigraphie Neschas*** nach den Angaben von Özgüç im Sammelband *Hethiter 2002* [152-155] wieder, berücksichtige aber auch die etwas abweichenden Angaben Zellers in *Assyrica* V [1998, 205 f.], die sich auf einen Beitrag Winfried Orthmanns stützen.

Zu beachten ist, dass die Ausgrabungsstätte von Nescha geographisch aus zwei Teilen besteht: der großflächigen Oberstadt (mit den Resten der Paläste) und der Unterstadt, die beide ummauert waren. In der Oberstadt unterschied Özgüç 18 „Bauschichten", (von oben aus arabisch beziffert), die bis in die Römerzeit reichen. Die Unterstadt, die gelegentlich auch die Marktstadt („Kârum") umfasste, war dagegen nur zeitweilig besiedelt. Unter der Bauschicht 10 und über der Bauschicht 6 gab es keine entsprechenden Schichten in Unterstadt/Kârum; den Bauschichten 10 bis 6 entsprechen die Schichten IV bis Ia der Unterstadt (ebenfalls von oben aus beziffert).

***Bauschichten* 18 – 11:** Özgüç rechnete diese zur „Frühbronzezeit", wobei er drei Phasen unterschied: FBZ I = Schicht 18, FBZ II = Schichten 18-14, FBZ III = Schichten 13-11. Er erwähnte keine chalkolithische Schicht (in „Kültepe-Internet" wird allerdings jetzt eingeräumt, dass die Schicht 18 eine solche war) und datierte die FBZ III auf 2250–2000 (Zeller dagegen „tentativ" auf -700). Özgüç [194] gab an, dass zu jener Zeit erstmals „monumentale Gebäude" in Nescha errichtet wurden.

***Bauschichten* 10 - 9** (entsprechend Schichten IV/III der Unterstadt): Diese beiden Schichten deckten nach Özgüç etwa 70 Jahre, also die Zeit von 2000–1930 ab. (Zeller datierte „tentativ" 700–600). Diese Schichten unter-

schieden sich durch verschiedene Keramikstile; in keiner von ihnen wurden Schrifttexte gefunden.

Özgüç vertrat stets die Auffassung, dass die Schichten IV/III nur die Unterstadt betrafen, es also damals noch kein "Kârum" gab. Dagegen vermutete Zeller [1998, 206] die Existenz einer „altassyrischen Handelsniederlassung" schon in diesen Schichten: Tafeln aus dieser Zeit konnten noch in den Archiven der späteren Schicht II aufbewahrt worden sein, wo sie dann gefunden wurden. Ich halte dies für durchaus möglich, teile aber nicht Zellers weitere Schlussfolgerungen: Aus einem angeblichen Siegel „mit dem Namen Ibi-Sins", des letzten Königs von Ur III, schloss er, unter Bezugnahme auf Heinsohn, dass diese Schichten unmittelbar der Perserzeit vorausgingen.

Heinsohn [1988, 64, 82 ff., 119] hatte tatsächlich erwogen, Ibi-Sin mit Nabonid, dem letzten „neubabylonischen" König, aber auch mit Thudhaliya "IV.", einem der letzten Herrscher des „Großreiches" von Chattuscha [ebd., 130] zu identifizieren. Auch später setzte er noch Ur III mit den Chaldäern der Mederzeit gleich und ordnete deren Reich der 2. VH-Schicht zu [1996a, 27]. Ich habe nicht die Absicht, diese Gleichsetzungen anzuzweifeln; sie haben aber nichts mit den Nescha-Schichten IV/III bzw. II zu tun.

Wäre Zellers These richtig, müssten Anitta und die ihm folgenden Herrscher des „Großreiches" von Chattuscha konsequenterweise der Perserzeit zugeordnet werden, was Zeller [1996, 211] auch erwogen hat. Allerdings finden sich weder in den Schichten 7 bis 4 noch in den Schichten IVd bis III irgendwelche Perserschichten, so dass ich diese These Zellers entschieden ablehne (Näheres im Kap. 6 dieses Beitrages). Zeller [2003, 265, 275] scheint aber inzwischen von dieser These Abstand zu nehmen, indem er die Zeitgleichheit von Mittelassyrern und „Großreich-Hethitern", wie ich auch, bejaht, ohne jedoch weiter auf die Problematik einzugehen.

Richtig ist, dass einige Autoren, auch im „Hethiter-Sammelband" [2002] und in „Kültepe-Internet", auf Ähnlichkeiten zwischen „akkadischen" und „postakkadischen" Siegeln und solchen aus dem Kârum II hinwiesen; es fällt allerdings auf, dass niemand zur Illustrierung auf das „Siegel des Ibi-Sin" Bezug nahm. Balkan [1955, 54 ff., mit Abb.] war auch auf diese Problematik eingegangen. Der tatsächlich gefundene, stark abgenutzte Siegelzylinder trägt nur den Namen „Ibi-Sin", ohne jeden Bezug auf Ur III. Balkan vertrat die Auffassung, dass er von einem unbedeutenden Stadtfürsten dieses Namens stammt und es sich nur um eine zufällige Namensgleichheit mit dem letzten Herrscher von Ur III handelt, der übrigens durchweg „Ibbi-Sin" geschrieben wird. Ich möchte hierüber nicht weiter spekulieren; jedenfalls erscheint es mir nicht sehr überzeugend, aus einem einzigen dubiosen Siegelzylinder solche weitgehende Schlussfolgerungen zu ziehen, wie es Zeller getan hat.

Trotz dieser notwendigen Richtigstellung teile ich Zellers Auffassung, dass die Schichten 9 und 8 ineinander übergehen; zwischen ihnen gab es keine Brandschicht. Da das „Kârum" noch nicht vollständig ausgegraben wurde, erwarten auch heutige türkische Archäologen die Anfänge der Handelssiedlung schon in der Zeit von Schicht 9 (N-T) [Kültepe-Internet].

***Bauschicht* 8** (entsprechend Schicht Kârum II): Özgüç hat leider nur wenige Informationen über diese Schicht in der Oberstadt angegeben. Auf Grund einer Palastinschrift hielt er es für möglich, einen sonst unbekannten Fürsten Labarscha „und dessen namentlich nicht bekannte" Gemahlin dieser Schicht zuzuordnen. Er wies dieser Schicht 110 Jahre zu, konkret 1945–1835 [Özgüç 43], Zeller „tentativ" 600–550. Konsequent vertrat Özgüç die Gleichzeitigkeit der Bauschicht 8 und der Schicht Kârum II, aus der Tausende von Tontafeln geborgen wurden, die meist Geschäftstexte wiedergaben. Bei diesem Handel ging es vorwiegend um den Austausch von Kupfer, Eisen und Wolle (aus Kleinasien) gegen Zinn, Stoffe und Teppiche (aus Mesopotamien). Eisen hatte damals noch einen sehr hohen Wert: „Es ist vierzigmalig so teuer wie Silber, also noch fünfmal teurer als Gold" [Goetze 79].

Aus in der Schicht II gefundenen Schuldverpflichtungen ergibt sich, dass die Händler mitunter sehr hohe Zinsen verlangten, was auf eine entwickelte „Zinswirtschaft" (Karl Marx sprach in seinen Analysen im *Kapital I* von der Einheit zwischen „Handels- und Wucherkapital" unter feudalen Bedingungen) schließen lässt, worauf Heinsohn [1988, 118] besonders hinwies. Nach seiner auch von mir geteilten Auffassung sind diese „privaten Geldverleiher und Kapitalisten" nicht ins -20./19. Jh., sondern ins -8./7. Jh. zu datieren.

Meist wird von einer „assyrischen" Handelskolonie in Kanisch gesprochen. Wie sich aus den gefundenen Tontafeln, die ich hier nicht im einzelnen analysieren möchte, eindeutig ergibt, ist dieser Begriff in doppelter Hinsicht unrichtig. Kârum" bedeutet „Hafen" (Kanisch liegt am Halys); es handelte sich tatsächlich um einen „Basar", der zwar Beziehungen zu Mesopotamien unterhielt, aber stets den „Marktregeln" des Stadtfürsten von Nescha (nicht denen eines fernen Fürsten von Assur) unterworfen war. Ich habe stets den schillernden Begriff „Assyrer" vermieden [*Asiatica* I, 466]; er wird auch in neueren Texten (z.B. Kültepe-Internet) nicht mehr verwandt. Die Händler kamen aus vielen Orten Mesopotamiens, darunter natürlich auch aus der Stadt Assur. Jetzige türkische Archäologen sprechen deshalb zu Recht von „mesopotamischen" Händlern im Kârum. In den gefundenen Tontafeln wurden kaum Herrscher, dafür aber viele Händler und Kunden mit Namen genannt. Es finden sich viele indogermanische Eigennamen, die einerseits „luwisch", andererseits „neschilisch" sind, was auch für die frühe Trennung zwischen Kentum- und Satem-Sprachen spricht.

***Bauschicht* 7** (entsprechend Schicht Kârum Ib): Zwischen den Bauschichten 8 und 7 lag eine Brandschicht, die auch die Unterstadt und das Kârum betraf. Über die Zuordnung dieser Zerstörung wurde viel spekuliert; so sprach sich Lehmann [189] dafür aus, dass der Vater Anittas während seiner Eroberung die Stadt zerstört hat. Özgüç war dagegen der Auffassung, dass der Brand lange vor Pitchana und Anitta erfolgte. Er nahm eine Besiedlungslücke von 35 Jahren an, deren Länge aber von anderen Autoren bezweifelt wurde [Bittel 1983, 54]. Özgüç datierte die Folgezeit recht widersprüchlich. Während er [155] die beiden Subschichten Ib/a zusammen auf 66–70 Jahre schätzte, datierte er [43] nur die Schicht 7 = Kârum Ib auf die Zeit von 1800–1730. (Den „tentativen" Datierungen Zellers: Ib = 550–510, Ia = 510–400, also in die Perserzeit, kann ich nicht zustimmen).

Der mit der I. Schicht zeitgenössische Palast wurde auf dem unteren Palast der II. Schicht errichtet [Kültepe-Internet].

Im Fürstenpalast der Schicht 7 fanden sich mehrere Herrscherinschriften:

> „Vom Palast der 7. Schicht aus herrschten Inar, sein Sohn Warschama, Pithana und sein Sohn Anitta über das Königreich Nescha" [Özgüç in *Hethiter* 2002, 155].

Erhalten blieb ein (Ton-)Brief an Fürst Warschama, der als Vorgänger Pithanas gilt [Text: FWG III, 108]. Absender war Fürst Anumchirbi von Ma'ama, dessen Kämpfe mit Zalpa in einem „althethitischen" Text erwähnt wurden [FWG III, 108]. Nach einem Bericht des Salmanassar (III.) stand eine Siegesstele mit seinem Namen an einer Pass-Straße im Gebirge Adalil (Taurus). Nach Dokumenten aus Kârum Kanisch war Ma'ama eine Zwischenstation auf dem Weg zwischen Kanisch und Assur [Cornelius 81].

Özgü bestätigte, dass in Bauschicht 7 westlich der Zitadelle die von Anitta erwähnten beiden Tempelbauten erfolgten, Interessant ist diese Bemerkung:

> „Auf den ersten Blick erinnern sie an urartäische Tempel. Doch die lange Zeit zwischen diesen beiden Epochen macht es unmöglich, eine Kontinuität der anatolischen Tradition zu beweisen" [*Hethiter* 2002, 44].

Da diese „lange Zeit" aber nur eine „Phantomzeit" war, dürfte es sich um einen churritischen (= urartäischen) Bau gehandelt haben. In Bezug auf die in Schicht 7 errichtete Zitadellenmauer von Nescha schrieb Özgüç [43]:

> „das zweikammrige Zitadellentor weist keinen Unterschied zu dem von Alischar aus; die beiden sind auch die Prototypen für die Tore von Bogazköy".

***Bauschicht* 6** (entsprechend Kârum Ia): Über diese Schicht weiß Özgüç nichts zu berichten. Zeller fasste sie mit der Schicht 5 zusammen: „althethitische Periode; nur unbedeutende Funde, keine Schrifttafeln (ca. -1600 bis -1450)". Er meinte natürlich konventionelle Daten.

***Bauschichten* 5 – 3:** Diese chronologisch interessantesten Schichten sollen eine Zeit von 800 bis 1.000 Jahren umfasst haben, ohne dass eine Brandschicht entdeckt wurde. Özgüç [155] weiß nur zu schreiben:

> „Mit dem Ende der Schicht Ia bzw. 6 beginnt das dunkle Zeitalter vor der Gründung des althethitischen Reiches, die in die Jahre um 1700 v. Chr. datiert wird. Danach wurde die ganze Unterstadt verlassen, das Händlerviertel verfiel. Auf dem Hügel gab es ebenfalls bis in das 9. Jahrhundert, bis in die späthethitische Zeit, keine Besiedlung mehr; zur Zeit des Alten Reiches und der Großreichszeit lag hier ein verlassenes Ruinengelände."

Viel wahrscheinlicher ist aber, dass diese lange „Leerzeit" allein der konventionellen Chronologie geschuldet ist! Ich gehe von einer kontinuierlichen Besiedlung Neschas auch in dieser Zeit aus. Nichts spricht m.E. dagegen, die Schichten 6, 5 und 4 jener Zeit zuzuordnen, in der das „Großreich" von Chattuscha bestand. Sie dürften den Schichten IVc, IVb/a und IIIb/a des Burgberges von Chattuscha entsprochen haben (vgl. Kap. 6 meines Beitrages).

Zeller [1988, 205] bezeichnete die Schichten 4 und 3 als „phrygisch" und ordnete sie der Vor-Perserzeit (konv. 750–550; tentativ nach -400) zu. Wie ich noch begründen werde, gehört die „phrygische" Schicht in Chattuscha (= die von Herodot und anderen erwähnte Stadt Pteria) schon zur Perserzeit, die m. E. 75 Jahre kürzer war, als allgemein angenommen wird. Insofern ordne ich nur die Schicht 3 von Nescha der Perserzeit zu, während die Schicht 4 in der „hethitischen" Schicht bleibt. In „späthethitischer" Zeit befand sich auf der Oberstadt von Nescha eine Festung des Fürstentums Tabal (vgl. Kap. 7 dieses Beitrages.)

***Bauschichten* 2 *und* 1:** Diese gehören unbestritten in die hellenistische und römische Zeit. Damals bestand hier eine blühende Stadt, die in einem in Kültepe gefundenen griechischen Text „Anisia" genannt wurde.

Nach Erörterungen über die Stratigraphie Troias werde ich in Asiatica IV/3 *meine Auffassungen zur Gesamt-Stratigraphie (unter Berücksichtigung der bekannten Synchronismen) darlegen und Vorschläge zur absoluten Chronologie des vorhellenistischen Kleinasiens unterbreiten.*

Literatur

Siehe die in *Asiatica* III/2 und *Hethiter* IIIa angegebene Literatur. Außerdem:

Al-Dahoodi, Zuhdi (1987): Die Kurden. Geschichte, Kultur und Überlebenskampf; Frankfurt/Main

Asiatica III/2 = Weissgerber, Klaus (2005b)

Balkan, Kemal (1955): Observations on the Chronical Problems of the Kârum Kaniš; Ankara

Barnavi, Eli (Hg.; 2004): Universalgeschichte der Juden; München
Berndt, Dietrich (2002): Midasstadt in Phrygien. Eine sagenumwobene Stätte im anatolischen Hochland; Mainz
Bittel, Kurt (1976b): Das Ende des Hethiterreiches aufgrund archäologischer Zeugnisse, in: Jahresbericht des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Universität Frankfurt a. M., 36-58
- (1983): Hattuscha. Hauptstadt der Hethiter. Geschichte und Kultur einer altorientalischen Großmacht; Köln
Brentjes, Burchard (1963): Land zwischen den Strömen; Leipzig
- (1981): Völker zwischen Euphrat und Tigris; Leipzig
Daniel, Glyn (1990): Geschichte der Archäologie; Köln
Ebla-Internet (2003) = Die Tontafeln von Ebla. Paolo Matthiae findet 1964 die verschwundene Stadt Ebla (Tell Mardich)
www.efg-hohenstaufenstr.de/downloads/bibel/ebla.html
Ernst, Otto (1995): Die Heimat Abrahams; in ZS 7 (4) 424-431
Gasche u. a. (1998) = Gasche, Hermann / Armstrong, James A. / Cole, Steven W./ Gurdzadyan, Vahe G.: Dating the Fall of Babylon. A Reappraisal of Second-Millenium Chronology; Chicago/USA
Güterbock, Hans G.(1969): Ein neues Bruchstück von Sargons Erzählung ‚König der Schlacht', in: MDOG 101, 14-25
Heinsohn, Gunnar (1989): Sargonica I, in: VFG 1 (4) 2-7
- (1992): Maris Chronologie. Chronologische oder konventionelle Datierung?; in: VFG 4 (1) 11-17
Hethiter I siehe Weissgerber (2005a)
Illig, Heribert ([2]2005): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie; Gräfelfing
Kramer, Katharina (2005): Auf der Suche nach der Ursprache, in: Die Zeit (Hamburg), 29. 9. 2005
Kültepe-Internet = Trümmerfeld Kültepe. Kultusministerium der Republik Türkei:
www.discoverturkey.com/german/bakanlik/b-a-kayaoren.html
Kurdisch-Internet = Kurdische Sprache (mit Links)
htpp://de.wikipedia.org/wiki/Kurdische_Sprache
Kurdistan-Internet = Kurdische Geschichte bis 1953 (NAVEND-Zentrum)
www.navend.de/html/kurden/historie.htm
Landsberger, Benno (1925): Assyrische Handelskolonien in Kleinasien aus dem dritten Jahrtausend; Leipzig
Muhly, James D. (1985): Sources of Tin and the Beginnings of Bronce Metallurgy; in: American Journal of Archaeology 89, 275-291
Neu, Erich (1974): Der Anitta-Text. Studien zu den Bogazköy-Texten. Heft 18; Wiesbaden
Neve, Peter ([2]1996): Hattuša. Stadt der Tempel und Götter. Neue Ausgrabungen in der Hauptstadt der Hethiter; Mainz
Orthmann, Winfried (1976/80): Kanisch. B. Archäologisch, in „Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie"; Berlin, Band 5, 378 ff.
Otten, Heinrich (1957): Die altassyrischen Texte aus Boğazköy, in: MDOG 89, 68-79
- (1963): Neue Quellen zum Ausklang des hethitischen Reiches; in: MDOG 94, 1-23

- (1964): Die hethitischen historischen Quellen und die altorientalische Chronologie; Mainz
Pettinato, Giovanni (1981): The Archives of Ebla; New York
Ploetz (^{32}1998) = Der große Ploetz. Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte; Freiburg/Breisgau
Radke, Gerhard / Kirsten, Ernst (1959): Pteria, in: Pauly-Wissowa (Stuttgart), XXIII 2, 1496 f., 2465 f.
Saggs, Henry W. F. (2005): Völker im Lande Babylon; Stuttgart
Schuler, Einar von (1965): Die Kaškäer. Ein Beitrag zur Ethnographie des alten Kleinasien; Berlin/West
Seeher, Jürgen (ab 1997): Jahresberichte über „Die Ausgrabungen in Boğazköy-Hattuša", in: Archäologischer Anzeiger (Berlin, ab 2002 Mainz)
- (^{2}2002): Hattuscha-Führer. Ein Tag in der hethitischen Hauptstadt; Istanbul
Truhart, Peter (^{2}2000): Regenten der Nationen. Teil I. Altertum weltweit; München
Weissgerber, Klaus (1983): Zur Entwicklung und zum System der Auffassungen von Karl Marx über die ursprünglichen Gemeinwesen und ihre Auflösung; in: Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift (Berlin/DDR) 24, 103-120
- (1997): Mitanni keine Meder?; in: ZS 9 (2) 224 f.
- (2005a): Die „Hethiter" und Troia I. Hethiter I; in: ZS 17 (2) 319-347
- (2005b): Die Vorsargoniden II. Asiatica III/2, in: ZS 17 (2) 348-377

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6
klaus_weissgerber @yahoo .de

Zu den Herrschergräbern und Bauwerken von Persepolis und Pasargadai (Asiatica V)

Klaus Weissgerber

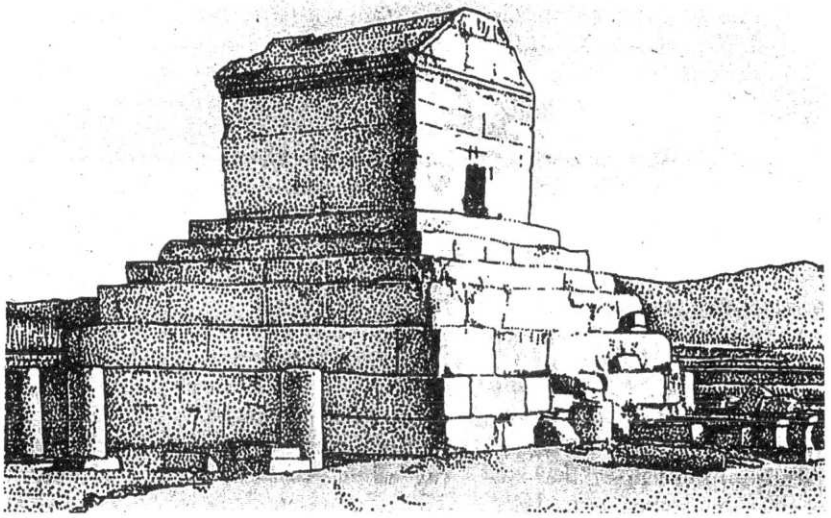
In *Asiatica* III und *Hellenica* II habe ich die Thesen vertreten: Die Achämenidenzeit war etwa 75 Jahre kürzer, als konventionell angenommen; Dareios II. Ochos und Artaxerxes III. Ochos waren identisch; Artaxerxes III. ist eine von späten antiken Schriftstellern erfundene Gestalt. Darauf hat Otto Ernst im letzten Heft [496] auf die Existenz der vier Königsgräber des „Darius I., Xerxes I., Artaxerxes und Darius II." in „Naqsch-e Rustam" und auf die Existenz von „drei weiteren Königgräbern der gleichen Art und Dekoration" am „Hang des Berges, an dem Persepolis erbaut wurde", hingewiesen. In meiner auf derselben Seite gedruckten Antwort habe ich nicht nur auf den spekulativen Charakter der konventionellen Grabzuordnungen hingewiesen, sondern auch andere Zuordnungsmöglichkeiten erörtert, die sich – nach konkreten Studien – teilweise so nicht halten lassen.

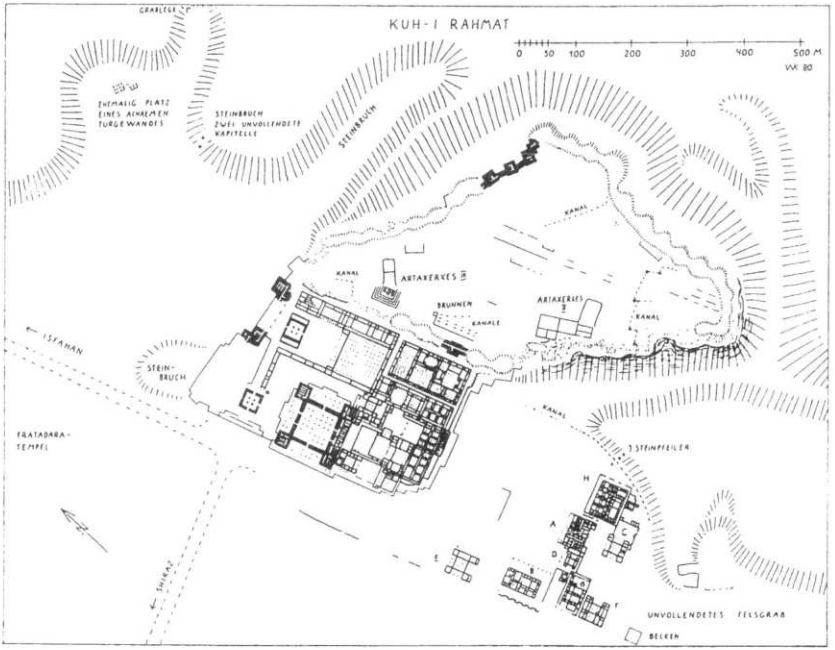
Ernst selbst legt Wert auf die Mitteilung, dass es ihm nur darum gegangen sei, die Leser von der Existenz der drei Gräber oberhalb von Persepolis zu informieren [Brief vom 4. 8. 2005]. Mir geht es nicht nur um die Zuordnung der Gräber, sondern hauptsächlich darum aufzuzeigen, dass gerade die Herrscher, deren Existenz ich bezweifele, keine Bauwerke hinterlassen haben.

Die Achämeniden entstammten dem Stamm der Pasargaden [Herodot I, 125] und beherrschten zunächst nur die südiranische Region „Parsa" (griech.: Persis; heute: Fars). Nach Angaben griechischer Autoren (Arrian, Strabo u.a.) errichtete dort Kyros (der Große) seine Residenz *Pasargadai* (Pasargadae), deren Ruinen unweit des Dorfes Murghab erst im 20. Jh., vor allem durch Ernst Herzfeld und David Stronach, eingehend untersucht wurden.

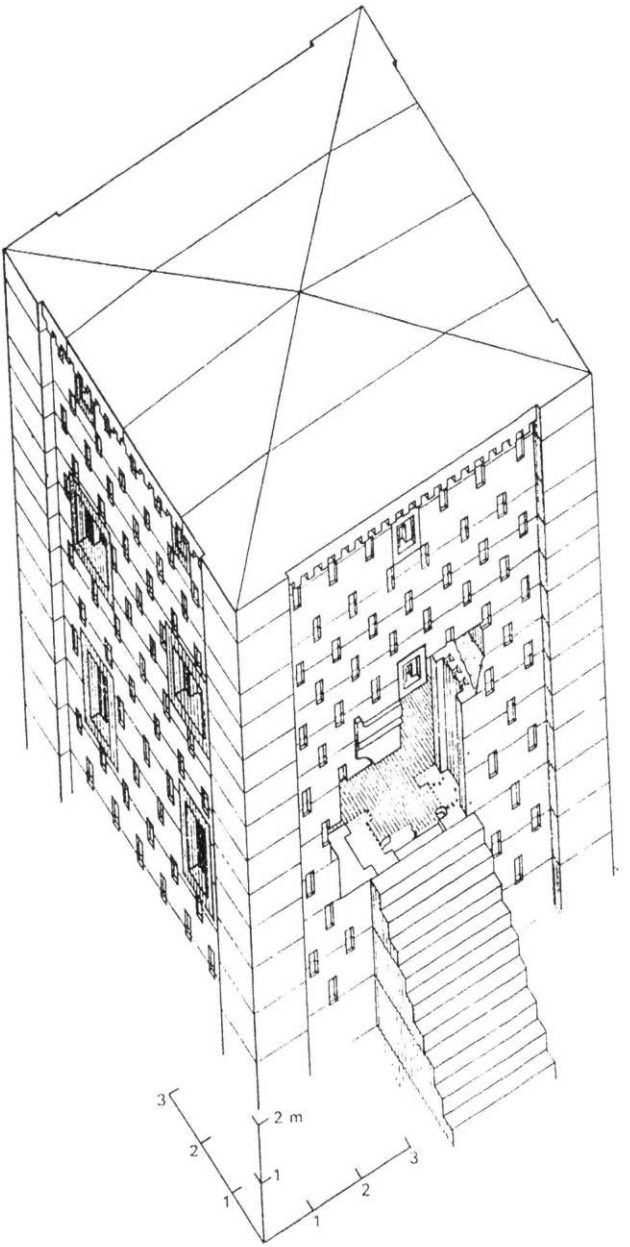
Zum „Kyros-Grab" in Pasargadai

Kyros der Große fiel zwar in Zentralasien, sein Leichnam wurde jedoch nach mehreren Berichten freigekauft, in die Persis gebracht und dort beigesetzt [Prášek I, 237, Anm. 1; Duchesne-Guillemin 1979a, 418]. Wie Strabo [1036; nach Aristobulos u. a.] und Arrian [*Anabasis* VI, 29] berichten, erfolgte die Beisetzung in Pasargadai, seiner Residenz, wobei auch das Grabmal beschrieben wurde. Nach Arrian besuchte Alexander der Große das Grab des Kyros in Pasargadai und ließ dessen Inschrift ins Griechische übersetzen. Plutarch [*Alexandros*, 69] gab den (angeblichen) Text dieser Inschrift wieder, die den Satz enthält: „Ich bin Kyros, der den Persern die Herrschaft erworben hat."





„Kyros-Grab" („Meshed") [Klíma 36]; Gesamtplan v. Persepolis [Matheson 299]



„Gefängnis des Salomo“ („Zendan“) in Pasargadai [Cook 153]

Zeitensprünge 3/2005 S. 589

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass Kyros in oder bei Pasargadai bestattet wurde, doch ist der Ort seiner Grabstätte umstritten. Die meisten Historiker und Archäologen (auch Heidemarie Koch und Mahmoud Rashad) betrachten das umweit von Pasargadai stehende „Grab der Mutter Salomos" (Masdjid-e Madar-e Sulaiman / Meshed-madar-i Sulaiman; in der Literatur auch kurz ***Meshed*** genannt) als Grab des Kyros, ohne Zweifel zu äußern:

> „Das aus hellen Kalksteinquadern errichtete Grabmonument, ein einräumiger Bau mit einem Giebeldach, ruht auf einem massiven, sechsstufigen Unterbau. Sowohl der Unterbau als auch das Grabgebäude sind 5,50 m hoch, so daß sich eine Gesamthöhe von 11 m ergibt. Im Giebeldach befinden sich zwei nicht zugängliche Hohlräume" [Rashid 265; Abb. Rashid 49].

Allerdings enthält diese Grabstätte keinerlei Inschrift. Da es sich um ein muslimisches Heiligtum handelt, sind Ausgrabungen im Gelände um das Bauwerk nicht gestattet [Brentjes 62]. In einem Schreiben vom 13. 7. 05 an mich brachte Otto Ernst seine Zweifel, dass es sich hier um das wirkliche Grab des Kyros handele, deutlich zum Ausdruck:

> „So wurde Kyros ja in Persagadae begraben, wenn auch vermutlich in einem **Turm**grab (dem sgn. Gefängnisturm Salomons) und nicht in der Anlage mit Satteldach, die man ihm normalerweise zuschreibt."

Dieser steinerne Turmbau, auch „Salomos Gefängnis" (Zendan-e Sulaiman; kurz ***Zendan***) genannt, befindet sich 300 m nordöstlich des Residenzpalastes; von ihm sind nur noch eine Wand und freistehende Teile einer anderen Wand erhalten [Rashad 266; Abb. Koch 2001, 151]. Laut J. V. Prášek [I, 237, Anm. 2] hat der Keilschriftspezialist Friedrich Weißbach für dieses Turmgrab votiert:

> „Gegen diese [dargelegte, konventionelle; K.W.] Deutung macht Weißbach, ZDMG [1894] XLVIII, 633-665 gewichtige Gründe geltend und zeigt, daß das sog. Gefängnis des Salomo der Aristobulschen Beschreibung des Kyrosgrabes am vollkommensten entspricht."

Grundlegend zur Lokalisierung des Kyros-Grabes sind neben dem Bericht des Arrian die widersprüchlichen Auszüge, die Strabo in seiner *Geographie* aus Aristobulos, Onesikritis und Aristos wiedergab.

Otto Ernst bezog sich hingegen auf einen FAZ-Artikel des Archäologen Alexander Demandt, den er mir freundlicherweise in Kopie übersandte. Ihmzufolge hat Herzfeld 1908 autoritativ festgelegt, dass Kyros im *Meshed* begraben worden sei. Demandt plädierte hingegen wie vor ihm der persische Archäologe Zakataly für den *Zendan*. Ich möchte nicht verhehlen, dass mir die unabhängig voneinander gewonnenen Erkenntnisse Weißbachs und Demandts überzeugender als die von Herzfeld und Ali Sami erscheinen, so dass in diesem Fall Otto Ernst im Recht zu sein scheint.

Persepolis

Dareios I. errichtete etwa 65 km südlich von Pasargadai auf einer vorher nicht bebauten Felsrippe des Kuh-i Rahmut, die zu einer weiträumigen Terrasse ausgebaut wurde, seine Sommerresidenz „Parsa" (griech.: Persepolis). Diese geht aus seinen „Bau-Inschriften" hervor, die 1933 von Friedrich Krefter unter dem Thronsaal (Apadana) gefunden wurden. In diesen steht u.a.:

„An dieser Stelle war vorher keine Festung gebaut; nach dem Willen Ahura-Mazdas baute ich diese Festung" [nach Trümpelmann 1988, 20, 41 f.].

Eine Besiedlung der Stadt vor Dareios I. ist bislang nicht nachgewiesen worden [Rashad 242]. Trümpelmann [1988, 20] vermutet, dass hier der Sitz von Dareios' I. Vorfahren war, die als Kleinfürsten residierten. Im 18. Jh. begann die Erforschung der Ruinen dieser Stadt; die vielen Inschriften in Altpersisch, Elamisch und Babylonisch konnten nach Entzifferung der Keilschrift durch Grotefend gelesen werden. Schon 1882 dokumentierten Stolze und Andreas die in Persepolis gefundenen Inschriften; die letzte mir bekannte Sammlung derselben stammt von Rüdiger Schmitt [2000]. Insofern konnten die Palastruinen einzelnen Herrschern zugeordnet werden: Es gibt Paläste von Dareios I., Xerxes I., Artaxerxes I. und Artaxerxes III., nicht aber von Dareios II. und Artaxerxes II., was exakt meiner Konzeption entspricht ! [Sehr ausführlich: Koch 2001, 21-76; Rashad 242-258; Trümpelmann 1988, 20-52, jeweils mit Abb.].

Die Gräber am „Naqsh-i Rustam"

Etwa 5 km nördlich von Persepolis, in Richtung Pasargadai, befindet sich ein hoch aufragendes Felsplateau, das nach Süden hin abfällt. An dieser Seite sind einige Herrschergräber und weitere Reliefs in den Felsen gemeißelt. Die Einheimischen nannten diesen Felsen „Naqsh-i Rustam" (Naqsh-e Rostam), was „Tafel des Rustam" bedeutet (Rustam ist der berühmteste Held des „Shahnameh", des iranischen Nationalepos).

Hier fanden sich nicht nur vier achämenidische Herrschergräber, sondern darunter auch acht beschriftete sassanidische Felsenreliefs und an der Westflanke des Berges zwei sassanidische Felsaltäre. Rashad [260] verwies auch auf „zahlreiche Gräber und Bestattungen der unterschiedlichsten Arten aus achämenidischer, parthischer und sassanidischer Zeit" auf der Rückseite des Berges und auf dem nach Westen hin abfallenden Bergplateau. In der Persis regierten während der Seleukiden- und Arsakidenzeit durch Silbermünzen bekannte Kleinfürsten, von denen mehrere den Namen Ardaschir (= Artaxerxes) führten [Wiesehöfer in Eder/Renger 123 f.]. Übrigens wurden in der Persis noch viele andere frühpersische Grabstätten gefunden, deren Zuordnung recht umstritten ist [Ali Sami 210-222].

Die Gräber wurden wegen der acht sassanidischen Reliefs (mit Inschrif-

ten) unterhalb der Felsgräber früher der Sassanidenzeit zugeordnet [so Meyers Lexikon 1877, XII. 730]; erst später setzte sich die Erkenntnis durch, dass die vier großen Gräber aus der Achämenidenzeit stammen müssen. Das bekannteste ist das Grab des Dareios I., das ich schon in Asiatica II [1997, 574] kurz beschrieben habe. Es ist das einzige achämenidische Grab an diesem Felsen, das Inschriften aufweist; in ihnen werden die Taten des Dareios I. mit ausdrücklicher Namensnennung geschildert. Über die drei übrigen Gräber aus der Achämenidenzeit schrieb Koch [2001, 81]:

> „Keines dieser Gräber trägt jedoch eine Inschrift, mit deren Hilfe man es einem bestimmten König zuweisen könnte. Daher kann man nur vermuten, in welcher Reihenfolge sie vielleicht ausgeführt worden sind. Meistens wird angenommen, daß das Grab rechts von demjenigen des Dareios, auf der nach Westen ausgerichteten Felswand angebracht, seinem Sohn Xerxes gehört haben könnte. Die beiden Gräber zur linken Seite hin wären dann wohl für Artaxerxes I. und Dareios II. bestimmt gewesen."

Über die beiden Gräber links des Grabes von Dareios I. (von vorn gesehen) kann nur gesagt werden, dass ihr Inneres dem Grab des Dareios I. entspricht, jedoch keine Inschriften enthält [ebd., 82]. Insofern bleibt auch hier alles Spekulation.

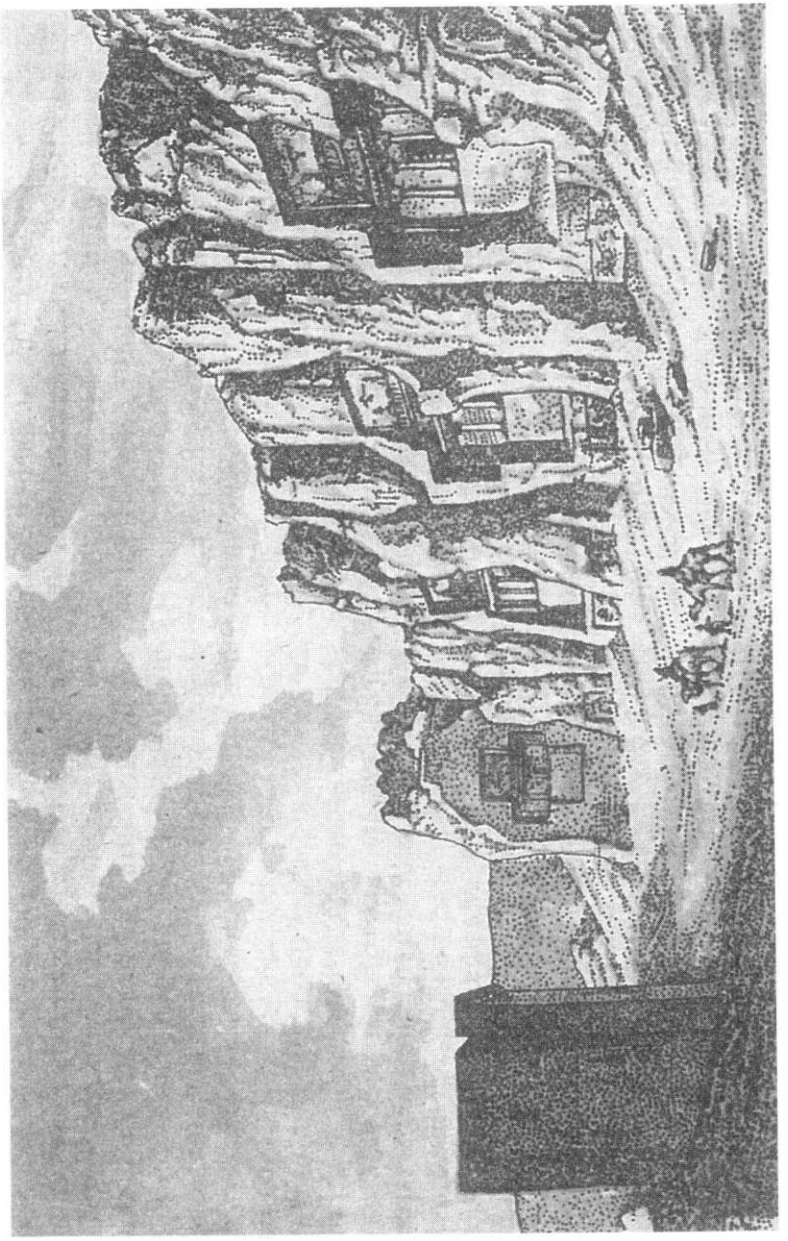
Geht man davon aus, dass hier nur Dareios I., Xerxes und Artaxerxes beigesetzt wurden und dass sich das Grab Kyros' des Großen in Pasargai befindet (s. o.), verbleibt ein früher Herrscher, dem konventionell kein Grab (weder in Pasargadai noch am Naqsh-i Rustam noch sonst wo) zugeordnet wird: Kambyses! Dieser starb nach seiner Rückkehr aus Ägypten an einem Unfall; sein Leichnam wurde mit Sicherheit nach Persis überführt. Ich halte es für wahrscheinlich, dass Dareios I., nach Beseitigung der „Magier", seinen „rechtmäßigen" Vorgänger umweit seiner neuen Hauptstadt beisetzen ließ.

Nach Meinung von Demandt [1971] befand sich das Grab des Kambyses in der 1836 ausgegrabenen „Kaaba-ye Zardosht". Diese steht vor dem Felsen des Naqsh-i Rustan, genau gegenüber dem Felsgrab des Dareios I., und ist offensichtlich ein achämenidischer Bau, enthält aber nur (spätere) sassanidische Inschriften [s. Rashad 263]. Demandt schrieb, in Bezug auf Dareios:

> „Unter die Maßnahmen zur Dokumentierung seiner Legitimität ließe sich einordnen, daß er sich als Grabstätte den Ort gewählt hat, wo Kambyses bereits vorsorglich (wie üblich) seinen Grabturm errichtet hat" [ebd.].

Die Gräber am „Kuh-i Rahmut"

Die Bauten der Wohnstadt von Persepolis wurden noch nicht ausgegraben; erhalten blieben vor allem die Palastbauten, die auf der künstlich geschaffenen Terrasse am Berghang des Kuh-i Rahmut (Kuh-e Rahmat) errichtet wurden. Oberhalb dieser Terrasse befinden sich Felsgräber, die allgemein den



Die Felsgräber in „Naqsh-i Rustam“ [Klíma 143]

Zeitensprünge 3/2005 S. 593

späten Achämeniden zugeschrieben werden – zugeschrieben, weil kein Königsname hinterlassen worden ist.

O. Ernst war mehrfach in Persepolis. Nach seiner Darstellung gab es „am Hang des Berges" drei Königsgräber, wovon die Belegung von zwei Gräbern durch „Reste von Umfassungsmauern" belegt sei, während das dritte als „unvollendet" gilt. Das entspricht der Darstellung durch Koch.

Das „nördliche Grab" (Grab VI) und das „südliche Grab" (Grab V) werden abwechselnd Artaxerxes II. und III. zugeschrieben [Koch 2001, 71].

Das dritte, „unvollständige" Grab war ein oberirdisches Grab (wie das in Pasargadai) und weist keine Inschriften auf. Allgemein wird deshalb angenommen, es sei für Dareios III., den letzten Achämenidenherrscher vorgesehen gewesen. Es befindet sich 500 m südöstlich der Terrasse auf einem niedrigen Ausläufer des Berges. Die verschiedenen mir vorliegenden Berichte sind erstaunlich vage und unvollständig; so erwähnt Josef Wiesehöfer [46] das „Unvollendete Grab" so wenig wie Mahmoud Rashad [259]. Krefter hat als Teilnehmer an der Expedition Herzfelds (1928 und 1931/34) teilgenommen. Er nahm die obere Stufe des Grabes auseinander. Später schrieb er:

> „Interessant und bis heute kaum beachtet ist, daß in der Grundrißmitte der zweitobersten Schicht dieses Sockels ein Doppelgrab eingebaut war und daß in einem Grab ein goldener Anhänger achämenidischer Arbeit gelegen hatte, ganz ähnlich der Art, wie David Stronach sie bei seinen Grabungen in Pasargadae in den sechziger Jahren gefunden hat" [Krefter 24].

Wenn diese Information richtig ist (sie wird in der übrigen mir bekannten Literatur totgeschwiegen, also nicht widerlegt), war das Grab entgegen allgemeiner Meinung doch belegt. Das Grab ist inzwischen wieder zusammengefügt; der Anhänger (Ohrring) heute verschollen [Trümpelmann 1988, 18]. Herzfeld meinte, das „verschollene" Grab des Kambyses gefunden zu haben [ebd.]. Trümpelmann will es dem Lokalfürsten Vischtaspa zuschreiben, dem Vater des Darius. Für die beiden Felsgräber sieht Koch als Vorbild das Dariusgrab:

> „So wie das dortige Grab das einzige ist, das Inschriften trägt, so ist das hier betrachtete [südliche; K.W.] das einzige in Persepolis mit Inschriften" [ebd., 74 f.].

Gleichwohl wird auch in diesem Grab kein Herrschername genannt. Insofern ist es reine Spekulation, welches Grab welchem Herrscher zugeordnet wird; es braucht sich nicht einmal um einen „Artaxerxes" gehandelt haben! Denkbar ist z. B., dass in den ‚vollendeten' Gräber die sterblichen Überreste des Artaxerxes III. und des Arses bestattet wurden, während das „unvollendete" Grab für Dareios III. vorgesehen war.

Wesentlich ist, dass es in Persepolis Paläste von Dareios I., Xerxes I., Artaxerxes I. und III., nicht aber von Dareios II. und Artaxerxes II. gibt.

Literatur

Cook, J.M. (1983): The Persian Empire; London

Demandt, Alexander (1971): „Das falsche Grab des Kyros? Vieles spricht für den ‚Gefängnisturm Salomons'", in: FAZ 4. 11. 1971

Duchesne-Guillemin, Jacques (1979): „Kyros 2", in: Der kleine Pauly III.417-419; Darmstadt

Eder, Walter / Renger, Johannes (Hg.; 2004): Herrscherchronologien der antiken Welt (Der neue Pauly. Suppliment 1); Darmstadt

Ernst, Otto (2005): Leserbrief („Die angeblich fehlenden Gräber befinden sich in Persepolis"), in: ZS XVII (2) 496

Klíma, Otakar (1988): Ruhm und Untergang des alten Iran; Leipzig

Koch, Heidemarie (1993): Achämeniden-Studien; Wiesbaden

- (2001): Persepolis. Glänzende Hauptstadt des Perserreichs; Mainz

Krefter, Friedrich (1979): „Mit Ernst Herzfeld in Pasargadae und Persepolis 1928 und 1931-1934", in: Archäologische Forschungen aus dem Iran. Neue Folge, (Berlin) Jg. 12, 9-25

Matheson, Sylvia A. (1980): Persien. Ein archäologischer Führer; Stuttgart

Meyer (Lexikon; ^{3}1877) = Meyers Konversations-Lexikon. Bd. 12; Leipzig

Prášek, Justin V. (1906/10): Geschichte der Meder und Perser bis zur makedonischen Eroberung. I-II; Gotha

Rashad, Mahmoud (^{2}2000): Iran. DuMont-Kunstreiseführer; Köln

Sami, Ali (^{2}1971): Pasargadae. The Oldest Imperial Capital of Iran; Shiraz/Iran

Schmitt, Rüdiger (2000): The Old Persian Inscriptions of Naqsh-i Rustam and Persepolis (Corpus Inscriptorum Iranicarum); London

Stronach, David (1978): Pasargadae; Oxford

Trümpelmann, Leo (Hg.; 1988): Persepolis. Ein Weltwunder der Antike (Ausstellungskatalog der Prähistorischen Staatssammlung München. Bd. 14); München

- (1992): Zwischen Persepolis und Firuzabad. Gräber, Paläste und Felsreliefs im alten Persien; Mainz

Weissbach, Friedrich H. (1894): „Das Grab des Cyrus und die Inschriften von Murghab", in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Wiesbaden), Jg. 48, 653-665

Weissgerber, Klaus (1997): Asiatica II = „Fremde Herrscher über Ägypten III. Die Achämeniden"; in: ZS IX (4) 569-598

- (2005a): Hellenica II = „Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland I", in: ZS XVII (1) 142-171

- (2005b): [Antwort auf Otto Ernst]; in: ZS 17 (2) 496

Wiesehöfer, Josef (1998): Das antike Persien Zürich · München

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6
klaus_weissgerber @yahoo .de

Allianoi – erst kurz vor seiner Überflutung wurde der antike Kurort gerettet

Ulrich Franz

Archäologisch betrachtet darf sich die Türkei zu den bevorzugten Regionen in der Welt zählen, da sie einen der reichsten Bestände an archäologischen Fundstätten aufzuweisen hat. Die Menschen müssen sich hier zu allen Zeiten zumindest klimatisch sehr wohl gefühlt haben: von der Jungsteinzeit (Çatal Hüyük, Göbekli Tepe) über die Hethiter und die Antike bis zur Sultansherrschaft in der Neuzeit gibt der Boden der Türkei immer wieder erstaunliche Bauwerke und Artefakte frei. Dieses kulturelle Erbe ist aber nicht nur ein Grund zur Freude, sondern scheint den verantwortlichen Behörden in der Türkei mehr und mehr zur Last zu werden.

Das jüngste Beispiel dafür ist der antike Kurort Allianoi. Ursprünglich wollte man 1994 nur eine kleine Grabung eines bereits bekannten Bades machen, dem Paşa-Ilicasi-Thermalbad, 18 km nordwestlich von Pergamon (Bergama) gelegen. Doch schnell stellte sich heraus, dass dies nur der Teil einer größeren Anlage gewesen sein konnte. Seit 1998 finden hier nun im Auftrag des türkischen Kultusministeriums professionelle Grabungen statt, unter Leitung des türkischen Archäologen Dr. Ahmet Yaraş von der Trakya-Universität in Edirne. Diese Grabungen erfolgten unter der Kenntnis der Bauplanung für ein Staudammprojekt, dessen Fertigstellung für Ende 2004 terminiert wurde. Es handelt sich also um eine klassische Notgrabung.

Befundlage

Mittlerweile ergeben die Funde das folgende Bild: Bis 2004 wurde eine Fläche von 40.000 m² freigelegt. Diesen bisher ausgegrabenen Teil schätzte Grabungsleiter Yaraş damals auf höchstens 10 oder 20 Prozent der Gesamtfläche des historischen Stadtgebiets. Darin heben sich drei Thermalbäder ab, das größte mit einer Fläche von 9.700 m². Die immer noch aktiven Wasserquellen haben eine Temperatur von 45 bis 50° C. Zwei Steinbrücken erstreckten sich über den Fluß Ilya, der mitten durch die antike Stadt hindurchfloss und heute einen etwas anderen Verlauf nach Süden hin genommen hat. Ein hervorragend erhaltener, unterirdischer gemauerter Wassertunnel von etwa drei Metern Höhe und gewölbter Decke verband mehrere Badesäle miteinander. Entlang der 120 Meter langen Hauptstraße aus Marmorsteinen fand man Ladengeschäfte, öffentliche Brunnen, Tore mit kunstvollen Verzierungen und Häuser, die noch gut erhaltene, farbige geometrische Mosaiken enthielten.

Jedes Haus, jedes Geschäft und jeder Raum erhielt über ein Wasserleitungsnetz fließendes Wasser. Ein weiteres markantes Gebäude ist ein Krankenhaus mit einem Innenhof und Kolonnaden, umgeben von Behandlungszimmern, die miteinander verbunden sind. Alle Räume hatten Zugang zum Säulenhof, in dessen Mitte einst ein Brunnen lag. Erkennbar wurde der Gebäudezweck an den antiken medizinischen Instrumenten, eine Seltenheit in der Archäologie.

Daneben fand man noch eine Basilika, Kapellen und Nekropolen. Auch an Fundstücken war ein breites Spektrum zu verzeichnen: Hunderte von Exemplaren antiker Glas- und Keramikkunst, gleich zehn Keramiköfen und einige Glasbrennöfen, Glas- und Metallgegenstände sowie eine große Anzahl von Münzen. Die Funde lagern nun im Kellerdepot des Museums von Bergama, in dem kaum noch Platz ist. Viele Tonwaren werden aus Platzmangel unter freiem Himmel gelagert.

Ein kunsthistorischer Höhepunkt der Grabungskampagnen war die Freilegung einer intakten und eineinhalb Meter großen Marmorstatue einer Quellnymphe, Aphrodite zugeschrieben. Weibliche Aktstatuen hat man bisher nur selten unversehrt gefunden. Der außergewöhnlich gute Erhaltungszustand des Stadtensembles wird nur noch von Pompei übertroffen. Während in Pompei und Umgebung ein vulkanischer Ascheregen für eine bemerkenswert gute Konservierung sorgte, ging über die westtürkische Stadt eine massive Schlammflut hinweg. Eine kompakte und homogene Schicht aus Schwemmland (»Alluvialboden«) bedeckte einheitlich das Stadtensemble. Das veranlasste Yaraş zu der Einschätzung:

> „So etwas ist im ägäischen Raum eine Seltenheit. Die Restauration der Stadt wäre ohne weiteres möglich. Ihre Architektur ist genauso gut erhalten wie die von Pompeji." [Dokumentarfilm *Schätze im nassen Grab*]

Schon heute schützen Dachkonstruktionen einzelne Thermenbereiche.

Historische Einordnung

Die antike Heilbäderstadt wurde mittlerweile von einem Epigraphiker, dem Heidelberger Privatdozenten Dr. Helmut Müller (Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts in München) als *Allianoi* identifiziert. Er bezieht sich dabei auf die Schriftquelle eines Römers namens P. Aelius Aristides. Im dritten Buch seiner Reiseberichte, die er *Hieroi Logoi* (Heilige Berichte) betitelte, beschreibt er eine Heilung, die er dort erfahren hat. Weitere Heilungen von Erkrankungen finden darin Erwähnung. Aelius Aristides war ein Rhetor, dessen Lebenszeit in das +2. Jh. datiert wird. In der weiteren Literatur gilt Allianoi als Geburtsort des Asklepion, dem griechischen Gott der Heilkunst. Außerdem nimmt man in der For-

schung an, dass Allianoi einer von weltweit fünf Orten mit einem Asklepeion gewesen sein soll – einem Heilbad, das man zu Ehren von Asklepios benannt hatte. Belegt wird das mit den Funden zweier Asklepios-Köpfe.

Der Befundlage nach war Allianoi eine späthellenistische Siedlung; indirekt ordnen die Quellen Allianoi jedoch auch eine Siedlungserweiterung (117 –138) durch Kaiser Hadrian zu. Nach den Römern sollen dann die Byzantiner weitere Gebäude errichtet haben, die teilweise bis zum 12. Jh. hin in Betrieb gewesen sein sollen. Den Angaben von Yaraş zufolge ließ zu Beginn des 20. Jhs. der Gouverneur der Provinz, Kemal Bey, den Bäderkomplex reaktivieren. Daher wurden einzelne Badethermen noch in den 1950er Jahren von der Bevölkerung genutzt, bis eine erneute Überschwemmung den Ort überspülte und wieder mit Schlamm bedeckte.

Yortanlı-Staudamm

Bei dem mittlerweile fast vollendeten Staudamm handelt es sich eigentlich um zwei Staudämme, die drei Hügel miteinander verbinden. Sie wurden nach den beiden Bächen Yortanlı und Caltikönü genannt, die zusammen den Fluss Ilya bilden. Vorübergehender Geldmangel verzögerte die für 2004 vorgesehene Fertigstellung um ein Jahr auf den 15. November 2005. Im Gegensatz zu anderen Staudammprojekten in der Türkei dient dieser nur der Bewässerung und nicht auch der Erzeugung von Elektrizität.

Angesichts der akuten Bedrohung Allianois wurden von Landvermessern Alternativen zum bisherigen Staudammkonzept entwickelt. Zunächst sollte der Damm niedriger gebaut werden, denn dann genügten zwei stabile Mauern, um das Wasser von Allianoi abzuhalten. Durch einen unterirdischen Tunnel könnten die beiden dadurch getrennten Stauseen wieder zu einem See werden. Doch davon wollten die Behörden nichts wissen. Auch ein Öffentlicher Brief von »Europa Nostra«, einem Zusammenschluss von etwa 200 Nichtregierungsorganisationen (NGOs), der UNESCO und dem Europäischen Rat an den türkischen Außenminister Abdullah Gül vom 10. März 2005 blieb bis heute unbeantwortet. Dieser Starrsinn ist um so bemerkenswerter, da dies noch in die prekäre Phase vor dem Entscheid über EU-Beitrittsgespräche mit der Türkei fiel.

Die Konflikte und Widersprüche spitzen sich dramatisch zu: Seit 2001 ist die Grabungsstätte offiziell als »bewahrenswertes Kulturgut ersten Ranges« unter Schutz gestellt. Daher haben im Juli 2005 Yaraş und ein Zusammenschluss aus 73 Privatpersonen und Vereinen unter Bezugnahme auf diesen Erlaß eine Gerichtsklage angestrengt. Sie verlangen nun gleich den Abriss und anderweitigen Neubau der ganzen Staumauer. Dabei berufen sie sich auch auf die ursprüngliche Bauplanung, die jedoch von den lokalen Groß-

grundbesitzern (Agas) nach einem Hilferuf an ihren Parteifreund, den damaligen Premierminister Süleyman Demirel, erfolgreich ausgehebelt worden ist.

Anstelle der Förderung einer Landwirtschaft, die nur den lokalen Großgrundbesitzern zugute käme, plädiert Yaraş für eine Restauration des antiken Badeorts und seine Umwandlung in ein Freilichtmuseum. Von den Einnahmen aus dem Tourismusgeschäft könnten mehr Einheimische leben und auch in höherem Maße davon profitieren. Der Konflikt zwischen Befürwortern und Gegnern entzweit die Region. Während die Agas und ihre politischen Vertreter von der religiös-konservativen AKP (Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung mit ihrem Premierminister Recep Erdoğan) den Bau vorantreiben, steuern der Bürgermeister von Bergama, Raşit Ürper (ebenfalls AKP-Mitglied), und verschiedene Organisationen und Gruppen gegen. Pro Jahr besichtigen 600.000 Besucher das antike Pergamon, und es sollen dank Allianoi noch mehr werden. Bürgermeister Ürper verlangt daneben auch die Herausgabe des Pergamonaltars von den *Staatlichen Museen zu Berlin*. An dieser Stelle soll nicht verschwiegen werden, dass Topper [2000] den nach Berlin verschleppten Altarfries von Pergamon für eine Fälschung hält. Der Gigantenfries als „Zentralheiligtum der deutschen Altertumsbegeisterung" sei eine plumpe Fälschung des Eisenbahningenieurs Carl Humann aus Ruhmsucht gewesen. Das kann er auch glaubhaft belegen, u.a. anhand von anatomischen Deformationen und Verrenkungen der Figuren auf dem Fries, der allerdings im Jahr 2000 noch nicht restauriert gewesen war. Da hätte man der Wahrheit wegen des Fälschungsverdachtes nachgehen müssen. Doch dazu fehlte der Mut.

Südostanatolien-Projekt (GAP)

Allianoi ist leider nicht das einzige Beispiel für die Vernichtung antiker Kultur zugunsten kurzfristigen Gemüseanbaus. Im Südosten der Türkei setzt man gleich ganze Regionen unter Wasser. Das Südostanatolien-Projekt (Güneydoğu Anadolu Projesi - GAP) ist mit seinen 22 Staudämmen und 19 Wasserkraftwerken noch ein Relikt aus der wachstumseuphorischen Aufbruchszeit der 1970er Jahre. Anstatt eine dezentrale Energie- und Wasserversorgung anzustreben, klotzt man wie die Kinder mit riesigen Bausteinen aus einem Spielbaukasten und zerstört dabei vorsätzlich und sehenden Auges eine gewachsene Infrastruktur. Die erforderlichen Umsiedlungen von insgesamt mehreren Hunderttausend Kurden kritisieren Gegner des Projekts denn auch als einen willkommenen Vorwand zur vorbeugenden Aufstandsbekämpfung und Entwurzelung der seit jeher angefeindeten Kurden [Dietziker 1998]. Dabei nimmt man die mutwillige Zerstörung des kulturellen Erbes antiker Städte wie Zeugma und Hasankeyf in Kauf. Am meisten schockiert die Dummheit,

mit der gleichsam steinzeitlich die Staudämme durchgeboxt werden. Die durchschnittliche Betriebsdauer eines Wasserkraftwerks beträgt etwa vierzig bis fünfzig Jahre, was von der Sedimentierungsgeschwindigkeit des Talbeckens abhängt. Wie aus den Erfahrungen mit anderen Staudammbauten längst bekannt ist, steigen nach der Inbetriebnahme mit dem Grundwasserspiegel auch die Bodensalze nach oben und machen die Böden unfruchtbar. Einst war die Harran-Ebene eine der größten Kornkammern der Türkei; schon heute sind mehr als 20 % des Bewässerungsgebietes zu versalzen, um noch als Anbaugebiet von Nutzen sein zu können.

Nachtrag

Den jüngsten Nachrichten zufolge hat Dr. Yaraş einen wichtigen Erfolg erzielen können, der vielleicht schon einer Rettung gleichkommt. Die zuständige Denkmalschutzbehörde in Izmir gewährte am 29. 10. 2005 Allianoi einen Aufschub und gab einer Klage gegen die Überflutung von Allianoi statt. Der Yortanlı-Staudamm darf solange nicht geflutet werden, bis die notwendigen Schutzmaßnahmen für den antiken Kurort Allianoi abgeschlossen worden sind.

Quellen

Baykal, Hakan (2005): Ein Bad geht baden; in: Die Zeit, Nr. 38, 15.09.05

Dietziker, Joerg (1998): Wasser als Waffe. Türkische Dämme und Schweizer Helfer. Das südostanatolische Projekt GAP. Bern: Erklärung von Bern

Gülbeyaz, Halil (2003): Schätze im nassen Grab. Dokumentation, 45 Min. Regie und Buch: H. Gülbeyaz, Produktion: NDR, Erstausstrahlung 23.09.2003, Filmskript

Topper, Uwe (2000): „Der Pergamon-Altar in Berlin. Überraschungen am Zentralheiligtum der deutschen Altertumsbegeisterung." In: Efodon-Synesis oder http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/topper/pergamon.htm

Weblinks:

http://de.wikipedia.org/wiki/Allianoi

http://www.allianoi.org

Ulrich Franz, Heidelberg

UlrichFranz@gmx.de

Islamisch-christlicher Dialog angesichts des sog. *Barnabas-Evangeliums*

von Zainab Angelika Müller

Das *Barnabas-Evangelium* ist bekannt als ein Text, um den es in der christlichen und islamischen Welt viele Diskussionen und Kontroversen gab und noch gibt, da er sich selbst als „wahres Evangelium Jesu" bezeichnet, angeblich geschrieben „gemäß dem Bericht des Barnabas, seines Apostels".

Zuletzt erschien 1994 eine deutsche Übersetzung aus dem Englischen (also nicht vom italienischen Original!) im Verlag Gorski & Spohr. Diese Ausgabe vermeidet im Vorwort jeden Hinweis auf Herkunfts- oder Echtheitsprobleme und präsentiert dem Leser eine spekulative Mischung aus zu vielen Wundern, zu vielen Lücken und zu wenig Fakten als historische Wahrheit.

Alle darin wiederholten Legenden wurden in der langen Streiterei der beiden Religionen über diesen Text bereits weidlich ausgeschlachtet, aber bereits 1992 in einer Doktorarbeit in unvoreingenommener Weise ins Licht der Tatsachen gerückt:

> Christine Schirrmacher: *Mit den Waffen des Gegners.* Christlich-muslimische Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert; dargestellt am Beispiel der Auseinandersetzung um Karl Gottlieb Pfanders 'Mizân al-ḥaqq' und Rahmatullâh ibn Halîl al-Utmânî al-Kairânawîs 'Izhâr al-ḥaqq' und der Diskussion über das Barnabasevangelium. Reihe: Islamkundliche Untersuchungen, Bd. 162, Berlin 1992.

Hier will ich nur auf den zweiten Teil dieser Arbeit eingehen, in dem die Autorin ausführlich den Verlauf und die Argumentation der Debatte über die Echtheit des Barnabasevangeliums (BE) auf christlicher und muslimischer Seite sowie die literarische Apologetik (Rechtfertigung) zwischen beiden schildert. Die Thematik ist in vier Kapitel unterteilt:

1. Barnabasschriften in der Kirchengeschichte
2. Die Geschichte der Rezeption des BE bis zum Erscheinen der arabischen Edition
3. Muhammad Rasid Ridas arabische Edition des BE (1908)
4. Die Diskussion über das BE nach Muhammad Rašid Rida.

Es schließt mit einem Exkurs zur christlich-muslimischen Auseinandersetzung über die Kreuzigung.

Es gibt vom BE nur ein einziges vollständig erhaltenes, in Wien bewahrtes Manuskript auf Italienisch und ein damit nicht immer übereinstimmendes, unvollständiges spanisches Manuskript, welches in Sidney aufbewahrt wird.

Beide tauchten erst zu Beginn des 18. Jhs. auf. Ein arabisches, hebräisches oder griechisches Manuskript ist bis heute nicht gefunden worden, und auch die im Vorwort der deutschen Ausgabe mitgeteilte sensationelle Meldung, es sei ein aramäisches Manuskript gefunden worden, erwies sich kurz darauf als Falschmeldung.

Der gegenwärtige Stand im Streit um das BE mutet geradezu grotesk an:

Von christlicher Seite wird es meist für ein islamisches Evangelium gehalten, u.a. weil Hinweise auf frühchristliche Belege fehlen, und weil der Text 'islamisches Gedankengut' enthält einschließlich Prophezeiungen auf Muhammad, die – nach christlicher Ansicht – nur von einem muslimischen Autor stammen können. Daneben gibt es jedoch einige christliche Autoren, die frühchristliche Vorläufer des BE für möglich halten.

Von muslimischer Seite wird das BE meist als christliches Evangelium bezeichnet, u.a. gerade weil es Muhammad ankündigt und im Widerspruch zu mehreren christlichen Dogmen steht. Die Unvereinbarkeit mit dem Neuen Testament wird als Hinweis auf das hohe Alter des Textes betrachtet. Daneben gibt es jedoch einige muslimische Autoren, die das BE als 'wahres' Evangelium ablehnen.

Schirrmacher weist darauf hin, dass bei der Einschätzung des Textes oft der weltanschauliche und /oder religiöse Standpunkt des Betrachters ausschlaggebender ist als die tatsächlichen Informationen über den und im Text selbst.

Betrachtet man die Probleme im Einzelnen, staunt man, dass die Vertreter der beiden Religionen sich nicht mehr über den Text wundern, statt ihn für rechthaberische theologische Positionskämpfe zu verwenden.

Das BE enthält 'islamische' Elemente, z.B. den Vorwurf der Schriftverfälschung, die Propheten, die Ankündigung eines Messias nach Jesus (dessen Name – Muhammad – im Spätmittelalter natürlich bekannt war), die Nicht-Kreuzigung Jesu, die Kreuzigung des Judas, die Ablehnung der Gottes-Sohnschaft und der Göttlichkeit Jesu, die Opferung Ismaels (die erst im 11./12. Jh. von der sunnitischen Theologie mytho-poetisch gestaltet wird), das islamische Glaubensbekenntnis (allerdings nur die erste Hälfte, also das Einheitsbekenntnis ohne das Bekenntnis zur Gesandtschaft Muhammads).

Es gibt im BE Widersprüche zum Koran, z.B. wird im BE Muhammad der Messias genannt; es kennt zehn Himmel statt sieben und tritt für eindeutige Monogamie ein; Jesus wird in Bethlehem geboren und nicht in Jerusalem (wie frühe islamische Traditionen mangels koranischer Aussagen dazu erzählten) und zwar nicht unter großen Schmerzen der Maria, sondern schmerzlos (was erst in der Kirche des MA aufkam), und nicht unter einer Palme (wie in Sure 19:22,23), sondern in einer Herberge.

Objektive Fehler in Bezug auf geographische und historische Angaben zeigen, dass der Verfasser nicht in Palästina zur Zeit Jesu gelebt haben kann und sich dort überhaupt nicht auskannte. Mit dem im BE selbst gegebenen Hinweis, es sei verfälscht worden, hätte es bei einer Entstehung zur Zeit Jesu sein angebliches eigenes Schicksal vorweggenommen.

Die Widersprüche zum Neuen Testament sind zahlreich und scheinen sich größtenteils um die Negierung des christlichen Dogmas der Göttlichkeit Jesu zu drehen (welches erst seit dem Konzil von Nicaea besteht); Jesus stammt im BE von Ismael statt von David ab, übernimmt gegenüber Muhammad die Rolle von Johannes dem Täufer, der selbst nicht erwähnt wird; Jesus möchte Muhammad dienen, welcher der Messias ist; gleichzeitig wird Jesus Christos genannt, als hätte der Verfasser nicht gewusst, dass dies das griechische Wort für Messias ist; Jesus hätte eigentlich Strafe verdient, da die Menschen ihn als Gott bezeichnet haben und beteuert daher mehrfach seine Unschuld.

Es werden einige Dinge genannt, die ebenfalls gegen eine frühe Entstehungszeit sprechen: z.B. eine 40 tägige Fastenzeit (im 4. Jh. eingeführt), wörtliche Zitate des AT nach der Vulgata (erst 405 entstanden), Erwähnung einer spanischen Goldmünze aus der Zeit des MA und dergleichen mehr.

Insgesamt ist dies alles eine „Mischung aus christlichem und islamischem Gedankengut, die weder mit der Bibel noch mit dem Koran in Einklang zu bringen ist", in der aber beide Seiten etwas für die eigene Position oder gegen die Position der anderen Seite finden können.

Mehrere Indizien des span. Manuskripts führten daher zu der Annahme, es sei Ende des 16. Jhs. von einem Muslim aus Nordspanien verfasst worden, um Rache an den christlichen Inquisitoren zu nehmen und den dort verfolgten Muslimen (Morisquen) eine Waffe zu liefern, um das Christentum zu bekämpfen.

Auffällige Parallelen zwischen dem BE und den Texten des größten italienischen Dichters, Dante, lassen eine enge Beziehung des Umfeldes vermuten, so dass als Entstehungszeitpunkt frühestens 1300 bis 1350 angenommen wurde. Unterstützung findet diese Annahme durch die Aussage im BE über einen Abstand zwischen den Jubeljahren von 100 Jahren, der nur im Alten Testament genannt wird und in der Zeit von 1300 bis 1343 galt. Als spätester Zeitpunkt gilt das 16. Jh. In den Anfang des 17. Jhs. fällt die früheste gesicherte Nennung des BE.

Nur wenige muslimische Autoren gehen auf jene Argumente ein, die für die spätmittelalterliche Abfassung sprechen.

Muslimische Autoren stellen häufig – um so die Echtheit des BE zu sichern – einen Zusammenhang her zwischen dem Verfasser (oder den Verfassern?) der zwei existierenden Manuskripte und jenen Schriften aus früh-

christlicher Zeit, die irgendwie mit Barnabas in Verbindung gebracht werden oder den Namen nennen. Diese für selbstverständlich gehaltene Annahme einer vorislamischen Entstehungszeit führt dazu, dass die Erwähnung Muhammads im BE als Ankündigung verstanden wird.

Die 'frühchristlichen Quellen' werden jedoch von christlicher Seite als äußerst unsicher bezeichnet. Soweit Schirrmacher. Im Internet wirbt der Spohr-Verlag unverdrossen weiter für seine BE-Ausgabe mit dem „kritischen" Text eines S.R. Langlotz, der sich auf die „einzige wissenschaftliche Studie zum Barnabas-Evangelium" von Luigi Cirillo stützt. Danach seien es Teile eines alten judenchristlichen Evangeliums [dazu bereits Schirrmacher 326], das bereits im gelasianischen Dekret erwähnt wurde, was m.E. auf selbiges keine gutes Licht wirft).

Interessanterweise stellte bisher kein einziger Autor die These auf, das BE könne das Werk einer so genannten Ketzer-Sekte sein, die von der christlichen Theologie verfolgt und von der islamischen nicht sonderlich geschätzt wurde, obwohl in diesem Fall die an beiden geübte 'Rache' als noch weit erfolgreicher zu bewerten wäre, angesichts der heftigen, aber fruchtlosen muslimisch-christlichen Diskussion.

Dennoch müssen die Fehler und Verwirrungen des BE gar nicht aus 'Rache' verfasst sein, sondern könnten dem letzten verzweifelten Versuch einer spätmittelalterlichen Sekte entstammen, wenigstens die Reste ihrer religiösen Lehren – wenn auch schon im Bewusstsein ihrer Verfälschung (!) durch die lange Zeit der Glaubenskämpfe – in der vertrauten Form eines Evangeliums zu bewahren. Es wäre sicher lohnend, unter diesem Gesichtspunkt die Argumente und den Text einmal zu betrachten. Dass dieser Gedanke bisher nie aufgetaucht ist, zeigt das Ausmaß der Verdrängung der gemeinsamen Entstehungsgeschichte und damit der Ketzergeschichte in beiden Religionen.

Stattdessen wurden die von den genannten europäischen liberalen Theologen angeführten religionshistorischen Begründungen zur Ablehnung der vier kanonischen Evangelien von der islamischen Welt aufgegriffen als Argumente *für* die Echtheit des BE als einzigem wahren Evangelium aus der Zeit Jesu.

Die Diskussion wurde immer mehr zu einer Auseinandersetzung über die Christologie, d.h. über genau jene Punkte, die erst die scharfe Trennlinie zwischen islamischer und christlicher Lehre herstellten: die Dreieinigkeit, die Gottessohnschaft, die Auferstehung und die Kreuzigung.

An eine Einigung über das Verständnis des BE ist nicht zu denken, solange die beiden Religionen sich nicht an ihre gemeinsamen Wurzeln und ihre bis ins Mittelalter währende Ähnlichkeit erinnern wollen und daran, dass

die Glaubensrichtungen zunächst keineswegs klar unterschieden waren. Das taten sie erst, nachdem das Christentum alle Sekten, deren Lehre nicht der offiziellen Linie folgte, ausgerottet hatte oder viele sich dem Islam angeschlossen hatten, der sich nach dem Zerfall des persischen Reiches und den folgenden Kämpfen um das rechtmäßige Kalifat und die anschließenden „Kreuzzüge" im 11./12. Jh. in Abgrenzung gegen das inquisitorisch-expandierende römische Christentum theologisch neu formierte.

Zainab Angelika Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Europa-Geraden II
Vom Ortasee zu Ambrosius und zu Friedrich II.

Hans-E. Korth

Im ersten Teil dieser Arbeit waren wir dem vom höchsten Berg des Kontinents ausgehenden Fächer von Magistralen (weit ausgreifender Sonnen- und Mondwendlinien) gefolgt, der von Irland bis in die Ägäis und von Portugal bis zum Eismeer reicht. Hier fanden sich in hoher Zahl die ältesten städtischen Siedlungen und Heiligtümer Europas. Jenen war durch die Linien ihr Standort kontinentweit vorgegeben. Ihr an den Magistralen ausgerichteter interner Aufbau, erhaltene Wegstücke, sowie die statistische Häufung 'sprechender' Namen liefern überzeugende Belege für die Realität dieses in vorgeschichtlicher Zeit entstandenen Ordnungssystems.

Die Magistralen des Montblanc waren jedoch nicht die Einzigen ihrer Art. Konkurrierend oder ergänzend zu ihnen entstanden weitere Fächer von Sonnwendlinien. Einer davon hatte das Inselheiligtum von Orta als Zentrum. Anhand der Linien von Orta durch die Lombardei lassen sich die engen Beziehungen zwischen frühkirchlichen Sakralbauten und den Sonnwendlinien darstellen. Die exponierte Lage des apulischen Castel del Monte belegt die Bedeutung der Sonnwendlinien noch im Hochmittelalter.

1. Zur statistischen Bewertung von Relikten

Wenden wir uns zunächst nochmals der Wertung von Beobachtungen zu, aus denen wir auf die Existenz von Sonnwendlinien schließen. Diese lassen sich durch den Nebel von wohl drei Jahrtausenden Menschheitsgeschichte oft nur schemenhaft erkennen. Bekanntlich sieht man im Nebel leicht Phantome und Gespenster (der menschliche Geist neigt nun einmal dazu, die wahrgenommenen Muster phantasievoll zu ergänzen). Aus diesem Grunde scheint uns hier höchste Vorsicht angesagt. Dies gilt nicht nur für die Versuche einer Einordnung exponierter Orte nach Längen- und Breitengrad [Kaminski], sondern z.B. auch für die Übertragung des Fixsternhimmels auf die Kirchenbauten Westfalens [Thiele/Knorr]. Der vage Hinweis auf kultisches Wissen, welches geometrisch verschlüsselt der Nachwelt überliefert werden sollte, ist wohlfeil und natürlich niemals zu widerlegen.

Auf der anderen Seite ist es kaum vorstellbar, dass der gewaltige Aufwand, den europäischen Kontinent mit einem System von Vermessungslinien zu überziehen, unter Vernachlässigung von Nützlichkeitsüberlegungen in die Wege geleitet wurde. Und der Nutzen der Sonnwendlinien war über-

wältigend im zunächst kaum besiedelten, unwegsamen Kernland Europas. Diese erlaubten erstmals sichere Verbindungen über den sichtbaren Horizont hinaus, der bis dahin die Größe eines Stammesgebietes im Wesentlichen vorgegeben hatte. Damit erst waren die Voraussetzungen einer effizienten überregionalen Administration und für Fernhandel gegeben.

Ungeachtet aller bislang vorgebrachten empirischen Beobachtungen, die auf der Häufung bestimmter Charakteristika fußen (astronomische Sonn- oder Mondwendrichtung, exponierter Berg als Fixpunkt, erhaltene geradlinige Wegstrecken, Heiligtümer und ihre Ortswahl, Burgen, Mühlen, herausragende Kulturstätten, typische Namen) bleibt der skeptische Einwand bestehen, dass die Auswahl der aufgeführten Beobachtungen stets willkürlich sei. Deshalb wäre zumindest nicht auszuschließen, dass bei der Vielzahl der von Menschen gemachten oder benannten geografischen Objekte solche auch auf gleichartigen Linienzügen beliebiger Richtung in großer Zahl zu finden wären.

Dieser Einwand zielt auf eine statistische Betrachtungsweise ab. Um ihn allgemein zu widerlegen, wäre eine umfassende Datenbank mit den Koordinaten aller in Frage kommenden Objekte erforderlich, die uns leider nicht zur Verfügung steht. Somit bleibt nur, die Verteilung einzelner Eigenschaften zu untersuchen. Ein Beispiel hierfür ist die schon aufgeführte Häufung von Stätten des Weltkulturerbes der UNESCO, aber auch von anderen Orten historischer Relevanz entlang der Magistralen der Sonnwenden.

Im Folgenden wollen wir einen leichter zugänglichen, rein statistischen Ansatz zum Nachweis der Sonnwendlinien betrachten: Wenn unsere Beobachtung stimmt, dass bestimmte Ortsnamen vorzugsweise auf solchen Linien erscheinen, dann müsste sich dies anhand der Verteilung aller Siedlungen mit entsprechenden Namen nachweisen lassen. Die zentralen Koordinaten aller Ortschaften liefern die CDs mit den topografischen Kartenwerken der Landesvermessungsämter. Für unsere Untersuchung entnehmen wir aus ihnen die Lage sämtlicher 463 Orte in Bayern, mit Namen auf *Ger-, Alt-, Eich-, Licht-* (in verschiedenen Schreibweisen: *Ger-, Gar-, Gra-*, etc. – also z.B. auch *Gräfelfing*). Die so erhaltenen Koordinaten (Abb. 1) beziehen sich in der Regel auf die historischen Ortskerne, d.h. zumeist auf den örtlichen Kirchturm.

Sollten die ausschließlich nach dem Namen ausgewählten Orte einen Bezug zu den Sonnwendlinien aufweisen, dann müsste dies bei einer systematischen Auswertung aller Richtungsverteilungen sichtbar werden. Es wäre also eine signifikante, aus der rein statistischen Verteilung bei beliebiger Richtung herausragende Häufung von Kollinearitäten zu erwarten. Die Größenordnung des Effektes sollte jedoch nicht überschätzt werden: Selbst wenn sich diese Orte alle auf einst vermessenen Sonn- oder Mondwendlinien befän-

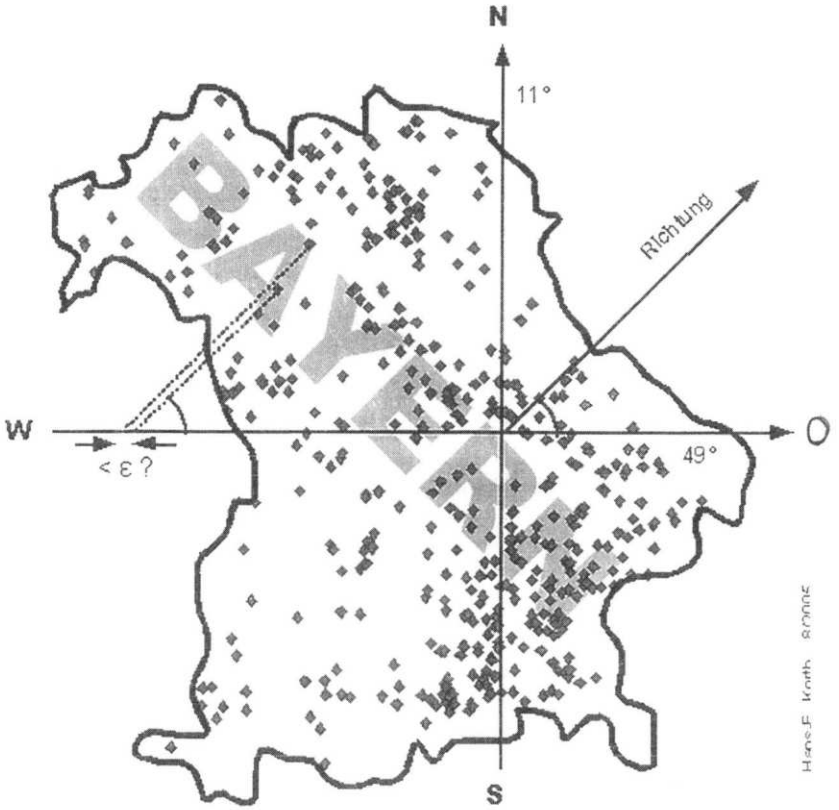
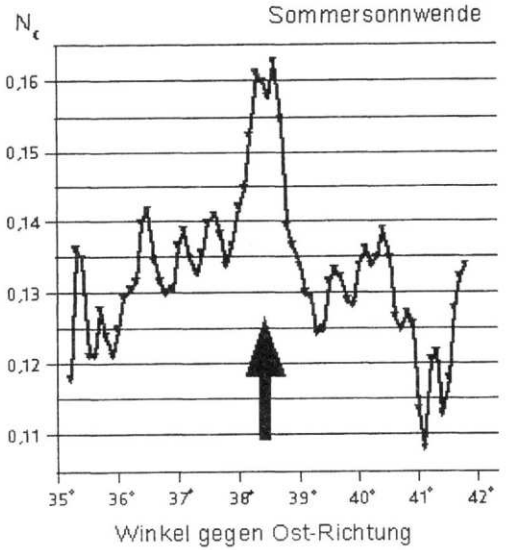


Abb. 1: Verteilung alter Ortsnamen in Bayern
Zwei Ortschaften sollen als kollinear bezüglich einer vorgegebenen Richtung bezeichnet werden, wenn der Abstand der Schnittpunkte ihrer Projektionen auf einer West-Ost-Gerade unterhalb eines vorgegebenen Grenzwertes ε liegt. Die Anzahl der erfüllten Bedingungen geteilt durch die Gesamtzahl der Ortschaften liefert eine Maßzahl für deren Kollinearität. Durch Variation der Projektionsrichtung lässt sich die Vermutung überprüfen, ob die gewählten Orte, häufiger als statistisch zu erwarten, bezüglich der Sonnwendrichtungen kollinear sind.



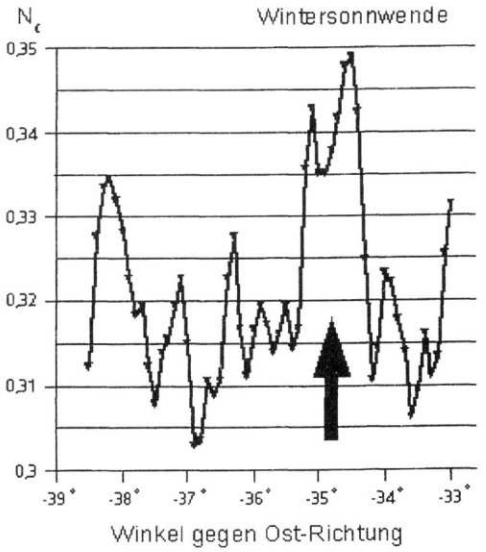


Abb. 2: Kollinearität aller 463 Ortsnamen auf Ger-, Gra-, etc. in Bayern
In Richtung der Sommersonnwende zeigt die Kollinearität $N\varepsilon$ aller Ortsnamen auf Ger-, Alt-, Eich- und Licht- (in verschiedenen Schreibweisen) einen Anstieg um etwa ein Viertel (ε = 50 m). Weniger deutlich hebt sich die Richtung der schwerer zu bestimmenden Wintersonnwende ab. Hier beträgt der Anstieg weniger als 10 %. Für ein optimales Profil musste der Schwellwert ε auf 110 m angehoben werden.

den, wäre nicht zu erwarten, dass allzu häufig gleich zwei oder mehr dieser Orte auf der gleichen Linie liegen. Die stattliche Anzahl von 463 Orten relativiert sich auch dadurch, dass sich die Fälle, in denen der Name sich tatsächlich auf eine Sonnwendlinie bezieht, über (mindestens) sechs Richtungen verteilen (der Sonn- und Mondwenden im Sommer wie im Winter). Für jede Einzelne der Richtungen sind somit überhaupt nur Beziehungen zwischen höchstens etwa 77 Orten zu erwarten. Diese Zahl reduziert sich nochmals, da wir davon ausgehen können, dass in vielen Fällen die Namensgebung auf andere Weise zustande kam und dass auch Teilorte in unserer Liste erscheinen, deren Lage durch den Namen gebenden Hauptort bestimmt ist.

Für unsere Auswertung haben wir die ermittelten topografischen Daten exportiert und in ein Arbeitsblatt der Software *StarCalc* übernommen. Hier wurden die geografischen Koordinaten zunächst in eine ebene Darstellung umgerechnet. (Die Abweichung zwischen sphärischer und Mercatorprojektion über das betrachtete Gebiet ist gering. Beide Projektionen liefern praktisch das gleiche Ergebnis.) Als willkürlicher Bezugspunkt wurde der Mittelwert aller Ortskoordinaten gewählt. Sodann wurden die einzelnen Orte auf den Breitenkreis durch diesen Bezugspunkt projiziert. Aus den Abständen dort kann nun die *Kollinearität* zweier Ortschaften bezüglich der getesteten Richtung als Unterschreiten eines Schwellwertes der Abstandsdifferenz definiert werden. Anders ausgedrückt: Liegen parallele Gerade durch zwei Ortszentren weniger als z.B. 50 Meter voneinander entfernt, so gilt die Annahme, dass diese Orte durch eine gemeinsame Gerade dieser Richtung verbunden werden können.[1]

In Schritten von 0,1° wurde die Projektionsrichtung variiert und die Berechnung wiederholt. Auf diese Weise wurde schließlich der Prozentsatz der Kollinearitäten über den ganzen Bereich des sommer- wie des winterlichen Sonnenaufganges ermittelt (38,5° bzw. etwa -35° gegen die Ostrichtung). Das Ergebnis zeigt Abb. 2: Deutlich heben sich die sommerlichen Sonnwendrichtungen aus den statistischen und den hier nicht weiter untersuchten sonstigen Schwankungen heraus. Damit haben wir die Existenz von (vor-)mittelalterlichen Sonnwendlinien auf rein statistischem Wege belegt. Weiter haben wir den Bezug zwischen den Linien und den Namen alter Orte aufgezeigt und deren Platzierung nach überregionalen Aspekten bestätigt.

---

[1] Zur Optimierung wurde noch eine geringfügige Krümmung des Linienverlaufes angenommen und empirisch ermittelt. Dabei gehen wir davon aus, dass die praktische Einmessung von Sonnwendlinien durch gelegentliche Bestimmung der Aufgangsrichtung der Sonne an exponierten Orten zur Zeit der Sonnwende geschah. Diese Richtung konnte sodann durch geradlinige Peilung näherungsweise fortgeführt werden. In der Praxis schwankt der Verlauf der Linien daher zwischen demjenigen der astronomisch korrekten Sonnwendlinie und dem entsprechenden geographischen Großkreis.

2. Gere-Mannen?

Ungeachtet aller 'Germanentümelei' seit wilhelminischer Zeit ist den Germanisten bislang keine plausible Erklärung zur Benennung ihrer Wissenschaft gelungen. Sollten die Sonnwendlinien auch hier den Schlüssel liefern?

> „Die Herkunft des zugrunde liegenden Namens *Germanen*, die zuerst in der Form lat. *Germani* als zusammenfassende Benennung für die Angehörigen der in den letzten Jahrhunderten vor der Zeitenwende nördlich des Rheins ansässigen Stämme auftritt, ist trotz vieler Ethymologisierungsversuche ungeklärt" [Pfeiffer].

Die Beobachtung, dass sich entlang überregionaler Sonnwendlinien der Namensbestandteil *'Ger'* unverhältnismäßig häufig findet, könnte helfen dieses Rätsel zu lösen: Der Wortstamm *gher(e)* bezeichnet Objekte mit geradliniger Struktur. Pfeifers *Etymologisches Wörterbuch* führt hierzu Erderhebungen, Kanten, Pflanzentriebe, Stacheln und Borsten auf. Neben dem allbekannten Wurfspeer *Ger* leiten sich u.a. auch die Begriffe *Gerade, Grat, Gehrung, Graben, Gracht, Gerste, Granne, Gräte* und *Gras* von dieser Wurzel ab.[2] Auch das griechische *Gerdios* (der Weber) mag auf eben diesen Wortstamm zurückzuführen sein, erscheint es doch eng verbunden mit dem lateinischen *Gerra* (geflochtene Ruten; auch der Stamm des Wortes *Rute* bezeichnet langgestreckte Objekte und findet sich als *'Rot'* häufig in Ortsnamen entlang der Sonnwendlinien, aber auch in den Begriffen *'Route'* und *'road')*.

Obwohl die Schreibweise der Ortsnamen[3] variiert, scheint die Aussprache von *'Ger'* im deutschen Sprachraum über lange Zeit recht stabil geblieben zu sein. Dies spricht wiederum dafür, dass es sich hier um einen geläufigen Begriff (eben die Bezeichnung von geraden Dingen) gehandelt haben muss. Ansonsten folgen die alten Ortsnamen auf den Sonnwendlinien den bekannten Wandlungen der Kehllaute (Velare):

> „Die 1. Lautverschiebung bezeichnet die Veränderungen der indogermanischen Verschlußlaute, durch die sich die germanischen Sprachen von den anderen indogermanischen Sprachfamilien differenziert hat. Zeitlich wird die 1. Lautverschiebung ungefähr von 1200-1000 v. Chr. bis ca. 500-300 v.Chr. eingeordnet.
>
> Beispiele: lat. gula → dt. Kehle; lat. gelidus → dt. kalt" [Linse].

---

[2] P. Mikolasch machte mich darauf aufmerksam, dass das Wort *Anger*, das wohl ursprünglich die Allmende, d.h. das Gemeindeland bezeichnete, sich von 'an-der-Gere' herleiten lässt. Entsprechendes gilt für das griechische *Agorà* sowie für Ortsnamen wie *Angers* und *Angera*. Selbst das ferne *Ankara* ist auf einer SWL gelegen, die sich von Kreta bis nach Georgien nachweisen lässt

[3] So liefert Zedlers Universallexikon aus dem Jahre 1735 folgende Schreibweisen für den Namen der Stadt Gera im Vogtland: Gera, Gerau, Gerawe, Ghera, Gerha, Gerrha.

Durch die 2. Lautverschiebung wurde später im oberdeutschen Sprachraum der Anlaut 'k' teilweise zu 'ch' verschoben, insbesondere in den alemannischen Dialekten und im Mittelhochdeutschen; später fand eine Rückverschiebung zum hochdeutschen Lautstand statt, die die alemannischen Dialekte nur teilweise mitmachten:

k → ch: kind → chind, König → chuni(n)g;
ch → k: chuni(n)g → König, Chur → Kur.

In den romanischen Sprachen fand hingegen ein Übergang vom 'k' (bzw. vom 'g') zum weichen 'dj' statt. So wandelten sich z.B. die Ortsnamen Carnutum zu Chartres, Keraunaia zu Cerignola, die Kartause zur Chartreuse.

Was die Überlieferung von Ortsnamen betrifft, so kommt noch etwas anderes hinzu: In dem Maße, in dem die Erinnerung an die alten Linienzüge und deren Bedeutung verblasste, konnten die vorhandenen Namen auch nach ihren Anklängen an bekannte Bezeichnungen tradiert werden: Möglicherweise wurde so aus einem ursprünglichen Gera- nun Kara- ('schwarz') und aus einem Gerapolis wurde die heilige Stadt Hierapolis (geht man noch einen Schritt weiter, so könnte sich sogar das griechische *ιηρος* von den Tabubelegten, 'geheiligten' Stätten entlang der Sonnwendlinien herleiten).

Waren die Namensgeber der Germanen (erstmals erscheint die Bezeichnung in Cäsars *Bellum Gallicum*) also jene '*Linienleute*', die den von fast undurchdringlichen Urwäldern und Sümpfen bedeckten Kontinent einst wegsam machten und damit erschlossen? Ortsnamen wie *Germannsdorf*, *Germignaga* oder *Germignaie* könnten darauf hin deuten. Die weitverbreitete Verehrung für diese Männer lässt sich auch aus der großen Zahl von historisch nicht belegbaren Heiligen erschließen (Germanus, Gero, Gerolamus, Gervasius, Grato, Grà, etc.), deren Kirchen fast stets auf Sonnwendlinien (häufig außerhalb von Siedlungen und bislang ohne erkennbares Motiv für die Ortswahl) gelegen sind.

3. Was kennzeichnet Sonnwendlinien?

Zur Rekonstruktion des Verlaufes einer vermuteten Sonnwendlinie sind wir auf das Sammeln von im Einzelfall kaum quantifizierbaren Hinweisen angewiesen, die aber unabhängig vom gerade betrachteten Maßstab diese Linien in dichter Folge bedecken. Besonders hervorzuheben sind:

Linienzüge: Die physische Realität von Sonnwendlinien dokumentiert sich in vielen Fällen in Form erhalten gebliebener geradliniger Wegstücke vorgegebener Richtung, welche die Überreste kollinearer Bauwerke geradlinig und ohne Berücksichtigung der Topografie verbinden. Als nachträglich angelegte Verkehrswege zum Transport von Baumaterial und Waren hätten sie nicht getaugt. Häufig deuten auch die erhalten gebliebenen Namen (z.B.

die 'Ewigkeits-Allee' und die zu ihr kollineare 'Richtstatt-Allee' bei Stuttgart) auf den herausgehobenen Charakter dieser Verbindungen hin.

Bauwerke: Liegen mehrere Punkte akkurat auf einem in seiner Richtung und einen Bezugspunkt vorgegebenen Linienzug, so können diese logischerweise erst nach dem Einmessen der Linie dort platziert worden sein, sofern es sich nicht um ein zufälliges Zusammentreffen handelt. Allerdings nimmt die Wahrscheinlichkeit eines Zufalls sehr schnell mit der Anzahl der auf dem Linienzug gefundenen Punkte ab. Kollineare Burgen, Keltenschanzen, Heiligtümer und Siedlungen können demzufolge erst nach der Festlegung der jeweiligen Sonnwendlinien entstanden sein. Die offenbare Bevorzugung von Plätzen auf Sonnwendlinien führte zur Kontinuität der Besiedlung, so dass sich auch bei Befestigungsanlagen des Mittelalters sehr häufig Vorgängerbauten nachweisen lassen: „Fast alle Burgen sind keltischen Ursprungs" [Pfister]. So schließt sich „die absurde Lücke zwischen spätkeltischer Zeit und dem mittelalterlichem Burgenbau ab 1100". Entsprechendes gilt für „Die frei durch die Kulturepochen flottierende Datierung der Oppida" [Pfister].

Namen: Zu unterscheiden ist zwischen geografischen Bezeichnungen und Ortsnamen. Die Namen von Seen und Inseln wechseln höchst selten. Auch Flüsse und Gebirgszüge im Verlauf einer Geraden wurden, naheliegenderweise, häufig nach dieser benannt. Oft findet sich in Benennung und Historie auch das Attribut der Heiligkeit. Ortsnamen auf Sonnwendlinien verweisen bevorzugt auf die Linie selbst, auf das Alter des Ortes, oder auf seine Heiligkeit, ersatzweise auf seinen geheiligten Gründer.

Charakter: Eine Klassifizierung der Sonnwendlinien ist nicht einfach, obwohl die unterschiedlichen Charakteristika kaum zu übersehen sind. Aus ihnen kann auf einen über etliche Jahrhunderte verteilten Entstehungszeitraum gemutmaßt werden.

Entstehungszeit: Der Mangel an Zuordnungsmöglichkeiten sowie die Unzuverlässigkeit der historischen Zeitachse machen fundierte Aussagen hier sehr schwer. Sicher scheint nur, dass die bedeutenden Magistralen bereits vor den frühen griechischen Siedlungen entstanden und erst recht vor Beginn der Ausweitung Roms. Auf der anderen Seite scheint der Erhalt und die Besiedlungs- und Namenskontiniutät einer so gewaltigen Anzahl von Relikten um so unglaublicher, je weiter ihre Entstehung zurückliegt. Von daher wäre es nur schwer vorstellbar, wenn die Einmessung der Sonnwend-Magistralen 3.000 Jahre oder mehr zurück läge, auch wenn die neolithischen Kulturen schon weit früher das Ereignis der Sonnwende in ihren Bauwerken festgehalten haben.

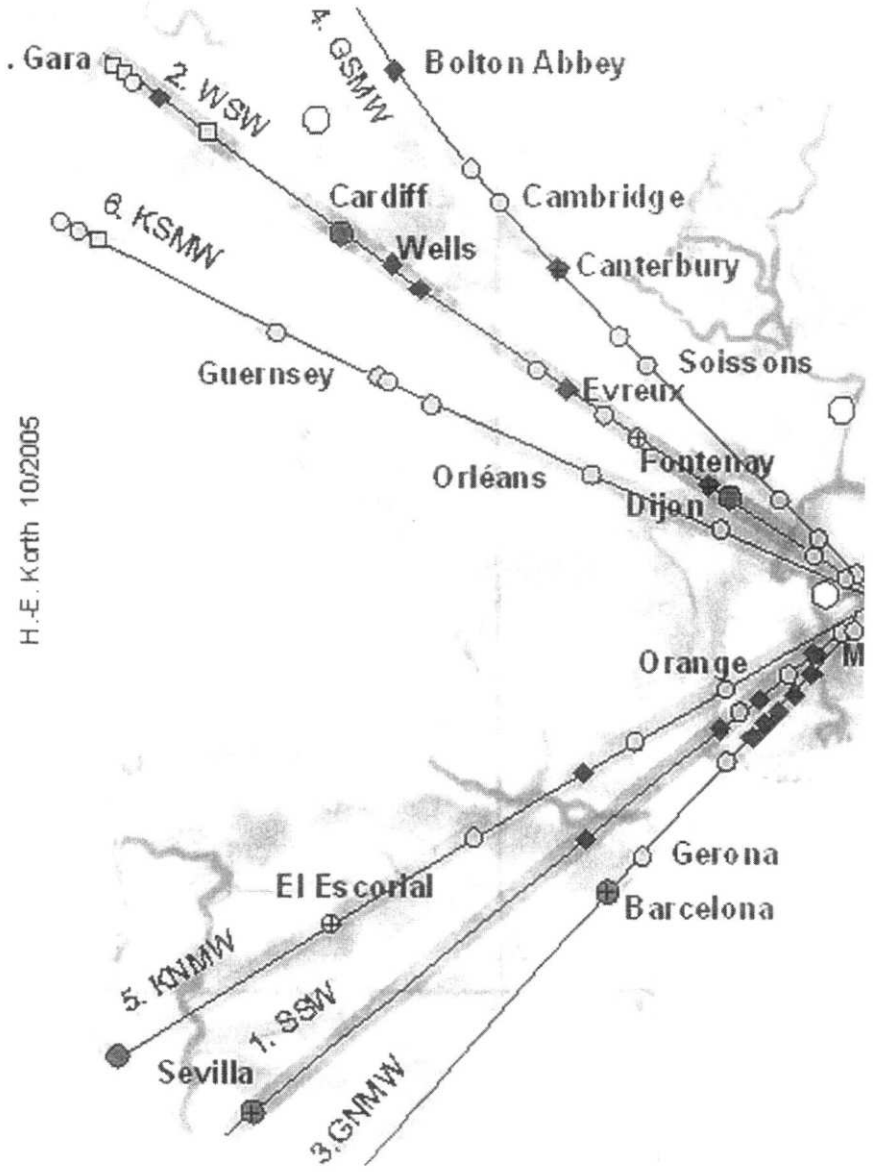
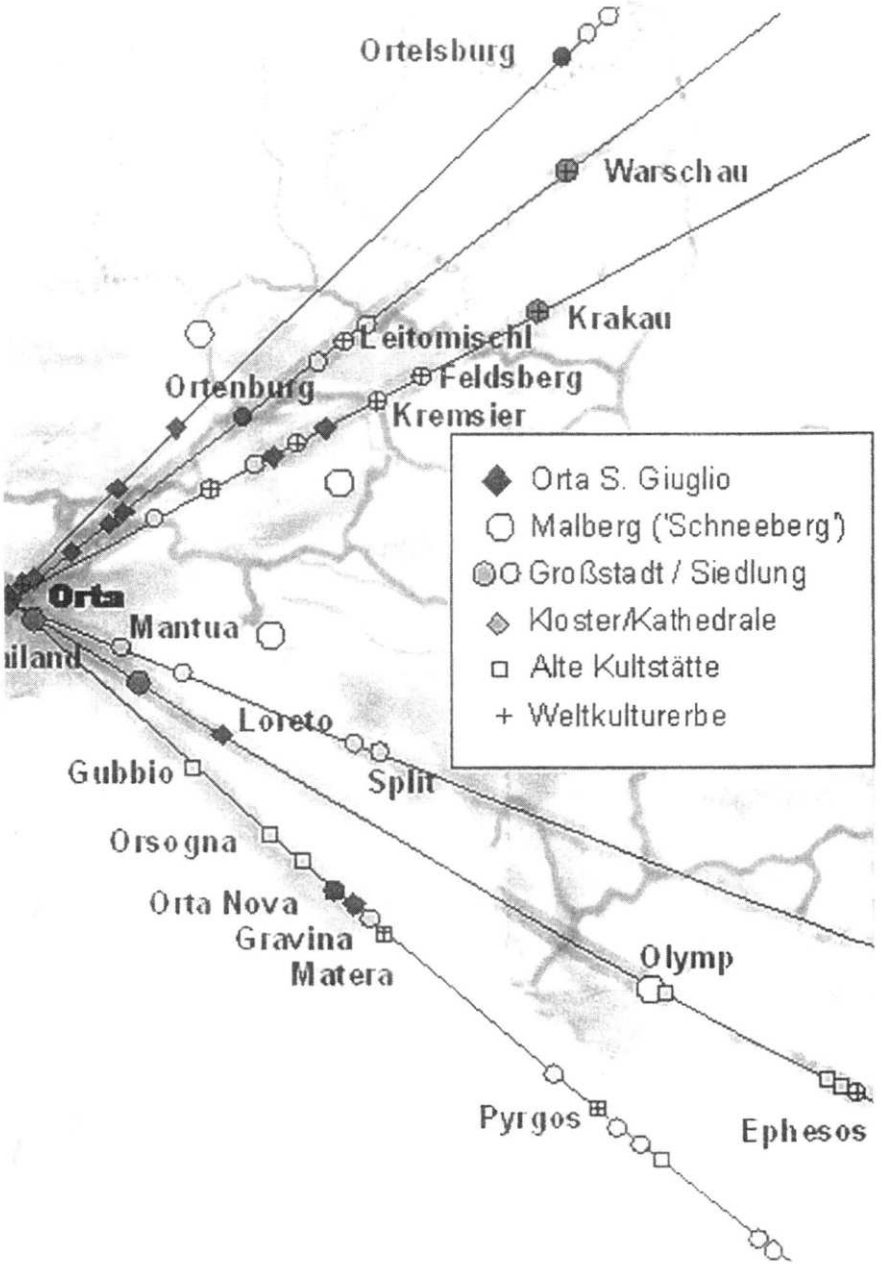


Abb. 3: Frühgeschichtliche Magistralen von Orta S. Giulio
Das Inselheiligtum von *Orta* bildet das Zentrum eines europaweiten Systems von Sonn- und Mondwendlinien. Es entstand möglicherweise als Stützpunkt einer ursprünglich vom griechischen *Olymp* ausgehenden Vermessung.



Diese könnte auch das vielfach noch nachweisbare Prinzip der Besiedelung entlang der von einem 'Schneeberg' ausgehenden Sonnwendlinien erstmals nach Mitteleuropa gebracht haben.

4. Orta - San Giulio

Wenden wir uns nun einem faszinierenden System von Sonn- und Mondwendlinien zu. Rund 60 km nordwestlich von Mailand findet sich der Ortasee, ein etwa 12 km langes und nur wenig mehr als 1 km breites Gewässer in dem schmalen Tal zwischen dem Mottarone und dem Monte Cápio, welche hier die Poebene begrenzen. Auf einer Halbinsel am Ostufer, unterhalb eines der ungewöhnlich vielen, in ihrer Gesamtheit zum UNESCO-Weltkulturerbe gehörender Wallfahrtsorte dieser Gegend, der *Monti Sacri del Piemonte*, liegt das uralte Städtchen *Orta*. Seine Lage bietet als besonderen strategischen Vorteil die nahebei im See gelegene, befestigte und praktisch uneinnehmbare Insel des heiligen Julius. Die Geschichte dieser Insel verliert sich im Reich der Sage, der zufolge dieser Heilige von dort in frühchristlicher Zeit die „Schlangen und Drachen" des Heidentums vertrieben haben soll. Im 10. Jh. war dann San Giulio im Ortasee das letzte Zentrum des Widerstandes der Langobarden gegen Kaiser Otto I. Auf dieser Insel erblickte bald darauf Wilhelm von Volpiano, einer der wichtigsten Kirchenmänner jener Zeit, das Licht der Welt (vgl. S. 635).

Offenbar waren die Insel sowie der Hügel von Orta schon lange als wichtiges heidnisches Heiligtum genutzt worden. War Orta einst '*Der Ort*', ein zentrales Heiligtum der Vorzeit? Wir können es nur vermuten.[4] Wie unsere Untersuchung im Folgenden zeigt, bildete Orta das Zentrum eines Systems von Sonn- und Mondwendlinien, welcher dem bereits vorgestellten, vom Montblanc ausgehenden Linienfächer in seinen Ausmaßen entspricht und ebenfalls ganz Europa durchmisst (Abb. 3). Auf den ersten Blick erscheint besonders erstaunlich, dass in diesem Falle – nicht wie sonst zu beobachten – eine überragende Bergspitze den Fixpunkt der Linien bildet, sondern eine eher versteckt liegende Kultanlage. Es könnte natürlich auch so gewesen sein, dass das Heiligtum von Orta bereits auf einer frühen Sonnwendlinie entstand und dass es sich erst, nachdem seine Bedeutung in weitem Umkreise ausstrahlte, zu einem eigenständigen Zentrum entwickelte. Von diesem aus wurden dann die Wege in sämtliche Richtungen des sommer- und winterlichen Aufgangs von Sonne und Mond bestimmt.

Hierfür lässt sich ein überraschendes Indiz finden: Die Wintersonnwendlinie von Orta führt über die Adria hinweg direkt zum Gipfel des Götterber-

[4] Möglicherweise lieferte das Heiligtum von Orta auch einen Beitrag zur Entstehung des griechischen Mythos von Atlantis: Auf einer Insel inmitten eines Sees in einem Land jenseits des Meeres gelegen, wurden von dort aus Boten und Gelehrte in alle Welt gesandt. Sollte sich hierin ein wahrer Kern finden, so scheint dies vergleichsweise friedlicher geschehen zu sein, als bei der Anlage der Magistralen des Montblanc, wo so viele Orte die Erinnerung an einen übermächtigen Heerführer (Apollon bzw. St. Michael) wach halten.

ges Olymp und lässt sich auch über die Ägäis hinweg durch das südliche Kleinasien bis nach Zypern verfolgen. Es wäre also durchaus möglich, dass die Vermessung dieser Linie ursprünglich vom griechischen Olymp aus erfolgte. In diesem Falle hätte ein Messtrupp die Küste Italiens nahe der Stelle erreicht, an der viel später die Kathedrale von Loreto errichtet wurde, und von dort aus den Linienzug durch Padanien hindurch fortgesetzt. Angesichts der Hochalpen war dann jedoch ein Weiterkommen auf geradem Wege praktisch nicht mehr möglich. So endete das Vorhaben zunächst einmal 'am Fuße der Berge', in Piemont, bei dem so überaus günstig gelegenen heiligen See von Orta.

Immerhin gediehen in dieser, von der Natur durch fruchtbare Böden, fischreiche Gewässer und ergiebige Jagdgründe begünstigten Gegend abseits der sumpfigen Niederung des Po schon seit je die Siedlungen. In der frühen Eisenzeit erblühte *Golasecca*, dessen Funde jene Epoche charakterisieren – genau auf dieser Sonnwendlinie. Noch wesentlich ältere Artefakte aus dem Neolithikum wurden bei *Lagozza di Besnate* geborgen, das, auf der kleinen Mondwendlinie von Orta, kaum eine Stunde Fußmarsches entfernt liegt.

Wann wurden die Linien von Orta aus eingemessen? Vor oder nach jenen des Montblanc? Hier wären derzeit nur Spekulationen möglich, so dass diese Frage offen bleiben muss. Festzuhalten bleibt die gradgenaue Übereinstimmung beider Linienfächer. Betrachten wir nun die Linien im Einzelnen:

1. Für einen Überblick beginnen wir mit der sommerlichen Sonnenaufgangslinie, die bei Orta unter 37° gegen Ost verläuft. Diese lässt sich bis nach *Sevilla* verfolgen, in Gegenrichtung über *Warschau* bis nach *Wilna*. Wir können sie von der *Camargue* leicht über *St. Étienne-du-Grès, Ribaud, Lagrand, Eyguillans, La Bâtie Vieille, Mont St. Genis, Les Orteyrettes* (!), *Monte Orsiera* (!), *Ivrea, Biella, Crevacuore, Borgoserio, S. Maurizio* zur *Isola San Giulio* im *Ortasee* rekonstruieren.

Interessanterweise queren mehrere parallel verlaufende Linien ebenfalls das Gebiet des Ortasees:

Die 'Königs-Gerade' beginnt etwa 4 km nördlich bei *Le Grau du Roi* und folgt der Straße nach *Aigues Mortes*. Über *St. Gilles, Tarascon, Graveson, Pernes, Gresse, Gap, Orcières, La Bâtie, St. Martin de Queriers, Cesana, Chiàves, Monastero di Lanzo, Cuorogno, Borgofranco d'Ivrea, Graglia, San Grato* und *Quarona* quert sie den Ortasee zwischen *Arola* und *Agrana.*

Weitere 8 km nördlich finden wir eine Sonnwendlinie, die von *Barbentane* über *Avignon, Le Pontet, Carpentras, Crillon, Bédoin, Céüse, Manteyer, Charence (Gap), Les Garnauds, Montgenèvre, Céres, Pont Canavere, Traversella, Cervo, Varallo* (Weltkulturerbe) und *Omegna* am Nordende des Ortasees.

2. Hinweise auf die durch Orta unter -33,5° gegen die Ostrichtung verlaufende Wintersonnwendlinie finden sich von Irland bis Zypern. Der *Heilige Weg*

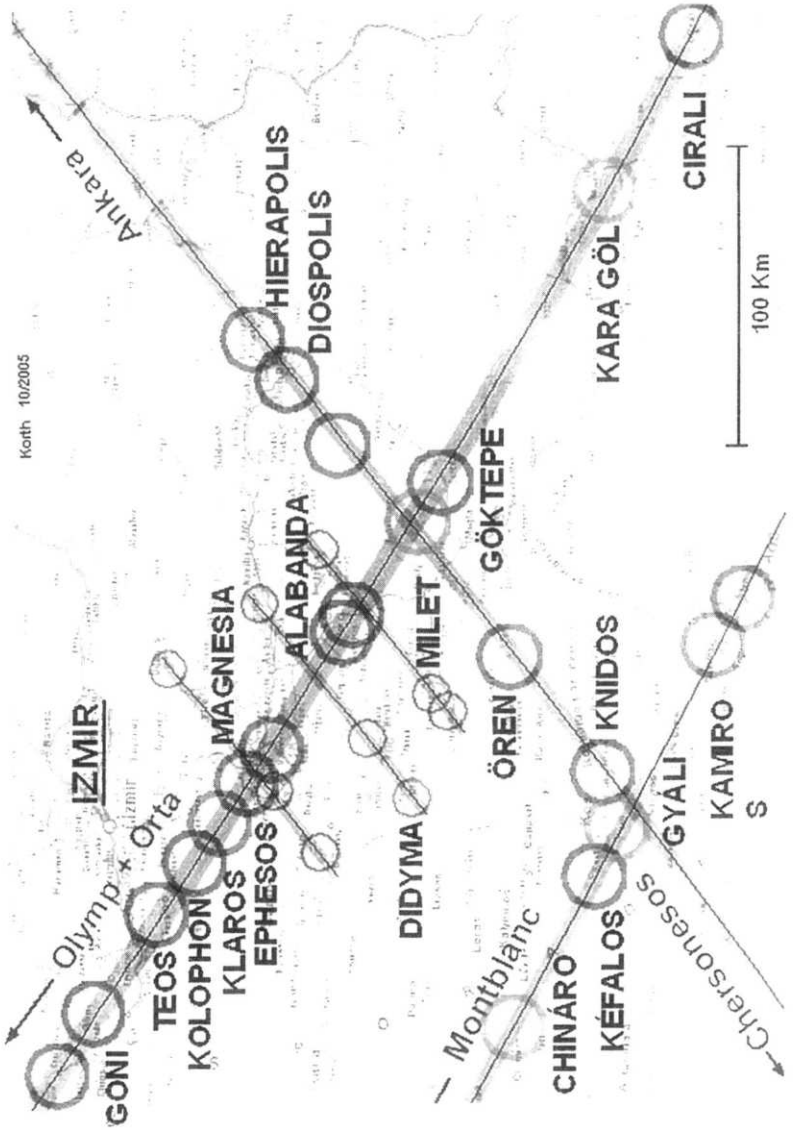


Abb. 4: Sonnwendlinien in Kleinasien
In dichter Folge finden sich auf der Wintersonnwendlinie vom *Olymp* (bzw. von *Orta)* durch Kleinasien das antike *Teos, Kolophon,* das Orakel von *Klaros, Ephesos, Magnesia* und *Alabanda.* Die bedeutendste der querenden Sommersonnwendlinien verbindet *Chersonesos* auf Kreta mit *Ankara* über *Ören/Keramos* sowie *Diospolis* und *Hierapolis.*

(in Bologna hat sich auf der Wegstrecke der Name *Via Santa* erhalten) beginnt im Norden Irlands beim See und der Burg von *Lough Gara*. Es folgen die Burgen von *Cruachan*, *Ardakillan*, die Kirche von *Durrow*, *Dunaillin* und eine weitere Burg. In England finden wir die Kathedralen von *Cardiff*, *Wells*, *Wimborne Minster* und *Salisbury*. Auf dem Festland folgen *Honfleur*, *Evreux*, *Fontainebleau* und *Sens*. Zwischen *St. Florentin* und *Tonnerre* markiert die schnurgerade alte Römerstraße über mehr als 12 km den Verlauf. Auf dem Wege nach *Dijon* findet sich auch die Zisterzienserabtei *Fontenay*. In *Dijon* liegen die Rotunde von St. Bénigne und vier weitere Kirchen auf der Sonnwendlinie. Wir folgen der Reihe der Kirchen von *Genlis*, *Dôle*, *Salins*, *Gellin*, *Cossonay* und *Vevey* (Kirche und Burg). Über die Burg von *Montreux*, *Vers l'Eglise*, *St. Germain*, *Sion* und *St. Martin* erreichen wir jenseits des Moropasses *Macugnaga*, *Santa Maria*, *Cervarolo*, und schließlich die heilige Insel von *Orta*.

Von hier aus führt uns die Linie über den *Convent von Mesma*, den Ort *Invório Inferiore* (der Glockenturm ist nach der WSW ausgerichtet), die *Via Orsa* in *Coarezzo*, *Cardano*, *S. Giorgio* und das Städtchen *Rhò* nach *Mailand*. Weiter folgen die Orte *Dresano*, *Lodi*, *Croce San Spirito* bei *Cremona* und schließlich *Bologna*. Über *Verùcchio*, eine Burg nahe bei *San Marino*, die Orte *Ostra* und *Osima*, wird die Kathedrale von *Loreto* und bald danach die Küste erreicht. Inmitten der Adria passiert die Linie den winzigen Archipel von *Pelagruš* und erreicht bei der Stadt *Durrës* die Küste Albaniens. Jenseits des *Gur i Zi* liegen *Verçum* und die Festung *Zwirinë*, sowie *Kramionas*. Über *Phtere* und *Hagios Demetrius* erreicht die Sonnwendlinie den heiligen *Olymp* (der, wie schon erwähnt, möglicherweise den ursprünglichen Bezugspunkt dieser Linie lieferte).

Am ägäischen Meer liegt die Burg von *Heraklion*. Die Insel *Ghioura* markiert inmitten der Ägäis die Linie, welche die Nordküste von *Chios* bei *Kardamyla* berührt, sodann die Insel *Goni* quert, bevor sie Kleinasien erreicht. In dichter Folge finden wir hier (Abb. 4) das antike *Erythrae*, *Teos* (Gottesstadt?), *Kolophon*, das Orakel von *Klaros*, die antiken Städte *Ephesos*, *Magnesia*, *Alabanda* und schließlich *Gök Tepe* ('Himmelberg' – Nahebei kreuzt eine quer durch Kreta über *Ankara* bis nach Georgien zu verfolgende Sonnwendlinie: Auf ihr liegen u.a. die heiligen Städte *Hierapolis* und *Diospolis/Laodikeia*, sowie *Ören*, die einstige Hauptstadt des Königreiches *Keramos*) und der *Kara*-Stausee, bevor die Linie bei *Cirali* wieder die Küste erreicht, mit Kursrichtung *Karavostasi* auf Zypern.

3. Der Mondaufgang der großen Mondwende (44,5°) führt über *Gerona* (!) nach *Barcelona*. In nordöstlicher Richtung finden sich etliche Klöster Vorarlbergs und Bayerns, im fernen Ostpreußen schließlich die *Ortelsburg* (!).

4. Entlang der Linie der Südlichen Mondwende (-44°) finden sich *Cambridge* und *Canterbury*, die Städte *Noyon* und *Soissons*, *Gray*, *Ornans*, *Corbières*, *Charmey*, *Agarn* und *Grächen*. Jenseits des Alpenkammes folgen *Orta S. Giulio*, *Borgo Ticino*, *die Via Crosa* in *Varallo Pombia*, *Castanp*, *Corbetta*, *Sant'Angelo*

Lodiano, Piacenza, Borgo S. Lorenzo, Gubbio (Dort findet noch heute, jeweils am 15. Mai, eine seltsame, La Ceri genannte Prozession statt, bei der vier hohe Säulen im Laufschritt zur Wallfahrtskirche S. Ubaldo auf den heiligen Berg Igino hinauf getragen werden), *Chieti, Larino,* sowie *Orta Nova* (!) in Süditalien, Gravina, und die Höhlenstadt Matera an der Gradina. Jenseits des Ionischen Meeres erreicht die Linie über *Same* auf *Kephalinia* den Peloponnes. Hier finden sich die Orte *Bartolomio, Alpochori, Pyrgos/Pylos, Kréstena* (nahe *Olympia), der Tempel von Bassä, Sparta, Goritsa, Goubes*, sowie der Tempel von *Epidauros Limera* und schließlich auf *Kreta* die die Ruinen der Städte *Kritsà* und *Gurnia.*

5. Der Aufgang der Kleinen Mondwende (29°) sei hier nur angedeutet. Er berührt *El Escorial* und führt quer durch Europa über das Bergheiligtum von Oropa nach Orta und entlang einer ganzen Reihe weiterer Stätten des Weltkulturerbes bis nach *Krakau* und weiter bis zum Kloster *Zagorsk.*

6. Auf der Linie der Kleinen Südlichen Mondwende (-23°) schließlich liegen die Kanalinsel *Guernsey*, die Städte *Orléans* und *Beaune*, des weiteren *Orgelet* und *Les Giettes.* Den Alpenkamm markiert *der Gornergrat.* Über *Carcòforo, Cervatto, Cervarolo, Àrola, Egro* erreicht diese Linie den *Sacro Monte di Orta.* Dahinter folgen *Ghévio, Arona, Vergiate, Lagozza* (Lago Santo?) *di Besnate, Gorla Magiore, Gerenzano, Brughério, Carugate, Gorgonzola, Caravaggio,* die Burg von *Orzi* (!) *Vecchio, Manérbio, Mántova* (inmitten eines Heiligen Sees lag einst eine wohl etruskische Wasserburg), *Ostiglia, Castelmassa, Pontelagoscuro* (noch ein See), schließlich *Lagosanto* (und abermals einer). Jenseits der Adria finden wir die Insel *Kornat*, sowie die Städte *Trogir* und *Split.*

5. Der Kirchenvater Ambrosius und die Sonnwendlinien

Bei der Rekonstruktion von Sonnwendlinien fällt bald auf, dass insbesondere sehr alte Kirchen so häufig genau auf diesen platziert sind. Zum Teil mag das durch die Umwidmung bestehender heidnischer Heiligtümer erklärt werden. In anderen Fällen erscheint dies aber wenig wahrscheinlich. Bei der Gründung weit entfernter Tochterklöster (als Beispiele Görz/Gorze – Reichenau, Cluny – Hirsau oder auch die von Corvey aus gegründete und später aufgegebene Stadtwüstung Blankenrode) wurden noch im Mittelalter Siedlungsplätze anhand der Sonnwendrichtungen ausgewählt.

Obwohl dieser Zusammenhang statistisch sicher belegt werden kann, bleibt unverständlich, warum die Sonnwendlinien in der schriftlichen Überlieferung der Kirche keinerlei Erwähnung finden. War deren Nutzung so selbstverständlich, dass dies keines weiteren Hinweises bedurfte? War es peinlich, sich auf eine noch aus heidnischer Zeit stammende Errungenschaft zu beziehen? Oder lag hier gar einer der Gründe für die rasche Ausbreitung des Christentums, den man von kirchlicher Seite besser nicht thematisierte?

Für die zuletzt genannte Vermutung liefert uns die von der Insel im Orta-

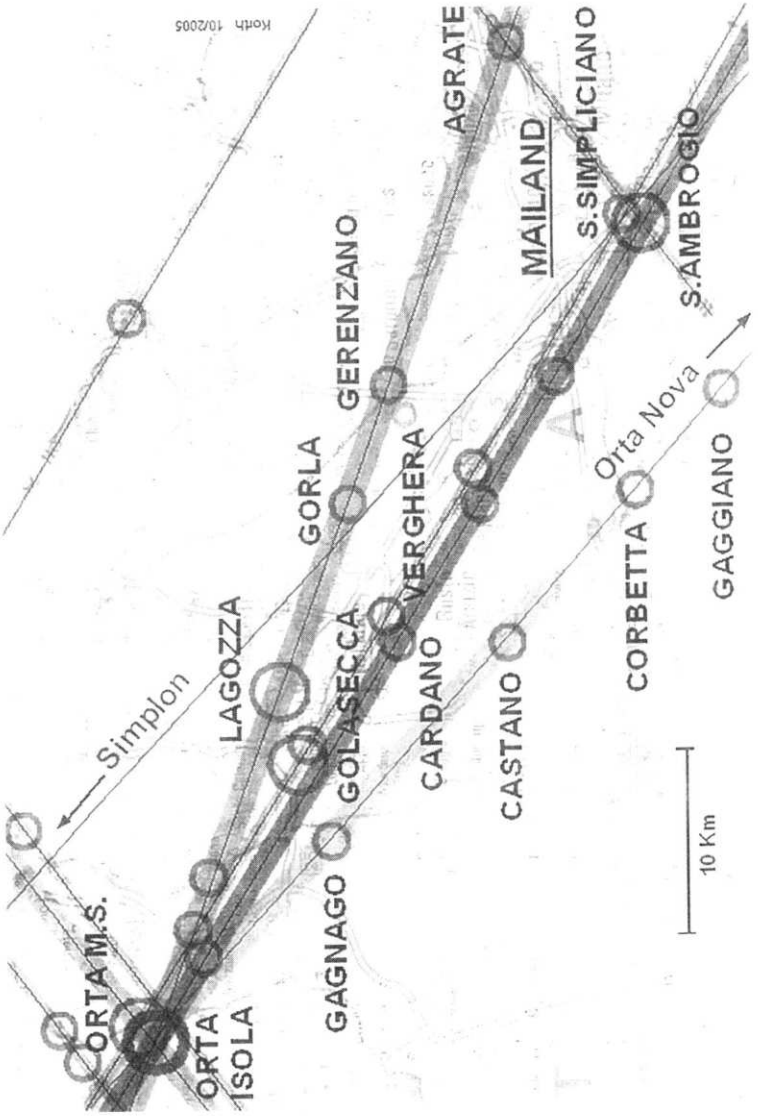


Abb. 5: Sonnwendlinien von Orta durch die Lombardei
Sonn- und Mondwendlinien durch die Lombardei lassen sich von der Isola *San Giulio* im Ortasee aus rekonstruieren. Die Wintersonnwendlinie führt zu frühchristlichen Kirchen in *Mailand* und *Bologna*. Eine Parallele weist vom Bergheiligtum von *Orta* auf das eisenzeitliche *Golasecca*. In unmittelbarer Nähe liegen auch die Fundstätten der Neolithkultur von *Lagozza*.

See ausgehende Wintersonnwendline gleich mehrere interessante Hinweise (Abb. 5): Im Stadtgebiet von Mailand führt sie über den Hügel *Monte Stella* und etliche schön aufgereihte Kirchen, darunter *Sacra Famiglia*, *San Ambrogio*, sowie *S. Maria della Visitatione* zur *Porta Romana*.[5]

Am Ort der heutigen Kirche San Ambrogio (11. Jh.) wurde der Überlieferung nach auf Anweisung des Bischofs Ambrosius im Jahre 379 mit dem Bau einer Basilika begonnen, die dann am 13. Januar 386 geweiht wurde. Anlass war die (höchst wundersame) Auffindung der Gebeine der Märtyrer *Gervasius* und *Protasius*, sowie derjenigen des *Nazarius* und *Celsus* durch den Bischof auf einem heidnischen Friedhof vor der Stadt. In dieser Basilika wurde am 5. April 397 auch Ambrosius neben den Gebeinen der genannten Märtyrer beigesetzt.

Der Name Gervasius (fr. Gervais, dt. Ger-Weg) springt uns im Zusammenhang mit den Sonnwendlinien ins Auge. Er erscheint dort recht häufig. Viele Kirchen sind ihm geweiht, aber auch in Ortsnamen wie *Gergovia*, *Corbeil* und *Corvey* scheinen 'Ger-Wege' überliefert. Gibt es hier eine Verbindung? In der Tat ist der Bau von San Ambrogio nach der Sommersonnwende ausgerichtet. Und genau an dieser Stelle wird unsere von Orta kommende Linie von einer weiteren Sonnwendlinie gekreuzt, auf der auch die Mailänder Kirchen *S. Maria del Rosario* und *S. Giuseppe* liegen. Diese lässt sich über die Orte *Crescenzago*, *Carugate (Agrate)*, *Ponte S. Pietro*, die Burg von *Sorisole* ('Sonnenaufgang', it. sorgere = aufgehen) und über Clusone bis zum 2.521 m hohen Pizzo di *Presolana* ('Spitze-vor-der-Sonne') fortsetzen.

Können wir vermuten, dass Ambrosius diese Beziehungen bekannt waren? Einiges spricht dafür. Werfen wir einen kurzen Blick auf seine Biografie: Ambrosius wurde im Jahre 339 in Trier als Sohn eines hohen römischen Verwaltungsbeamten geboren. Nach dem Tod seines Vaters zog er mit seiner Mutter nach Rom, schlug ebenfalls die Verwaltungslaufbahn ein und brachte es bis zum Provinzvorstand in Norditalien. 374 kam es bei der Wahl eines Nachfolgers für den verstorbenen arianischen Bischof Auxentius von Mailand zu Tumulten zwischen Orthodoxen und Arianern. Der als Schlichter herbeigerufene Ambrosius wurde, obwohl bis dahin kein getaufter Christ, schließlich selbst zum Bischof bestellt und am 7. Dezember jenes Jahres geweiht. Damit war er einer der mächtigsten Männer des römischen Reiches, das zu jener Zeit von Mailand aus regiert wurde. Er konnte es sich sogar leisten, sich im Interesse seiner Kirche mit dem Kaiser Valentinian II. und dessen Nachfolger Theodosius II. anzulegen.

Vom Charisma des Ambrosius zutiefst beeindruckt war auch Augustinus,

[5] Das unter den Sforza neuerbaute Mailand ist bewusst, der Mondwende folgend, auf den Simplon (Monte Leone) hin ausgerichtet, was auch der Name der städtischen Hauptachse, des *Corso Sempione*, bezeugt.

ein aus Karthago zugezogener Berber von zunächst durchaus liederlichem Lebenswandel. Dieser musste rückblickend allerdings zugeben, dass es ihm nicht möglich gewesen wäre, Wesentliches vom Inhalt der so begeisternden Predigten des Ambrosius wiederzugeben. Im Jahre 387 ließ sich der spätere Kirchenvater Augustinus von Ambrosius taufen.

Zumindest in ihrem Kern erscheinen die biographischen Überlieferungen zu Ambrosius und seiner Schlüsselrolle im frühen Christentum glaubhaft. Dies gilt nicht unbedingt für seinen Bruder, den heiligen *Satyrus*, dem die Mailänder Kapelle *San Vittore in Ciel d'oro* geweiht ist. Auch der Name seines Nachfolgers im Bischofsamt, *Sankt Simplizian*, mag ein wenig seltsam erscheinen. Interessanterweise wurde aber von jenem die Kirche S. *Simpliciano* (dort ruhen, neben den Heiligen *Sisinius* und *Alexander*, auch die Gebeine des Märtyrers *Sankt Martyrius* – was noch seltsamer erscheint) ebenfalls über einem heidnischen Friedhof vor der Stadt erbaut. Und dieser liegt nun wieder, zusammen mit der *Certosa di Garegnano* und den Mailänder Kirchen San Babila und S. Pietro in *Gessate* auf der Sonnwendlinie, die vom Heiligtum auf dem *Sacro Monte* von *Orta* über *Invório Superiore* und *Oleggio Castello* zur Anhöhe von *Golasecca* ('Gera secata'?) über dem Ticino führt, der namengebenden Siedlung der Eisenzeitkultur im nordwestlichen Italien. Über *Gerbetto* (Sessona), *Verghera*, *Busto Arsizio*, *Castenanza* und *S. Lorenzo* wird *Mailand* erreicht. Jenseits der Stadt folgen *Calvairate*, die Burg von *Peschiera Borromeo*, *Galgagnano*, Castelfranco und schließlich *Bologna*.

Auch durch das Stadtgebiet von *Bologna* lassen sich die Sonnwendlinien verfolgen. Die Linie von Orta führt über den Ratspalast und die *Basilica di San Stefano*, von wo sie der *Via Santa* folgt (vom Dom *San Petronio* ausgehend verläuft parallel die Via *San Petronio Vecchio*). Historisch besonders interessant ist der auf heidnischen Fundamenten erstellte Baukomplex von *San Stefano*, der im Volksmund auch als *Gerusalemme* bezeichnet wurde, wobei hier ein Bezug auf die Stadt Jerusalem wenig plausibel erscheint. Die Legende berichtet obendrein, dass Karl der Große dort an den Sarkophagen der Märtyrer *Vitalis* und *Agricola* gebetet haben soll. Je nun...

In *San Stefano* treffen wir wieder auf den Kirchenvater Ambrosius: Eben dieser hatte auch die Gebeine des reichen Vitalis und seines Knechtes Agricola (Herkunft der Bezeichnung von ager und colo!) seinerzeit an jenem Ort entdeckt und sie dann höchstselbst nach Mailand überführt. Was mögen seine Motive gewesen sein? Offenbar sah der landeskundige Administrator Ambrosius das Christentum mehr von der praktischen Seite: als eine Möglichkeit, durch eine allgemein akzeptierte Ideologie das römische Reich zu stabilisieren. Die Entwicklung in Rom hatte gezeigt, wie erfolgreich sich der christliche Totenkult hierzu instrumentalisieren ließ. Dort waren etliche der Kata-

komben inzwischen zu Wallfahrtsstätten ausgebaut worden. Der als Dichter gerühmte Papst Damasus I. (366–384) verfasste rund 80 Epitaphe für Märtyrergräber – mit Würdigung des jeweiligen Martertodes. Der Zustrom an neu Bekehrten war gewaltig. So mag die zeitlose Faszination garstig blutrünstiger Geschichten die Gläubigen weit mehr bewegt haben, als die feinsinnigen theologischen Differenzen zwischen Arius und Athanasius.

Nun ließen sich diese Aktivitäten nicht ohne Weiteres von Rom auf Mailand übertragen, schon weil sich im dortigen Schwemmland keine Katakomben mit gesicherten Christengräbern finden ließen. Es verblieben demzufolge nur die Friedhöfe der Heiden. Dass dort – bald ein Jahrhundert nach dem Ende der Christenverfolgung – noch die einst rasch verscharrten Überreste namentlich bekannter Märtyrer zu identifizieren gewesen sein sollen, erscheint wenig wahrscheinlich. Darauf kam es aber auch nicht an. Die geniale Idee bestand darin, die heidnischen Kult- und Grabstätten durch die Besetzung des Netzes der Sonnwendlinien zu vereinnahmen und damit die spirituellen Wurzeln des Volkes für die christliche Staatskirche zu erschließen. Hinzu kamen, als erfreulicher Nebeneffekt, die hohen Vermögenswerte, die sich im Laufe der Zeit entlang der Heiligen Wege angesammelt hatten: Beim Durchwühlen der alten Friedhöfe nach 'heiligen Gebeinen' kamen ja auch die wertvollen Grabbeigaben der dort bestatteten Heiden zum Vorschein, die von Ambrosius und seinen Nachfolgern gewiss gerne zur Finanzierung und Ausschmückung der christlichen Neubauten vereinnahmt wurden.

Allerdings ließ sich das von Mailand nur eine Tagesreise entlang der Sonnwendlinie entfernt gelegene Orta wohl erst nach den Edikten des Theodosius und nur mit einiger Mühe christianisieren, denn, wie schon erwähnt, herrschten dort „Schlangen und Drachen". Diese Charakterisierung spricht eher gegen eine Tempelanlage der römischen Staatskulte und für ein von uns vermutetes uraltes Kultzentrum der keltischen Götter. Dem für seine rastlose Missionstätigkeit heilig gesprochenen Priester Julius (in manchen Überlieferungen ist von zwei Brüdern Julius und Julianus die Rede, um das gewaltige Arbeitspensum bei Bekehrung und Kirchenbauten zu erklären) gelang es nach und nach, praktisch sämtliche Siedlungen zwischen dem Lago Maggiore (Langensee) und dem neuen Bischofssitz Novara zu christianisieren, wodurch das Inselzentrum von Orta wohl buchstäblich ausgetrocknet wurde und schließlich keinen Widerstand mehr leisten konnte. Wie es heißt, erbaute Julius seine „hundertste" Kirche, in der er auch begraben wurde, auf der nach ihm benannten Insel.[6]

[6] Der heilige Julius wird im Metropolitanerzbistum Mailand besonders verehrt und auch im Heiligengedächtnis des ambrosianischen Messritus erwähnt. Ihm sind hier 13 Kirchen und ein Altar geweiht [Bautz].

Abb. 6: Kollineare Kirchen und Burgen am Lago Maggiore
Nahe *Germignaga* kreuzt sich die Sonnwendlinie von Orta mit einer transkontinentalen Wintersonnwendlinie, die *Fécamp* und *Ravenna* verbindet. Auf den Sonnwendlinien und ihren Parallelen, sowie auf den Mondwendlinien häufen sich alte Kirchen, Friedhöfe und Burgen.

6. Kirchen und Ortsnamen am Lago Maggiore

Beispielhaft lassen sich Teile des Liniensystems von Orta im Gebiet des mittleren Lago Maggiore in einigen Details rekonstruieren (Abb. 6).

Sonnwendlinie:

Der Torrente Grisana folgt der Linie bei Vezzo, die bald darauf den *Lago Maggiore* erreicht. Auf der Burgterrasse von *Castelveccana* liegt das Kirchlein *Santa Veronica* (vor wenigen Jahren wurden hinter einer Blindwand ein alter Altarstein und mittelalterliche Fresken in der Apsis freigelegt. Die Apsis ist gegen das Langhaus um einige Grad gedreht und weist in Richtung Orta). Weiter über *San Pietro* und die *Via Castello*. Auf dem Friedhof von *Porto Valtravaglia* sind Gräber und Mausoleen sowie das Kirchlein *Madonna del Fiume* an der SW-Linie (nicht an den angrenzenden Wegen) ausgerichtet. Es folgen der *Monte Sole*, die Pfarrkirche von *Brezzo*, die romanische Wallfahrtskirche *La Canonica* (deren Krypta um 1600 auf Anweisung des später heilig gesprochen Kardinal *Carlo Borromeo* verschlossen wurde. Während die Kirche nach Osten ausgerichtet ist, folgen die Mauern des Nebengebäudes und der Umfassung den beiden Sonnwendrichtungen. Da die Anlage von Bergen umgeben ist, lassen sich jedoch die Richtungen der Sonnwende von dort aus gar nicht auf direktem Wege bestimmen. Ein doppelter Zufall ist ebenfalls nur schwer vorstellbar.

Somit haben wir hier einen weiteren Beleg für die Existenz der Magistralen, die von den ersten Bauherren dieser Anlage offenbar berücksichtigt wurden (Abb. 7).

Hier, bei der *Canonica* am *Monte Grappa* oberhalb von *Germinaga* (!) kreuzt sich die Linie mit der wohl am Monte *Leone* (Simplon) fixierten Sonnwendlinie, die u.a. *Fécamp, Rouen* und *Paris* (u.a. *Sainte Chapelle* und *Notre Dame*), über das keltische *Vix* mit *Como* und *Ravenna* verbindet. Über Cima *Cerro*, *Gruppà* und *Alpe Ronno* erreicht sie den *Lago Maggiore*. Am östlichen Ufer erhebt sich der *Monte Grappa*. Jenseits der *Canonica* folgen auf wenigen Kilometern die *Localientà Garnò, Gràntola, Cunardo, Ghirla* und *Gerizzo*.

Die Sommersonnwendlinie von Orta verläuft weiter über *S. Pietro* (die älteste, einst außerorts gelegene Kirche von Luino), *S. Nazario* (*Dumenza*, nahebei: *S. Gra*) und das Wallfahrtskirchlein von *Trezzo* an der steilen Flanke des schon alpinen Monte *Lema*.

Die bereits zuvor erwähnten Parallelen dieser Linie lassen sich ebenfalls durch das Seegebiet fortsetzen: Am nördlichen Ufer die schon erwähnte 'Königslinie' über *Madonna di Campagna* in *Pallanza*, *Cresseglio*, den hoch gelegenen *Lago delle Streghe* (Hexensee), *Cadiveccio, Castelli di Cannero*, *Carabiolo*, *Gràglio*, *Giona* (Das Flüsschen Giona verläuft entlang der Sonnwendlinie. Dort heißt das Tal Val Giona, im Unterlauf dagegen Val Veddasca). Südlich des Lago Maggiore verbinden zwei weitere Linien jeweils eine Reihe alter Kirchen.

Südöstlich der Linie von Orta erreicht eine weitere Parallele das Ostufer beim Heiligtum von *Santa Catarina*. Es folgen die Bergkirchen *S. Antonio* und *S. Mi-*

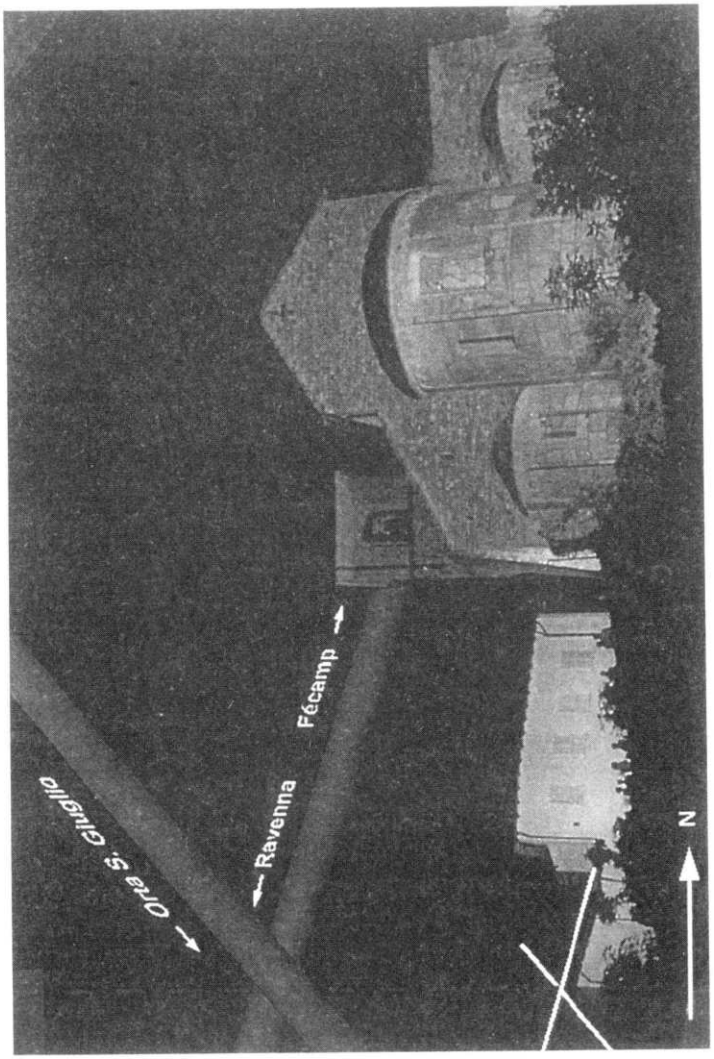


Abb. 7: La Canonica
Bei der frühromanischen Wallfahrtskirche *La Canonica* oberhalb von *Germinaga* am Lago Maggiore kreuzen sich die Sonnwendlinie von *Orta* und die Sonnwendlinie von *Fécamp* nach *Ravenna*. Während die Kirche nach Osten ausgerichtet ist, ruht das Nebengebäude links auf den alten Grundmauern der Anlage. Die Wände des schiefwinkligen Grundrisses weisen in Richtung der alten Linien.

chele und *Roggiano*, *S. Martino*, *Montegrino*, *Cremenaga*, die Burg von *Busino* und schließlich *Sessa*.

Große Mondwendlinie:

In der Mitte zwischen Isola Bella und Isola Superiore liegt der Fels der *Malaghèra* im See. Jenseits der Bucht von *Baveno* die *Isola S. Giovanni*, die einst als römisches Kastell diente. Es folgt das Schloss *Villa S. Remigio*. Über den Ort *Ceredo* führt die Mondwendlinie an der Flanke des Monte *Cargiago* entlang und erreicht auf einem mehr als 2 km langen, schnurgeraden Weg ihren höchsten Punkt beim Heiligtum von *La Trinità*[7] (Weltkulturerbe). Dort findet sich, direkt auf diesem Weg, der rund 40 m lange Arkadenbau einer Via Crucis. Im weiteren folgt die Linie der *Cresta Ceresa* und führt am *La Guardanina* genannten Seeufer hinauf zur Wallfahrtskirche von *Carmine Superiore*.

Kleine Mondwendlinie:

Von Orta aus verläuft die Linie über *Gràglia Plana*, quert den See und erreicht das Ostufer zwischen *Reno* und *Ceresolo*. Weiter geht es über *La Gesiola* und *S. Clemente*, sodann am Berggrat *Carona* entlang. Es folgen die Bergkirche *S. Quirico*, die Weiler *Cariola* und *Aga*, die frühromanische Friedhofskapelle von *Malpensata*, sowie *Chini* und *S. Paolo*.

7. Castel del Monte

Am 28. Januar 1240 sandte Kaiser Friedrich II. dem Giustiziere der Capitanata, Riccardo di Montefuscolo, den Erlass, Baumaterial für das zu errichtende 'castrum' bei *Sancta Maria de Monte* (einer benediktinischen Abtei und Kirche, die heute verschwunden ist) in der Nähe von *Andria* zu beschaffen. Zu jenem Zeitpunkt befand sich der Kaiser in *Gubbio*, dem antiken, auf der Mondwendlinie von Orta gelegenen *Iguvium*.

Friedrich II stand seit dem Vorjahr unter dem Bannfluch von Papst Gregor IX. Er war nunmehr dabei, die Verwaltung Italiens neu zu ordnen. Die zu errichtende Anlage des *domus solatiorum* Castel del Monte sollte, wie aufgrund ihrer Abgelegenheit und der weitgehend fehlenden Verteidigungseinrichtungen vermutet wird, ein eher symbolisches Zentrum Italiens darstellen. Die mathematisch-astronomische Symbolik des Baues wurde von M. Kieß eingehend untersucht: Neben der bekannten Ausrichtung des Hauptportales nach dem Sonnenaufgang der Äquinoktien wies er in dessen Giebeltympanon das verschlüsselte Baudatum nach und in der Ausrichtung des Grundrisses der achttürmigen Anlage die äußerst seltene oktogonale Konstellation von Sonne, Mond und Planeten vom 26. 12. 1241, dem 47. Geburtstag des Kaisers.

---

[7] Wenn man nicht die alten Linien als ursächlich für die Ortswahl dieses Heiligtums annimmt, so ist dessen unzugängliche und keineswegs exponierte Lage kaum zu erklären.

Es liegt also nahe, anzunehmen, dass auch die Ortswahl sorgfältig überlegt war. Tatsächlich kreuzen sich beim Castel del Monte gleich mehrere Sonnwend- und Mondwendlinien (Abb. 8):

Vom *Monte Mauro* über *Cerignola* (in der Antike *Keraunaia*) führt die Wintersonnwendlinie. Unmittelbar nördlich verläuft eine weitere Sonnwendlinie durch *Foggia*. Kaum 4 km südlich finden wir die 'Königliche Sonnengerade'. Diese durchzieht als einzige die gesamte Apennin-Halbinsel. Ihre herausgehobene Bezeichnung blieb im Namen des am Fuße des *Gran Paradiso* gelegenen Ortes *Ceresole Reale* erhalten. Folgen wir ihr von dort nach Südost, so führt sie uns über *Cório*, das Kloster von *Volpiano*, *Montechiaro d'Asti*, *Gavi* und *Torriglia* nach *Sarzana* (der Name lässt eine Sarazenenansiedlung vermuten). Knapp 2 km nördlich liegen die Städte *Carrara* ('Gera'?) und *Serevezza* ('Gera vecchia'?). Weiter geht es über *Massa*, *Pietrasanta*, *Camaiore* und *Lucca* zu den Stauferburgen *Castelfiorentino* (hier kreuzt die *Via Francigena* von Canterbury nach Rom), *Castellina in Chianti* und *Castelnuovo*. Über *Spoleto*, das als römisches Koloniezentrum *Spoletium* ('Ruinenfeld'?) -241 erstmals erwähnt wird, erreicht die königliche Linie *Montereale* ('Königsberg') und führt über *Paganica* ('Heidenheim'), *S. Gregório* und *S. Eufémia* zum 2.795 m hohen, meist schneebedeckten Fixpunkt dieser Sonnwendlinie, dem weithin sichtbaren Malberg *La Maiella* (den archäologischen Befunden nach galt der *Monte Madre*, wie er auch genannt wurde, seit je als ein Zentrum der Spiritualität). Dahinter folgen *Casavecchio di Puglia*, sowie Friedrichs Sarazenenansiedlung *Lucera* ('Lux-Gera'? - hier kreuzt die Sommersonnwendline vom Monte Nero auf dem *Gargano*) und *Orta Nova*. Jenseits von Castel del Monte folgen *Santeramo*, die Burg von *Massafra*, *S. Maria* und *Montesane* auf dem Absatz des italienischen Stiefels.

Quer durch Süditalien verläuft eine Sommersonnwendlinie, die bei *Agròpoli* ('An-Ger-Stadt'?) beginnt. Bei den Tempeln von *Paestum* kreuzt die Mondwendlinie vom Montblanc (sie wurde im 1. Teil beschrieben). Es folgen *Capáccio*, das von Friedrich II erbaute *Castello Lagopésola*, sowie sein *Palazzo S. Gervasio* (schon wieder begegnen wir dem ubiquitären Linien-Heiligen an der Kreuzung zweier Linien), sodann Castel del Monte, *Corato und Biscéglie*.

Vom *Simplon* (*Monte Leone*) aus können wir die Linie der großen südlichen Mondwende über die Burg von *Domodossola* und *Besozzo* nach *Mailand* verfolgen, dessen Castello *Sforzesco* auf dieser Hauptachse der Stadt, dem *Corso Sempione* gelegen ist. Es folgen *Lodi Vecchio* und *Parma*. Weiter geht es über *Véggia* ('Altestadt'?), *Guiglia*, *Monghidoro* ('Mons-Gera-Aurea'?), S. *Benedetto*, *Bagno*, *Atri*, *Ortona*, *Chiéuti*, *S. Martino*, *Torremaggiore*, *Canosa*, zum Castel del Monte. Über *Castellaneta* werden im Golf von *Tarent* die beiden (!) *Cheradi*-Inseln (der 'althochdeutsche' Name spricht für sich selbst) gequert.

Es fällt auf, wie sich auf diesen Linien die relevanten Aufenthaltsorte Friedrichs in seinem letzten Lebensjahrzehnt häufen: In und um Lucera waren sizilianische Sarazenen angesiedelt worden. Die Burg von *Orta* (*-Nova*) in einem vom Kaiser hoch geschätzten Jagdgebiet wurde erneuert. Zuvor schon

waren die Paläste von *Foggia* und dem nahen *San Lorenzo* in *Carmignano* erbaut worden. Anno 1246 wurde *Capaccio* (*Paestum*) belagert und zerstört, um den Widerstand des dortigen Landadels zu brechen. Kurz darauf wurde auch *Parma* abtrünnig. Die Belagerung musste 1248 erfolglos abgebrochen werden. Das mit *Parma* verbündete *Mailand* konnte seine Eigenständigkeit ebenfalls wahren. Dafür wurde das 1213 von Papst Gregor IX. dem Kirchenstaat einverleibte *Spoleto* zurückgewonnen. Am 13. Dezember 1250 stirbt der Staufer Friedrich II. in seinem *Castel Fiorentino* (in *Torremaggiore* auf der Mondwendlinie von Castel del Monte gelegen und nicht mit der gleichnamigen Burg auf der 'königlichen' Wintersonnwendlinie zu verwechseln).

Bei dieser Häufung kann kaum ein Zweifel bestehen, dass dem Kaiser das alte Netz der Sonn- und Mondwendlinien bekannt war, dass er bei seinen vielen Neubauten bewusst die alten Linien in seine Aktivitäten einbezogen hat. Nach seinem Tode endete jedoch das Zeitalter der Sonnwendmagistralen in Europa, die bald in Vergessenheit gerieten.

8. Ergänzungen zum ersten Teil

Gemeinhin sollte man mit der Veröffentlichung eines Fachaufsatzes warten, bis alle Fakten abschließend geklärt sind. Bei einem Forschungsgegenstand wie den Sonnwendlinien, die sich insgesamt über Zehntausende von Kilometern erstrecken, ist Vollständigkeit innerhalb einer realistischen Zeit jedoch leider nicht zu erwarten. Wenn einst die Sonnwendlinien von ihren Schöpfern 'so genau wie möglich' eingemessen wurden – es gab schließlich keine Vergleichsmöglichkeiten –, so können wir heute nur versuchen, den historischen Verlauf dieser Linien nachzuvollziehen, indem wir uns, der Dichte und Plausibilität der noch erkennbaren Indizien folgend, voran tasten und ggf. korrigieren. Der geneigte Leser sei daher um Nachsicht gebeten, wenn der Verfasser eingesteht, dass zu den Montblanc-Linien ein paar Ergänzungen fällig wurden.

So ist richtig zu stellen, dass es sich bei der im Heiligtum von *Delphi* die Magistrale (vom Montblanc in Richtung *Eleusis* und *Athen*) kreuzenden Linie um die Sommersonnwendlinie handelt, die über Troia nach Konstantinopel zur *Kleinen Sophienkirche* und zur *Hagia Sophia* führt. In Gegenrichtung verläuft diese von Delphi über das nahe gelegene historische *Krissa* (laut Homer war diese Stadt auch am Troianischen Krieg beteiligt. Wohl bereits um -1100 ging Krissa unter) zum Kap *Gherakas* auf der Insel Zakynthos und den Ort *Keri*. In all diesen Benennungen findet sich die Wurzel *Ger*.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die von Hesiod und anderen klassischen Autoren berichtete Sage vom Volk der *Hyperboreer* (hyper = jenseits, Boreas = Nordwind), die einst dort lebten, wo die Sonne nicht unter-

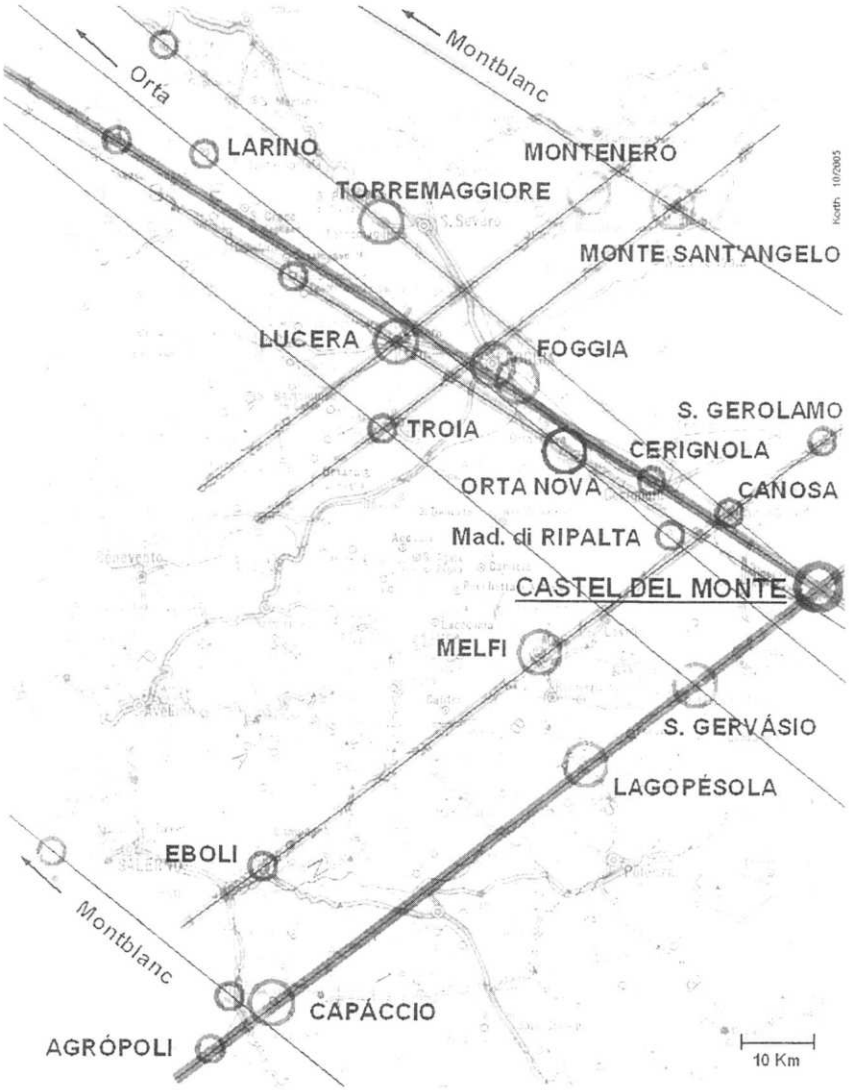


Abb. 8: Sonnwendlinien und Bauwerke von Friedrich II. in Apulien
Beim *Castel del Monte* kreuzen sich die Sonnwendlinien von *Agrópoli* und vom *Monte Mauro* sowie die Mondwendlinie vom *Simplon* über *Mailand* und *Parma*. Die Befestigungen von Kaiser Friedrich II. erscheinen mit konsequentem Bezug auf diese Linien angelegt. Seine militärischen Unternehmungen (Mailand, Parma, Capáccio) lassen sich in diesem Kontext als strategische Sicherungsmaßnahmen verstehen.

geht. Den Griechen galten die Hyperboreer als ein seliges Volk, deren Land weder zu Fuß noch per Schiff erreicht werden konnte. Apollo soll die Winter bei jenem Volk verbracht haben, das aus Dankbarkeit seine Weihgeschenke 'von Stadt zu Stadt' bis zum delphischen Apollonheiligtum weiterreichen ließ, wo der Gott im Sommer weilte. Dieser Hinweis spricht für das frühzeitige Bestehen einer intakten Handelsverbindung über Land – möglicherweise entlang der Sonnwendlinien. Apollo, laut Homer „der verderblichste der Götter", wird auch als Symbolfigur der Eroberung Griechenlands durch die Achäer gesehen. Damit erhebt sich die Frage, ob auch die frühen Eroberer schon den Sonnwendlinien folgten oder ob sie diese erst etablierten.

Quellenangaben

Amann, Peter (1999): Das Netz der Sonnwendlinien; ZS 11/1, 37-63

Beus, Barbara (1985): Am Ende blieb der Bischof Sieger, Merian: Mailand, Heft 10, 88-92

Bautz, Traugott (2005): Kirchenlexikon; online

Georges, Karl E. (1913): Ausführliches Handwörterbuch Latein; Gotha

Gregorovius, Ferdinand (1856-57): Wanderjahre in Italien, 5 Bände; München

Illig, Heribert (2005): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; ZS 17/3, 635-660

- (1996): Prähistorisch-christliche Netzwerke, ZS 8/3, 38-49

- (1995): Rom bis Athen – was bleibt bestehen?, ZS 7/3, 269-287

Kaminski, Heinz (1995): Sternenstraßen der Vorzeit; München · Essen

Kieß, Martin (2002): Der Himmel über Castel del Monte und dem Wäscherschloss; Schwäbische Heimat 53/3, 328-342

Korth, Hans-E. (2005): Europa-Geraden I - Auf den Spuren der Sonnwendlinien des Montblanc; ZS 17/1, 172-202

Linse s. Links: uni-essen.de

Mackensen, Lutz (1966): Reclams Etymologisches Wörterbuch; Stuttgart

Magi, Giovanna (1977): Wunderschönes Mailand; Firenze

Peterich, Eckart (1958): Italien I; München

Pfeifer, Wolfgang (1989): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen; Berlin

Pfister, Christoph (1999): Zur langen Baugeschichte des Mittelalters; ZS 11/1, 139-166

Reichel, Herbert (1990): Die Urwege in Österreich; Wels

Testini, Pasquale / Giordani, Roberto (1978): Archäologische Zeugnisse des Christentums, in: Die illustrierte Weltgeschichte der Archäologie, Mailand, 288-350

Thiele, Wolfgang / Knorr, Herbert (2003): Der Himmel ist unter uns; Bottrop

Kartenwerke

Andrees allgemeiner Handatlas (^{3}1893), Leipzig

Zentner, Chr. (1982): Der große Bildatlas zur Weltgeschichte, München

Diverse Karten der Verlage Falk, Freytag Berndt, Ed. Hölzel und Maiers Geografi-

scher Verlag
Top-50 - Amtliche topographische Karten von Baden-Württemberg und Bayern auf CD

Einige Links

www.archaeoastro.de/archaeoastro/mondwende.pdf
www.astro.ruhr-uni-bochum.de/huette/himmel/k1.pdf
www.planetenkunde.de
www.lagazzettadelmezzogiorno.it/comuni_oggi/categorie/FG/info_cerignola.htm
www.linguist.de/Deutsch/gds1.htm
www.linse.uni-essen.de/kuntermund_loewenmaul/etymologie_html/
www.arcobaleno.net/turismo/maiella.htm
www.corteostorico.it
www.discoveritalia.de/luoghi/
www.pianatavoliere.it/itinerari/ortanova.htm
www.lexikon.freenet.de/Spoleto
www.lexikon.freenet.de/Klaros
www.kulturturizm.gov.tr
www.avrupa.ch/tur/turseaga.htm
www.onur.de/oezdere/oezdere_umgebung_1.html
www.stupormundi.it/tedesco
www.unesco.de/c_arbeitsgebiete/welterbeliste.htm
www.viafrancigena.com

Auszug aus der Unesco-Liste des Weltkulturerbes

Orta S. Giulio

Linie

O2 * ehem. Zisterzienserabtei Fontenay (K/1981)
O2 * Santa Maria delle Grazie mit Leonardo da Vincis „Abendmahl" in Mailand (K/1980)
O4 * Kathedrale, ehemalige Abtei St. Augustin und St. Martins-Kirche in Canterbury (K/1988)
O4 * Ruinen von Olympia (K/1989)
O4 * Felssiedlungen von Matera (K/1988)
O4 * Apollontempel von Bassae (K/1986)
O1 * Kathedrale, Alcazar und Archivo de Indias in Sevilla (K/1987)
O1 * Kulturlandschaft von Aranjuez (K/2001)
O1 * Altstadt von Warschau (K/1980)
O3 * Park Güell, Palais Güell und Casa Milá von Antonio Gaudí in Barcelona (K/1984)
O3 * Palast der Katalanischen Musik und Hospital von Sant Pau in Barcelona (K/1997)

O3 * Sacri Monti („Heilige Berge“) in Piemont und der Lombardei (K/2003)
O3 * Schloss Lytomyšl (Leitomischl) (K/1999)
O5 * Escorial (Kloster mit Umgebung) (K/1984)
O5 * Altstadt von Krakau (K/1978)
O5 * Kulturlandschaft Hallstatt-Dachstein / Salzkammergut (K/1997)
O5 * Kulturlandschaft Wachau (K/2000)
O5 * Kulturlandschaft von Lednice (Eisgrub)-Valtice (Feldsberg) (K/1996)
O5 * Schloss und Park Kromeríz (Kremsier) (K/1998)

Castel del Monte (K/1996)

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34
korth@t-online.de

Wilhelm von Volpiano

Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien

Heribert Illig

Indem Hans-E. Korth den Orta-See und seine Insel San Giulio zum Mittelpunkt eines Liniensterns erhebt, ergibt sich Anlass, Streiflichter auf diese Insel zu werfen: auf den dort geborenen Wilhelm von Volpiano, auf das Ende der Langobarden und den Beginn lombardischer Städtemacht, auf das erstarkende Kaisertum des 10. Jh. wie auf die Kirchenrenaissance nach dem Jahre 1000, auf eine der spektakulärsten, gleichwohl unbekanntesten Kanzeln der Romanik und neuerlich auf die Flechtwerkrätsel.

Der westlichste jener oberitalienischer Seen, die Piemont, Lombardei und Venetien auszeichnen, ist der Lago d'Orta. Als kleinster, doch vielleicht romantischster der großen sechs fällt er auch durch den Umstand auf, nicht wie die anderen Seen seinen Abfluss im Süden, sondern im Norden zu haben.

Seine Insel San Giulio erhielt ihren Namen durch den Heiligen Julius, den die Legende zu Julianus verdoppelt hat. Die beiden entschlossen sich, ausgerechnet auf dieser von Schlangen und Drachen beherrschten Insel Ende des 4. Jh. ihre 100. und letzte Kirche zu bauen. Über ihren ausgebreiteten Mantel hinweg erreichten sie trockenen Fußes die Insel, während die Drachenbrut floh. Julius († 31. 1. 400) fand hier nach dem Kirchenbau sein Grab. Soweit die fromme Legende.

Bereits Ende des 5. Jh. hatte hier der Bischof von Novara eine Schutzburg errichten lassen. Als die Langobarden ab 568 Italien eroberten, übernahmen sie die Insel als Herzogssitz. Dessen Lage ist auffällig, bauten doch die neuen Herzöge und Könige durchwegs innerhalb der Städte, ob in Cividale, Verona, Breschia, Pavia, Mailand oder Turin. Gegen 590 kommt es nahe der Insel zu einer Bluttat, die uns Paulus Diaconus berichtet. Herzog Minulf verteidigt den Simplonpass nicht gegen Childeberts Franken, so dass deren Heerführer Audoald in die Poebene vordringen kann. Daraufhin lässt Langobardenkönig Agilulf den verräterischen Minulf töten. Ein kleiner Steinsarkophag mit der Inschrift Meinul birgt auf der Insel noch einen abgehauenen Kopf. Ich folge hier und im weiteren den Ausführungen von Rudolf Kutzli [1974], die mich 1991 bis Orta führten, doch nicht bis zu der damals völlig überlaufenen Insel. Immerhin ließ sich hinüberschauen: Die flugzeugträgergroße Insel wirkte vollständig überbaut; der romanische Campanile behauptet sich mühsam gegen das einstige Priesterseminar.

Nach der Kampfszene zwischen Franken und Langobarden wird die Insel für Jahrhunderte vergessen. 774 soll Karl der Große das langobardische Reich an sich gerissen und aufgelöst haben. Doch im 10. Jh. wäre das karolingische Kaisertum erloschen, das Papsttum wurde zum Spielball römischer Familien. „Nun regte sich die nie besiegte geistige Kraft des nunmehr italianisierten Langobardentums aufs neue", so Kutzli [236]. Ohne Wissen um die Zeitsprungthese verbindet er hier Langobarden und Lombarden, was freilich nahe liegt, sind doch keine neuen Völkerschaften zugewandert und wiederholt der Hilferuf Johannes' XII. (961) an König ***Otto I.*** wegen der Lombarden den Hilferuf von Papst Stephan II. von 754 an Frankenkönig Pippin wegen der Langobarden [ebd.] – eine Rückprojektion.

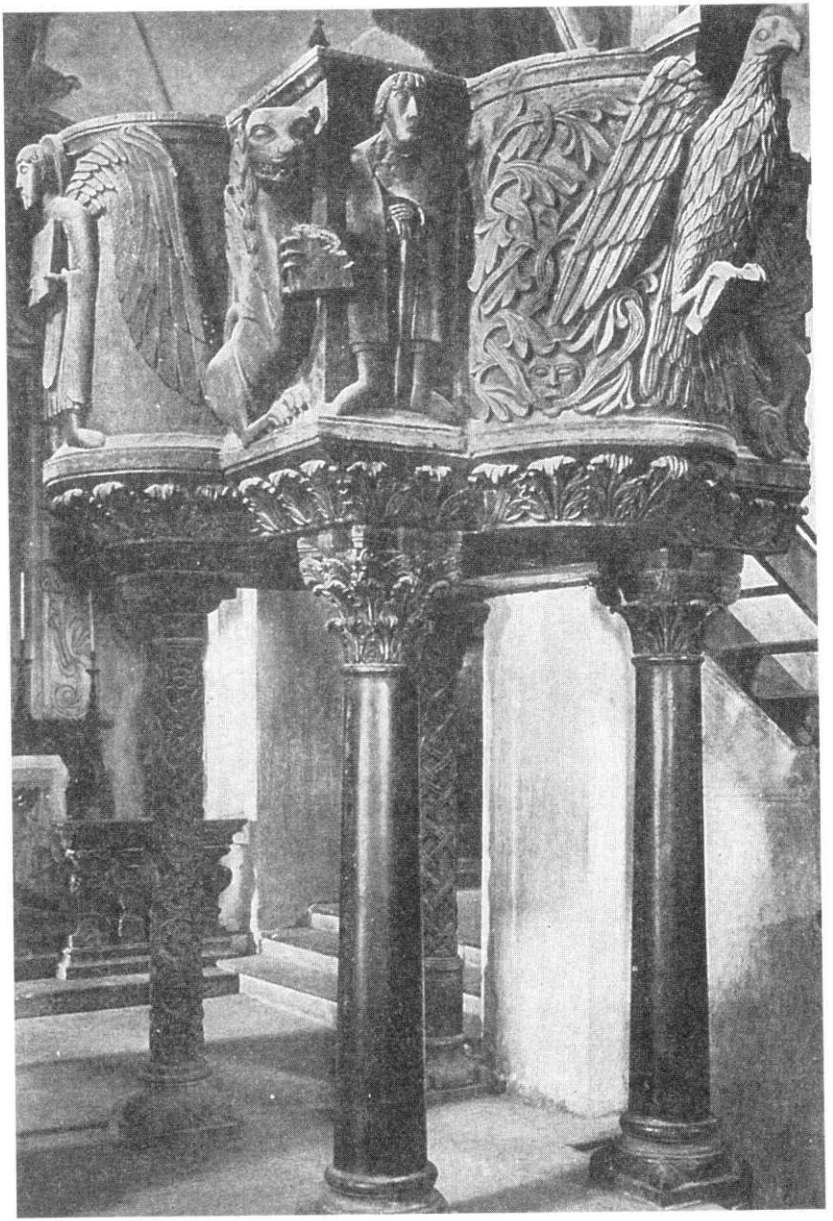
Erst 956 wird rings um den Lago d'Orta wieder Geschichte geschrieben, als Ottos Sohn Litolf mit Berengar II. den König von Italien auf der Insel belagert. 961 zieht dann König Otto I. der Große zum zweiten Mal nach Italien (erstmals 951); er lässt sich wie Karl d. Gr. in Pavia mit der Eisernen Krone der Langobarden krönen, nachdem er wie Karl mit Adelheid eine langobardische Würdenträgerin geehelicht hat – weshalb ich ihn als Urbild für den großen Karl bezeichnet habe [Illig 1996, 346; 2003, 186]. Nach seiner Kaiserkrönung in Rom besiegt er Berengar II. von Ivrea. Doch dessen Gattin Villa oder Willa zieht sich mit den letzten Getreuen auf die Insel im Orta-See zurück und lässt dort mit der „mure della regina" einen noch heute erkennbaren Verteidigungswall bauen. Nach zwei Monaten fällt Ende Juli 962 die letzte Festung der 'Langobarden'. König Berengar II. und seine Gemahlin müssen nach Bamberg ins Exil, wo Berengar 966 stirbt.

Wilhelms Vita

Während der kaiserlichen Belagerung wird auf der Insel Wilhelm von Volpiano geboren. Sein Vater Robert ist Verteidiger der Insel, seine Mutter Perinza ist sowohl mit Berengar als auch mit Kaiserin Adelheid verwandt – zur Aussöhnung fungieren Otto und Adelheid als Taufpaten.

Es ist daran zu erinnern, dass ***Adelheid*** das Kind des Königs von Hoch-Burgund und einer schwäbischen Herzogstochter war, verheiratet zunächst an König Lothar von Italien. Nach ihrem ersten Witwentum geriet sie in die Gefangenschaft Berengars, danach wurde die Ehe mit Otto geschlossen. Nach dem Tod ihres Mannes Otto I. (973), ihres Sohnes Otto II. (983) und dessen Gemahlin Theophanu (991) übernahm sie als Kaiserwitwe noch für ihren minderjährigen Enkel Otto III. (* 980) von 991 bis 994 die Regentschaft („regierende Kaiserin"). Während Gerbert, der spätere Papst Silvester II. sie pries, schätzte der junge König sie nicht und verbannte sie nach seiner Schwertleite von seinem Hof. Sie starb 999 im Kloster Selz.

Als Kind bereits Klosterschüler, wird Wilhelm in Vercelli und Padua er-



Isola di San Giulio: Kanzel, Gesamtansicht [C.C. Abb. 2]

zogen. 987 geht er mit Abt Majolus nach Cluny und wird ein Hauptvertreter jener cluniazensischen Reform, die nach meiner Meinung die erste benediktinische Bewegung in Europa war [Illig 1993]. 988 'reformiert' er das Kloster St-Saturnin an der Rhône, ein Jahr später die Abtei St. Bénigne in Dijon, wo er 990 zum Abt geweiht wird. Dort wirkt er als Lehrer, Dichter und Musiker; als Baumeister schuf er ab 1001 ein beeindruckendes Ensemble (s.u.).

> „Durch W.[ilhelm] wurde St-Bénigne zu einem im ganzen Abendland bekannten Zentrum monast[ischen] Lebens. [...] Die Großen in Kirche und Welt suchten seine Gegenwart und seinen Rat" [Bulst].

Während sich die 'Reform' von St-Bénigne auf 40 Klöster in Burgund (darunter Vézélay), Lothringen und in der Normandie ausdehnte (auch auf den Mont St-Michel), gründet Wilhelm 1000/01 die Abtei Fruttuaria in der Lombardei, keine 3 km von Volpiano, dem Stammsitz seines Vaters entfernt. Die Wirkung dieses Kloster sollte dann bis Deutschland, Ungarn und Polen ausstrahlen. Informiert sind wir durch seinen Schüler, den Mönch Radulfus Glaber (Raoul „Glatzkopf"), der die Vita Wilhelms geschrieben hat. Dieser um 1047 gestorbene Radulf hat im Auftrag von Wilhelm eine Chronik ab dem frühen 10. Jh. (!) geschrieben, aus der ein Absatz zum millenaren Aufbruch der Kirche ein Millennium später oft zitiert worden ist:

> „Ein wenig nach dem Jahr 1000 geschah es, daß die Kirchen der ganzen Welt neu gebaut wurden, vor allem in Italien und Gallien; und obwohl die meisten noch brauchbar waren und es eigentlich nicht nötig hatten, setzte jedes christliche Volk seinen Ehrgeiz darein, das andere durch den Glanz der Neubauten zu übertreffen. Man hätte sagen können, daß die Welt, indem sie ihre alten Kleider abschüttelte, sich mit einem weißen Gewand von Kirchen überzog" [Radulf lt. Bußmann 15].

So steht Wilhelm maßgeblich für den neuen, von Cluny initiierten Aufschwung ab dem kaiserlich-päpstlich herbeigeführten Millenniumswechsel. Schließlich stirbt Wilhelm am 1. 1. 1031 im 69. Lebensjahr im Kloster Fécamp, direkt an der normannischen Steilküste. Zuvor hatte er noch eine Bruderschaft der Jongleurs gegründet, schuf also den gewerblichen Spielleuten eine Berufsorganisation [Madey]. Obwohl nicht heilig gesprochen, überliefern die Martyrologien des Benediktinerordens sein Gedächtnis am 1.1.

Wilhelm als Baumeister

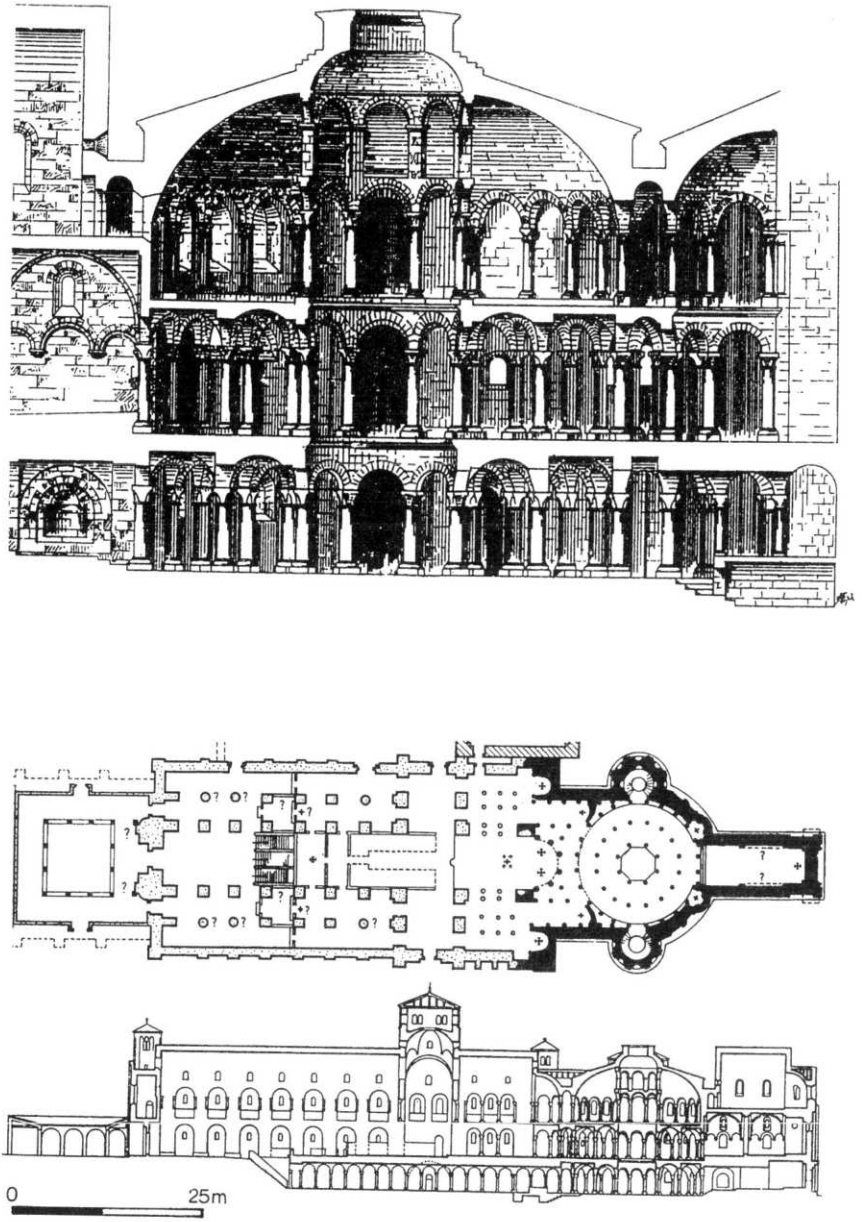
Als Baumeister errichtete Wilhelm die Kirche von Fruttuaria, die Kirche auf San Giulio, den Dom und S. Stefano in Ivrea, S. Bartolomeo in Villadossa, S. Abbonid in Masrea [Kutzli 238]. So wie ihn Raouls Vita schildert, war er der Prototyp jener *Magistri Comacini* oder maßgeblicher Vertreter jener *Corporatione comacina,* deren Steinmetze, Bildhauer und Architekten im 11. Jh.

auch nördlich der Alpen tätig wurden, am auffälligsten ab 1033 am Kaiserdom zu Speyer, danach in Mainz. Nur weil das Edikt Rotari bereits 643 eine Regel für Baumeister erlassen haben soll – viel zu früh für die 568 noch ausschließlich in Fachwerk bauenden Langobarden –, werden diese *Magistri comacini* bereits ab dem 7. Jh. erhofft, aber vor 1000 außerhalb der Lombardei nirgends angetroffen. Bezeichnenderweise soll sich die *Corporatione* unter den Karolingern aufgelöst, doch um 1000 erneut gebildet haben [C.C. 54] – ein bemerkenswerter Hinweis auf Phantomzeit.

Ein außergewöhnliches Bauwerk hat Wilhelm mit **Saint-Bénigne** in **Dijon** ab 1001 errichtet. Der heute nur noch rudimentär erhaltene Bau war einmalig: Eine fünfschiffige Basilika samt Atrium wurde nicht mit der Chorapside geschlossen, sondern mit einem mehrgeschossigen Rundbau und der abschließenden Marienkapelle verlängert, so dass sich das gesamte Ensemble über 100 m erstreckte. Der Rundbau hatte im innersten Kreis 8, im mittleren 16, im äußeren 24 Stützen. Der Innenraum dieses runden 'Oktogons' war über drei Stockwerke durchgehend frei und oben sogar offen – ein Opaion, ein offenes Auge im Scheitel der Kuppel stellte diesen Rundbau eindeutig in die Tradition des Pantheons. Da beide Bauten auch das Matrozinium „St. Maria und allen Märtyrern" gemeinsam hatten, ist der Rückgriff kein zufälliger.

1001 war offensichtlich für Wilhelm ein Aufbruchsjahr der Kirche, und es lag in meiner Rechnung noch kein Jahrhundert zurück, dass der Mörderkaiser Phokas 607 dem Papst das Pantheon schenkte und den Stuhl Petri als Haupt aller Kirchen anerkannte. Der so zum Papst im heutigen Sinne gewordene Bischof von Rom weihte den grandiosen Bau von „allen Göttern" auf „alle Märtyrer" um und ließ in verständlicher Dankbarkeit die Phokas-Säule auf dem Forum errichten. (Der Catholica ist ihre Emanzipation durch einen übel beleumdeten Kaiser nicht hervorhebenswert. In ihrer Sicht gewinnen die Päpste 754 dank Pippin ihre Unabhängigkeit von Byzanz; in dieses Jahrhundert wird auch die Fabrikation der Konstantinischen Schenkung gelegt, als Beleg für die Übergabe der geistlichen *und* weltlichen Macht bereits durch Konstantin d. Gr. an Papst Silvester I. – während ich diese Fälschung vor 1054 sehe [Illig 1996, 142-148]).

In Dijon ist von der ganzen einstigen Pracht unter dem gotischen Nachfolgebau nur noch die Krypta des Rundbaus enthalten. Sie ist jetzt auch im Innenraum gewölbt, so dass der ursprüngliche Raumeindruck völlig verloren ist, der mit seinen so unterschiedlichen Kirchenteilen zugleich verwirrend und mystisch gewesen sein muss – gerade auch mit dem oben offenen Innenraum von ca. 20 m Höhe und einem Durchmesser von ca. 6 m („Le trou de St-Bénigne" dürfte knapp 4 m gemessen haben). Erhalten haben sich in der Krypta einige höchst unbeholfene Kapitelle: Sie stellen den „frühesten Ver-



Dijon, Saint-Bénigne: Grund- und Aufriss des Baus von Wilhelm v. Volpiano, 1001-1018 / Aufriss der Rotunde mit dem Opaion [Bußmann 42 f.]

Drei ‚unchristliche' Kapitelle aus der Krypta von St-Bénigne, Dijon [Internet] / Saint-Pierre-de-la-Tour in Aulnay-de-Saintogne: Anus-Dämon erzeugt Flechtwerk / St. Simon und Juda in Goslar: Blattmaske entlässt Ungeheuer [Toman 342]

such auf dem Weg, der zur romanischen Kapitellform führt, dar" [Rupprecht 75]. „Mit ihren Tierköpfen, menschlichen Fratzen, dem derben Ornament in Kerbschnittechnik" [Bußmann 42] gehören sie nicht unter die Rubrik 'christlich'. Die unbeholfenen Flechtwerke, von Lombarden ausgeführt, werden als „karolingisch" [dijoon] bezeichnet – einmal mehr Zeichen, dass ein Teil der Flechtwerke willkürlich aus dem 10./11. Jh. ins 8./9. Jh. umdatiert worden ist [vgl. Illig/Anwander 238-260]. Das führt uns zu einer weiteren karolingischen Reminiszenz: Wilhelm förderte als Abt von Dijon einen Jüngeren und machte ihn zu Prior und dann Abt in Fécamp. Dieser Johannes von Fécamp († 1078) setzte die Arbeit Wilhelms als herausragender 'Reformator' der monastischen Bewegung fort und war auch als Schriftsteller tätig. Warum aber seine Schrift *Confessio fidei* 1656 unter dem Namen des Karls-Beraters Alcuin erschienen ist [Köpf], bleibt ungeklärt.

Die Kanzel von San Giulio

Die ursprünglich romanische, aber barockisierte Kirche von Isola San Giulio birgt mit ihrer Kanzel einen ganz erstaunlichen Schatz, der uns wegen einer Figur speziell interessiert. Diese Kanzel (ital. Ambo, Pulpito) ist nicht aus dem häufig verwendeten Kalkstein, sondern aus einem grün-schwarzen Serpentin geschlagen, der Marmor verblüffend ähnelt. Der frei stehende Kanzelkorb hat auf viereckigem Grundriss drei Ausbusungen mit drei Lesepulten. Die Gesamthöhe beträgt 3,50 m, die der Brüstung samt Bodenplatte 1,35 m. Der Grundriss war vielleicht bei der ersten Aufstellung quadratisch, ist heute jedoch ganz unregelmäßig – dem Vernehmen nach wurde im 17. Jh. der Kirche eine Krypta eingefügt und deshalb die Kanzel versetzt. Dabei wurden auch zwei der vier Tragsäulen durch Anstückelung verlängert; zwei ihrer Schäfte sind glatt gehalten, zwei mit Flechtwerk verziert. Ihre Kapitelle sind teils dorisch, teils korinthisch, teils komposit gestaltet; eines zeigt Tierdarstellungen.

An der Brüstung zeigen sich in geradezu beunruhigender Größe und Plastizität ganz konträre Darstellungen. Zum Altar hin dominieren die Evangelistensymbole: mittig der kühn vorgereckte Adler, der seitlich hervorlugende Markuslöwe, 'ums Eck' der Engel mit Heiligenschein und der ebenfalls geflügelte Lukasstier – diese drei gemeinsam auf einer Kanzelseite. Soweit geht der christliche Anteil, doch ebenso groß ist der 'unchristliche'. Neben dem Adler, also auf der Altarseite attackiert ein Greif mit Schnabel und Krallen ein Krokodil, das er in den Abgrund stürzt. Für Beatrice Canestro Chiovenda als Monographin dieser Kanzel steht nach alten Entsprechungen [C.C. 103, 147] der Greif für das Böse, das Krokodil jedoch für Jesus Christus, der hier unterginge. Doch das ist eine Fehldeutung des *Physiologus*. Ihm zufolge besiegt Christus das Böse so wie das fabulöse Tier Hydrus das Krokodil tötet, wäh-

rend der Greif Christus symbolisieren kann (ein Franz Siepe gedankter Hinweis).

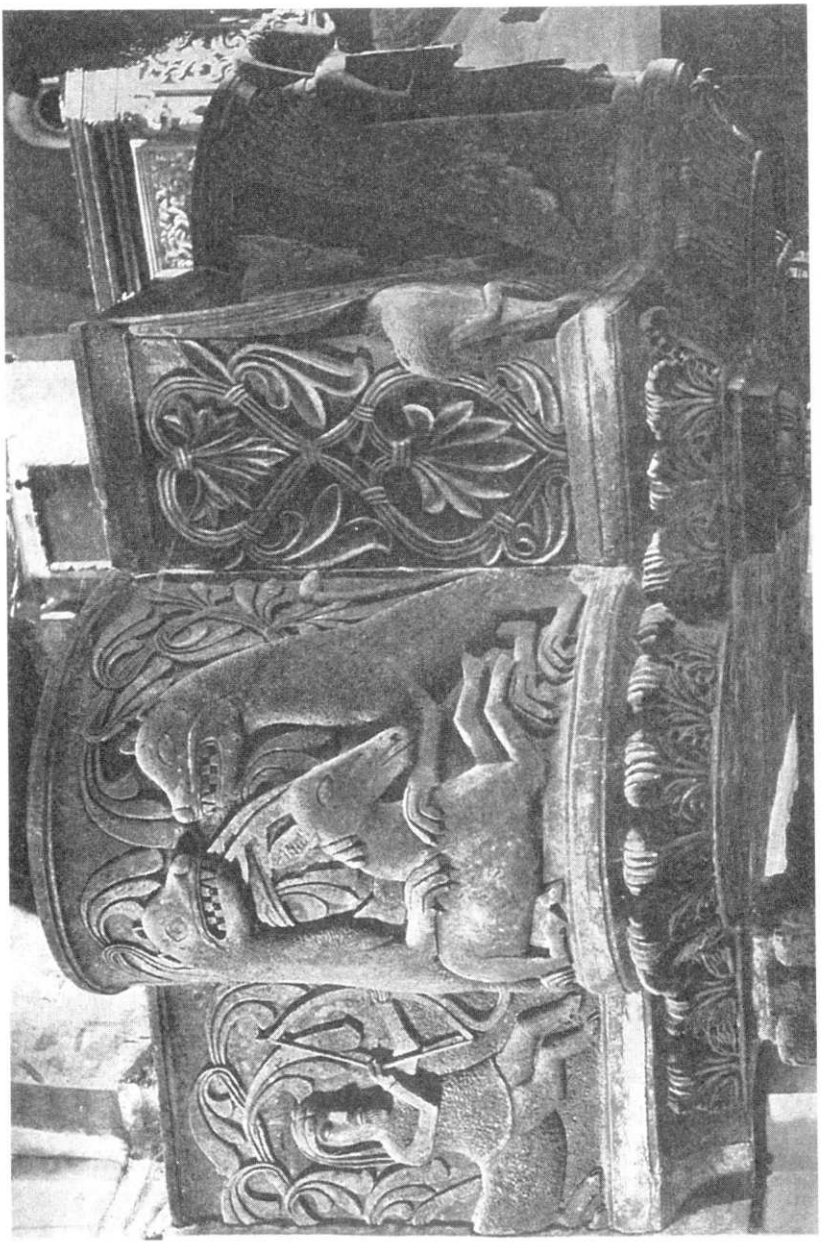
Links und rechts vom Adler entwächst zwei Blattmasken ein elegantes Flechtwerk mit akanthusartigem Blattwerk. Es besteht aus dreisträhnigen Flechtbändern, die aber kein engmaschiges, rätselhaft mäanderndes Flechtwerk bilden, sondern ein freies Spiel von Ranken, Blättern und 'Blüten', wie es im frühen 12. Jh. noch nicht üblich war. Die Vereinigung des johanneischen Adlers mit den Blattmasken und ihrem Flechtwerk lässt an den ersten Satz des Johannesevangeliums denken: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Demnach spräche durch die heidnischen Blattmasken Gott persönlich. Unwillkürlich wird auch der antike Gedanke des Theaters assoziiert, wonach das Individuum durch die Theatermaske spricht, hindurchtönt („personare"), woraus das Wort „Person" abgeleitet wird). Ein wirklich antikes Erinnerungsstück wird uns gleich noch an dieser Kanzelbrüstung begegnen.

Links vom Adler steht – doch ohne Flechtwerkhintergrund – ein Mann: barhäuptig, in einem falten- und kragenlosen Umhang, auf einen Stock gestützt, den Blick skeptisch in die Ferne gerichtet. Es scheint sich um ein individuelles Porträt zu handeln: das lange Gesicht mit der mächtigen Nase, der forschende Gesichtsausdruck, der asymmetrisch geschnittene Umhang – man möchte von einem wettertauglichen Lodenstoff sprechen – mitsamt der (abgeschlagenen) Schließe überm Schlüsselbein und der Stock mit Eisenspitze. Ein weltlicher Herr gleichberechtigt und in gleicher Größe wie die Evangelistensymbole? Er bleibt in seiner Singularität das eigentliche Rätsel der Insel und wird uns noch weiter beschäftigen.

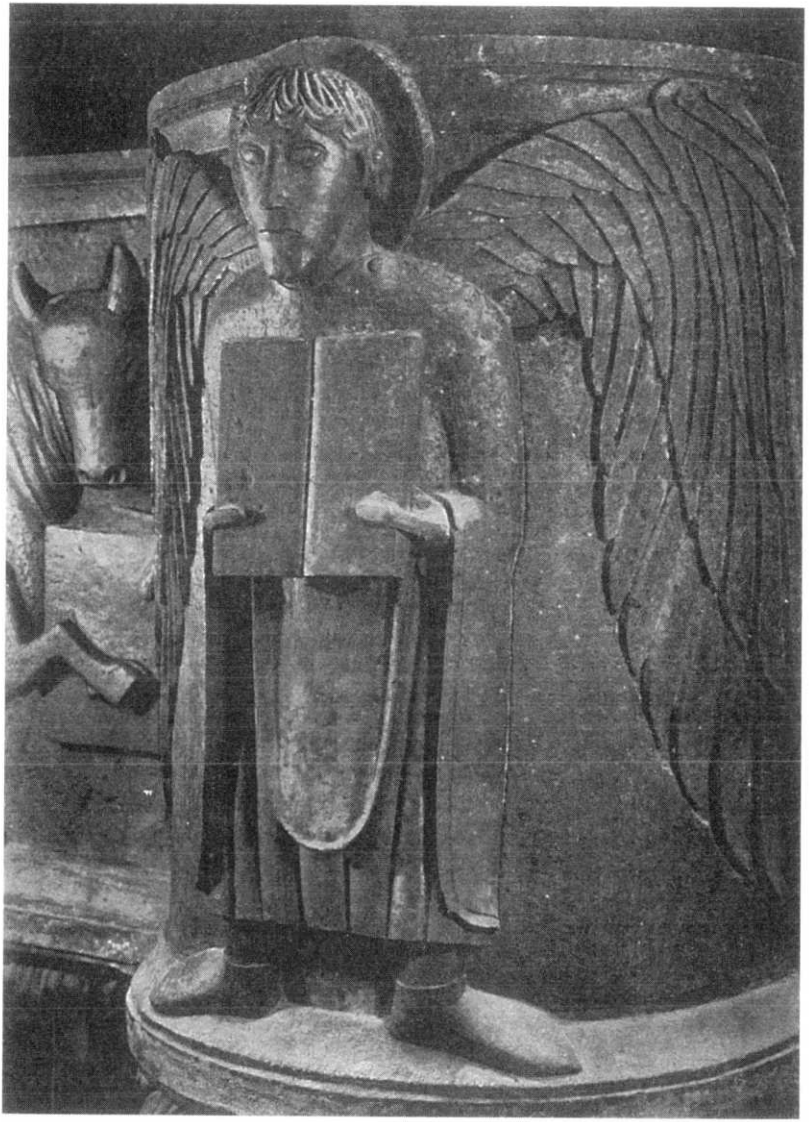
Auf der Ausbusung der Rückseite haben zwei Raubkatzen einen Hirsch in ihren Pranken. Daneben spannt ein Kentaur seinen Bogen, so dass der Eindruck entsteht, die Raubtiere würden – ganz gegen ihre Natur – den Hirsch, der auf spätantiken Apsismosaiken oft für die Sehnsucht nach Christus steht, vor dem angreifenden Heidentum (der Antike) schützen. Diese größte Szene der Kanzel spielt sich wieder vor dem anmutigen Ranken- und Blattwerk ab. Es bleibt noch ein weiteres Flechtwerk, das herzförmig gestaltet ist und an ein Wappen erinnert. Wir stehen also erneut vor einem Kunstwerk, das christliche und heidnische Symbolik kombiniert [vgl. Illig 2005].

Wäre das Rankenwerk allein das sich verbreitende Wort Gottes, so fänden wir es zu Recht hinter dem Adler des Johannes. Doch auch die antik-heidnische Jagdszene ist mit ihm hinterlegt, und selbst der Schwanz des Krokodils endigt in einer 'Lilie', während die drei anderen Evangelistensymbole ohne Flechtwerk präsentiert werden. Vielleicht hilft eine andere Darstellung hier weiter: In Aulnay-de-Saintogne (Charente-Maritime) wird an einem Kapitell der ehemaligen Kollegiatskirche Saint-Pierre-de-la-Tour dargestellt, wie das-

Isola di San Giulio: Kanzel, Johannes-Seite [C.C. Abb. 4]



Isola di San Giulio: Kanzel, Kentauren-Seite [C.C. Abb. 5]



Isola di San Giulio: Kanzel, Matthäus-Engel und Lukas-Stier [C.C. Abb. 11]

Zeitensprünge 3/2005 S. 646

Flechtwerk aus dem Anus eines wohl menschlichen Körpers sprießt (vgl. S. 641; die Figur ist im Kopfbereich beschädigt [Geese 1996, 342]).

„So etwa werden in Aulnay diese Ranken von einem Anusdämon ausgeschieden, der sich die Beine hochhält, um diese Fesseln Satans gleichsam auf fäkalischem Wege in die Welt zu setzen, wo sie den Sündern schließlich zu teuflischen Fallstricken werden" [ebd., 341].

Flechtwerksdeutung

Wenn Gottes Wort und Satans Welt in gleicher Weise dargestellt werden können (und müssen), dann scheint die Lösung des Rätsels der antiken, heidnischen, unchristlichen Darstellungen so möglich: Es gibt keine Darstellung, es kann keine Darstellung geben, die eindeutig nur dem Guten oder nur dem Bösen zuzuweisen ist. Die Welt ist den damaligen Menschen ambivalent; wie auf einer Bühne können Gut und Böse in atemberaubender Folge die Rollen tauschen. Das Flechtwerk selbst ist ja die quasi in die Unendlichkeit gesteigerte liegende Acht, die Lemniskate (∞), die ohnehin für die Unendlichkeit steht. Selbst die Unholde außen an den Kirchen mit ihrer angeblich apotropäischen Wirkung stehen im Dienste der im Innern verehrten Gottheit, sind also Knechte des Guten.

Gotthold Ephraim Lessing ist in seinem Faust-Fragment ab 1755 mittelalterlichem Denken nachgegangen. In einer Szene bieten sich sieben Höllengeister dem Faust zum Dienst an. Der wählt den allerschnellsten von ihnen, der so schnell ist wie der Übergang vom Guten zum Bösen! Wie soll da der Mensch entscheiden, ob etwas noch gut oder schon böse oder schon wieder gut ist? Im Vorspiel dieses weitgehend verlorenen Dramas tritt auch ein Teufel als Geist des Aristoteles auf. So wären Vertreter der Antike nicht nur unchristlich, sondern geradezu teuflisch. Und gleichzeitig suchte man in den antiken Lehren nach 'protochristlichen' Aussagen. Goethe sprach in anderem Zusammenhang das mystische Wort über den Zustand des Menschen: „Nichts ist drinnen, nichts ist draußen". Ähnlich muss die Sicht des mittelalterlichen Menschen gewesen sein: Gott und Schöpfung stehen im Einklang.

Vom Himmelsträger zum Landvermesser

Und der Mann im 'Lodenumhang'? Lange Zeit ist er als Hl. Julius gesehen worden, doch fehlt ihm der Heiligenschein, während zumindest den Engel des Matthäus einer ziert. Auch ist der Mann glatt rasiert, was die gelegentlich vorgetragene Alternative „St. Paulus" ausschließt. Der ebenfalls vorgeschlagene Otto d. Gr. müsste unbedingt mit Krone und Zepter dargestellt sein [C.C. 60 f.]. Auf jeden Fall ist die individuelle Darstellung auffällig. Man erinnere sich daran, dass die deutschen Königsporträts erst mit dem Cappenberger Kopf von Friedrich Barbarossa einsetzen – um 1155 [vgl. Illig 1996, 196].

Como, San Fedele: Linke Portallaibung mit dem Kampf Greif gegen Krokodil vor Flechtwerk und Blattmaske [C.C. Abb. 41]

San Giulio, Kanzel: Kampf Greif gegen Krokodil; Blattmaske / Como, San Fedele: Blattmaske mit Flechtwerk [C.C. Abb. 44a, b, 45]

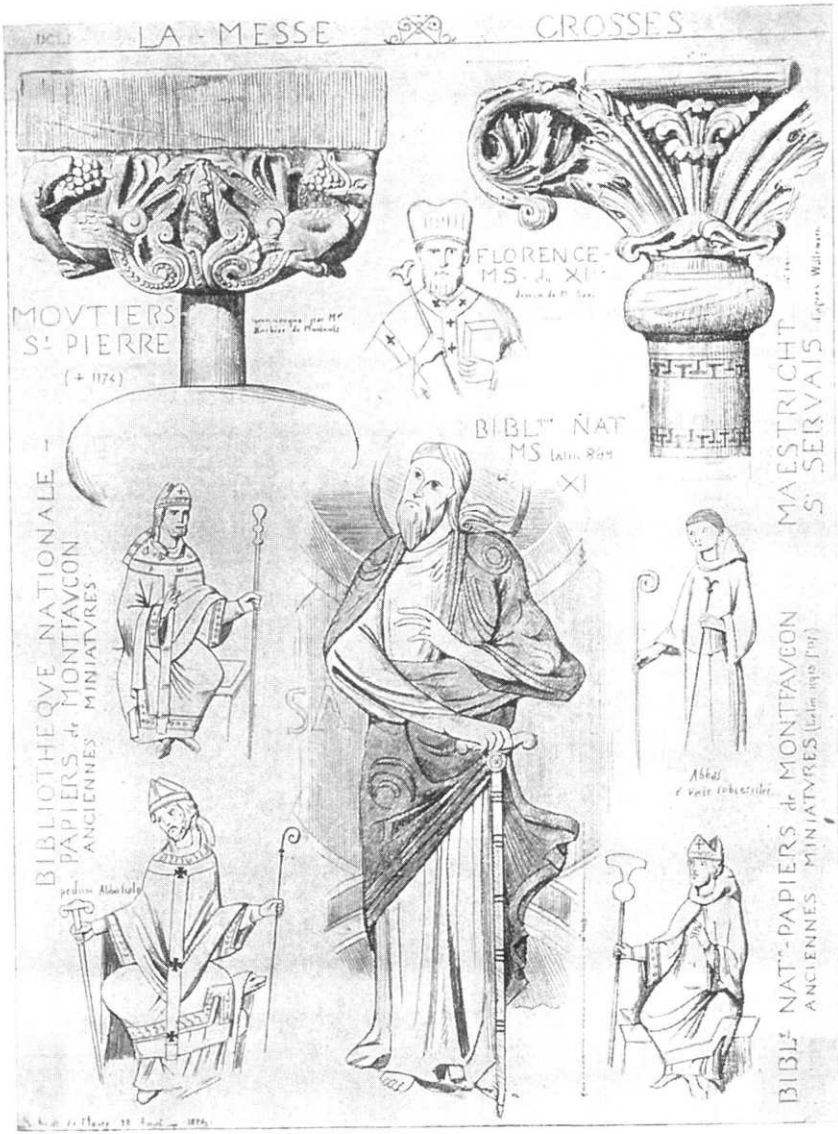
Entscheidend für die heute vorherrschende Identifikation wurde der Stock des Unbekannten: Unten genagelt wie ein Bergstock, hat er eine Krücke mit zwei kleinen, nach unten gebogenen Voluten. So entspricht er der alten Stabform der Bischöfe und Äbte, die als τ-Stab resp. Tau-Stab bezeichnet wird. Sie ist im Westen nach 1200 endgültig von dem uns geläufigen Stab mit einer großen Krümme, mit nur einer Volute abgelöst worden, während der τ-Stab heute noch in den Ostkirchen wie bei den Kopten als Kultgerät dient.

Allein wegen des Stabes hat Canestro Chiovenda [1955, 57-71] den Mann an San Giulios Kanzel als den berühmtesten Abt des Inselklosters, als Wilhelm von Volpiano identifiziert. Seitdem wird er allgemein so gesehen, ob von Kutzli [235] oder von der Gemeinde Orta auf ihrer aktuellen Internet-Seite.

Abt- und Bischofsstäbe waren im allgemeinen so hoch wie ihr Träger, doch gibt es auf mittelalterlichen Abbildungen auch die hier vorliegende 'Bergstockgröße' (s. S. 651). Ungeklärt bleibt bei dieser Deutung, warum der heiligmäßige Abt, der für seine Zeitgenossen sogar über der Benediktinerregel stand („supra regula" [C.C. 67]), keine kirchliche Kleidung, keine Mitra trägt, sondern ein rustikales Gewand wie für den Aufenthalt im Freien. Die Abbildung einer profanen Figur neben den Evangelistensymbolen muss mit einer zusätzlichen Absicht geschehen sein.

In ihrem zweiten Buch über die Klosterinsel hat die Autorin eine überraschende Rekonstruktion des Stockes demonstriert: An der Handhaltung erkennt sie, dass der Stab darunter etwas höher sein muss, als die Stockform schließen ließe. Deswegen nimmt sie in Übereinstimmung mit anderen Abtsstäben eine oben in den Stock eingelassene Reliquie an, die von zwei gläsernen Halbkugel bedeckt wird. Demnach würden die Hände des Mannes eine Reliquie, aber auch eine Visureinrichtung verdecken [C.C. 1963, 45]. Nun sind etliche Varianten des Tau-Stabes ohnehin wie Visiereinrichtungen gestaltet (vgl. S. 651, 653). Hätten wir hier demnach noch eine Erinnerung an die einstigen Wegbereiter, die von dieser Insel aus aktiv waren? Pointiert gesprochen: Hat mit „Wilhelm von Volpiano" 'der unbekannte Geodät' ein Gesicht bekommen?

Bevor wir uns dem Landvermesser zuwenden, will ein Streiflicht auf weitere Aspekte geworfen sein, die sich mit dem τ-Stab verbinden. Der Bischofsstab hat nicht zufällig seine Krümme oder Doppelkrümme. Sie mag sich zwar auf den einfachen Hirtenstab des Schafhirten zurückführen lassen, geht aber gleichermaßen auf die Volute zurück. Diese findet sich am äolischen, ionischen wie korinthischen Kapitell, sie ist gerade am ältesten, dem äolischen Kapitell mit einem nach oben gerichteten Dreieck verbunden. Das Kapitell krönt die Säule, vier Säulen stützen den Himmel. Das Mittelalter hat dies im Ziborium zu einer vollkommenen Form gebracht: Vier Säulen tragen eine Pyramide oder eine Kugelkalotte und bergen so den Altar, der selbst wie eine



Abtsstäbe mit einfacher Krümme oder in Tau-Form mit zwei (reduzierten) Voluten [C.C. Abb. 21]

Zeitensprünge 3/2005 S. 651

gekürzte Säule wirkt. Der jüdische Altar hatte wie der hellenistische Altar Hörner respektive Voluten; der Altar dient wie die Säule – so hat es Platon beschrieben – dem Opfer, das für das Gemeinwohl notwendig ist. Der Altar wiederum wurde bevorzugt in mehrstufiger Form errichtet, wie ein (oder eine) Ziggurat. Auch der Ziggurat war Verbindungsglied zum Himmel, schließlich war auf der obersten Plattform der Raum für den Hieros gamos, für die himmlische Hochzeit zwischen Gottheit und der Vertreterin der Menschen, während in Meso-Amerika auf der obersten Plattform die öffentlichen Opfer stattfanden. In Ägypten wurde die Abstraktion buchstäblich auf die Spitze der Pyramide getrieben. Analog zur Säule tragen Ziggurat genau so wie die glattseitige Pyramide (oder Menhire [vgl. Illig 2005c, 118-126]) den Himmel; der Altar leistet im übertragenen Sinn dasselbe durch die Opfer, die dort den Göttern dargebracht werden. Die Totentempel der ägyptischen Pyramiden enthielten buchstäblich einen Schlachthof, aus dem das Blut vom Opfertisch in einigen Fällen durch Rinnen abgeleitet worden ist.

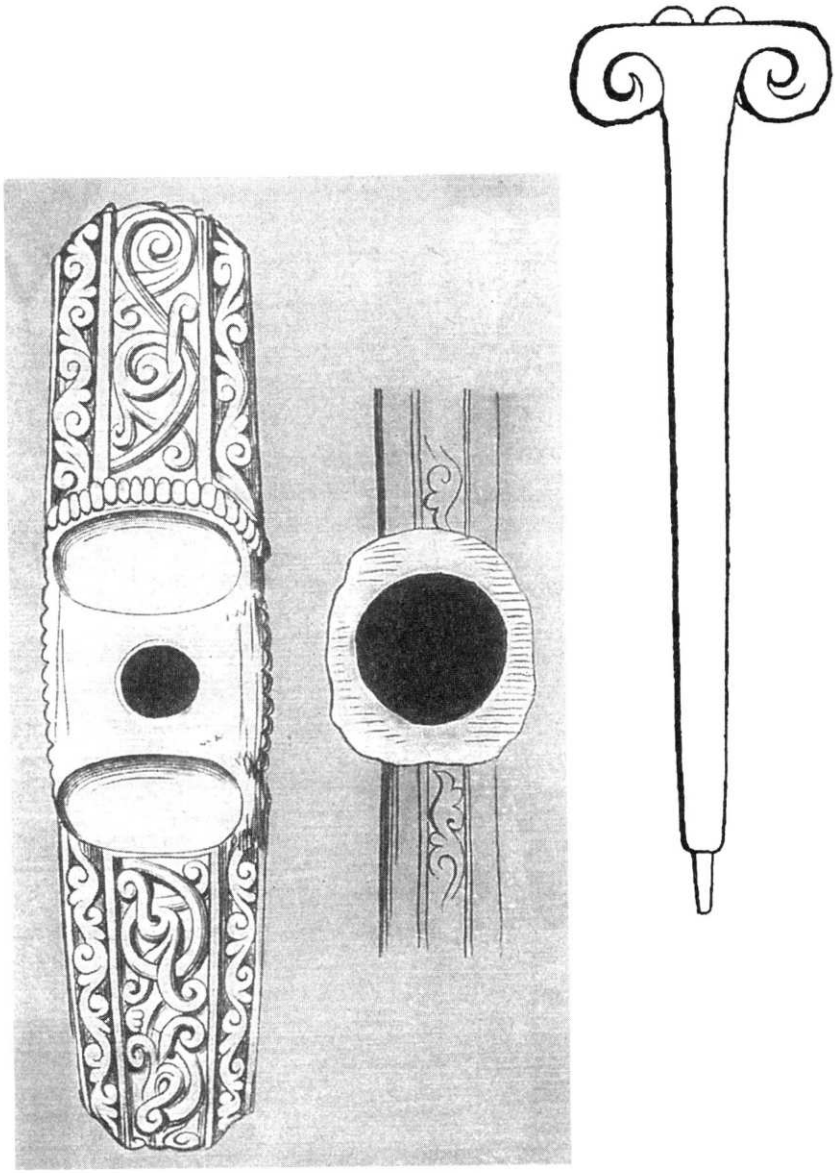
Der Himmel wird nicht 'zum Vergnügen' gestützt, sondern aus Angst davor, dass er einstürzen könnte, ein Motiv, das dem Altertum zutiefst vertraut ist – von den Kelten bis zur Sage des Atlas. Diese Ableitung ist bereits ausführlich vorgetragen worden [vgl. Illig 1992; Illig/Löhner 238-247]. Der Bischofsstab der christlichen Opferer und damit der Garanten himmlischer Ruhe will hier neuerlich betont werden [s. Illig 1992, 81], weil er eine neue Bedeutung hinzugewinnt: Das Symbol des Himmelsträgers wird zugleich als Symbol derer erkannt, die sich die nunmehr gesicherte Erde untertan machen.

Landvermesser

Die Etrusker waren auf der italienischen Halbinsel die ersten Ingenieure, die Bewässerungsleitungen anlegten und Straßen projektierten. Ihr Ingenieurskönnen ist kaum zu überschätzen. „Ein ganzes Netz neu angelegter Straßen verbreitete sich über das Land – die ersten überhaupt in Westeuropa" [Keller 52]. Ihre Vermessungstechnik beschränkte sich nicht auf die Wege.

> „Die Aufteilung von Italien und auch der römischen Provinzen in Quadrate von siebenhundertzehn Meter Seitenlänge – wie sie uns in verschiedenen Gegenden und vor allem in Afrika durch Luftaufnahmen aufgezeigt worden ist und uns durch ihre außergewöhnlich genaue und perfekte Geometrie in Erstaunen versetzt hat – geht zurück auf etruskisches Erbe" [Raymond Bloch laut Keller 150].
>
> „In ihrer Kunst der Landvermessung fanden die etruskischen Priester in den Römern später gelehrige Schüler" [ebd., 93].

Bei ihren Stadtgründungen gebrauchten etruskische Priester ihren Krummstab, den die Christenheit durchwegs – ob Ost oder West – übernommen hat:



In Fécamp gefundener Tau-Stab aus der Zeit um 1000, mit wohl von Glassphären überbuckelten Einlassungen für Reliquien [C.C. Abb. 25]; Rekonstruktion des Tau-Stabs des „Wilhelm von Volpiano "mit der 'Visur' zwischen zwei Glasbuckeln [C.C. 1963, 45]

„Das Gesicht gen Süden gewandt, sprach der Priester, nachdem er am Himmel Nordsüd und Ostwest bestimmt hatte, die Worte: »Dies sei mein Vorn, dies mein Hinten, mein Links, mein Rechts.« Dann zog er mit seinem Lituus, einem Krummstab, wie ihn – vererbt über Rom aus Etrurien – heute noch die Bischöfe der katholischen und anglikanischen Kirche sowie der schwedischen Lutheraner tragen, feierlich den Cardo und den Decumanus [also Nordsüd- und Ostwestachse als Hauptstraßen; H.I.]" [ebd., 90].

Aus der gemeinsamen Vergangenheit von Etruskern und Römern stammt der Titel „Pontifex", Brückenbauer. Auch der oberste Brückenbauer, der Pontifex maximus, ist demnach ein Wegbereiter in unwegsamem Gelände (in römischer Zeit war er auch zuständig für Kalender und Festtage). Hätte das Christentum nicht nur einen alten Titel der Kaiser wie auch Caesars, sondern auch das Wissen über alte Verbindungen und Orientierung übernommen, so wie es die alten Plätze der Sanktuarien übernommen hat?

Die Thesen von Hans-E. Korth weisen in eine solche Richtung (es folgen Gradangabe der jeweiligen Sonn- oder Mondwendlinie: GP für Zentrum Gran Paradiso, MB für Zentrum Montblanc, ML für Zentrum Monte-Leone/Simplon, OO für Zentrum Orta-Olymp). Überaus auffällig ist der Umstand, dass zahlreiche Stationen von Wilhelms Leben auf Linien des Mont-Blanc- bzw. Orta-Systems liegen: das gilt für seinen insularen Geburtsort ***San Giulio*** (Zentrum) ebenso wie für ***Volpiano*** (-44° MB), für ***Ravenna*** (-33,5° ML), für ***Rom*** (-44° MB), für ***Dijon*** (-23,5° OO), für ***Vézélay*** (-44° MB), für den ***Mont Saint-Michel*** (-23,5° MB), für ***Fruttuaria*** (-44° GP) und selbst für seinen Sterbeort ***Fécamp*** (-33,5° ML), aber auch für das gleich heranzuziehende ***Moscufo*** (-44° OO). Ein solches Zusammentreffen lässt angesichts seiner Unwahrscheinlichkeit nicht mehr an blanke Zufälle denken.

Exkurs zur Datierung der Kanzel von San Giulio

Es gibt keine Überlieferung der ausführenden Künstler und der Zeit ihres Wirkens. Die Datierung dieser außergewöhnlichen Kanzel, die der *Baedeker* für Italien [1989, 384] nicht einmal erwähnt, ist heute dank Canestro Chiovenda [1955, 112; 1963, 47] auf das erste Viertel des 12. Jh. fixiert und wird nicht mehr hinterfragt [s. diverse Internet-Einträge]. Vor ihr haben ca. 25 Kunsthistoriker Datierungen zwischen 8. und 13. Jh. genannt – sicheres Zeichen dafür, dass der Stil der Kanzel einzigartig ist und dass die irrtümlich geführte „karolingische Kunst" die Evolution der Plastik genau so verwirrt hat wie die der Architektur. 8., 9. oder 10. Jh. lassen sich nur vertreten, wenn man einen Teil der romanischen Plastik, die erst ab 1000 – siehe Dijon – einsetzt, dramatisch veraltet und irgendwelchen erfundenen Berichten glaubt, denen zufolge

bereits zur Karolingerzeit Großplastik erstellt worden sei (wir beobachten dies seit dem Streit um die Stuckplastiken von Corvey [Illig 1993b, 48] genauso wie beim Streit um die Stuckfiguren von Cividale [Illig 1993b, 46 f.] oder bei der Umdatierung des Enghausener Kreuzes ([Illig 2005a, 111-114]; s. S. 689).

Canestro Chiovenda hat intensive Stil- und Motivforschungen angestellt, dabei aber nur in wenigen Fällen die Datierungen ihrer Vergleichsobjekte genannt, was den Nachvollzug ihrer chronologischen Überlegungen einigermaßen erschwert. Vor allem hat sie sich keine Gedanken über Form und optische Wirkung des Kanzelkorbes gemacht.

Die formal ähnlichste Kanzel steht weit entfernt, in der Kirche Santa Maria del Lago in **Moscufo** [Geese 1996, 310 f.; ebenfalls vom Baedeker übergangen], die einzige vollständige und in situ erhaltene Kanzel der Abruzzen. (Wohlgemerkt: Sie liegt zum Erstaunen des nachmessenden Korth und von mir ebenfalls auf der Mondwendlinie von Orta!) Auch in Moscufo ruht der Kanzelkorb auf vier Säulen, auch dort hat der quadratische Grundriss Ausbusungen, in diesem Fall zwei, die jeweils mit zwei Evangelistensymbolen unterm Lesepult geschmückt sind. Doch sind alle figuralen Motive wesentlich kleinteiliger ausgeführt, gewissermaßen noch in Kapitellformat, während die Flechtwerke steif und unbeholfen wirken. Hier stehen neben den Evangelistensymbolen Gestalten aus dem Neuen und Alten Testament; auf den Seiten des Abgangs wird die Jonasgeschichte erzählt. Wie es in Orta den Kentaur als antikes Zitat gibt, so gibt es hier die zipfelbemützte Harpye [Willemsen 291]. Für Moscufo sind Künstler und Datierung tradiert: Nikodemus da Guardiagrele und Roberto di Ruggero haben sie 1159 fertig gestellt. Kann die Kanzel von San Giulio fast 40 Jahren früher errichtet worden sein?

Zunächst ist in San Giulio die Darstellung zu einer Figurengröße von ca. einem Meter gesteigert, ein Format, das selten in der Romanik erreicht worden ist. Dann wirken die drei Ausbusungen von Orta wie eine Steigerung gegenüber Moscufo. Schließlich setzt Moscufo noch auf den 'üblichen' Sandstein, der zur Erhöhung der Wirkung farbig gefasst war, während der unbekannte Bildhauer von San Giulio bereits Marmorwirkung anstrebt. Die zeitlich folgenden gotischen Kanzeln der Toskana, allen voran die der Pisani in Pisa oder Pistoia, arbeiten in echtem Marmor, bringen aber wieder kleinteiligere Darstellungen, das so genannte gotische Gedränge. In ihrer Zeit wird die Stützenzahl auf 6 bis 10 Säulen erhöht. Diese Kanzeln halten deutlichen Zeitabstand: Nicolò Pisanos Kanzel im Baptisterium zu Pisa wird 1260 angesetzt, die von ihm und seinem Sohn Giovanni für den Dom zu Siena ist ab 1265 in Arbeit [Geese 1998, 322 ff.]. Nun ist hier die plastische Gestaltung der Figuren, die Individualität der Figuren weit fortgeschritten. Doch Geese [ebd., 324] sagt weiter:

„Das wahrhaft Neue an dieser Kanzel [im Baptisterium zu Pisa; H.I.] ist,

daß sie, frei im Raum stehend, mehr als architektonische Skulptur auftritt denn als liturgisches Kirchenmöbel."

Was diese Entwicklung angeht, steht San Giulio näher an den Pisani-Kanzeln denn an Moscufo, von der stilistischen Reife hingegen dichter an Moscufo – irgendwo zwischen 1159 und 1260.

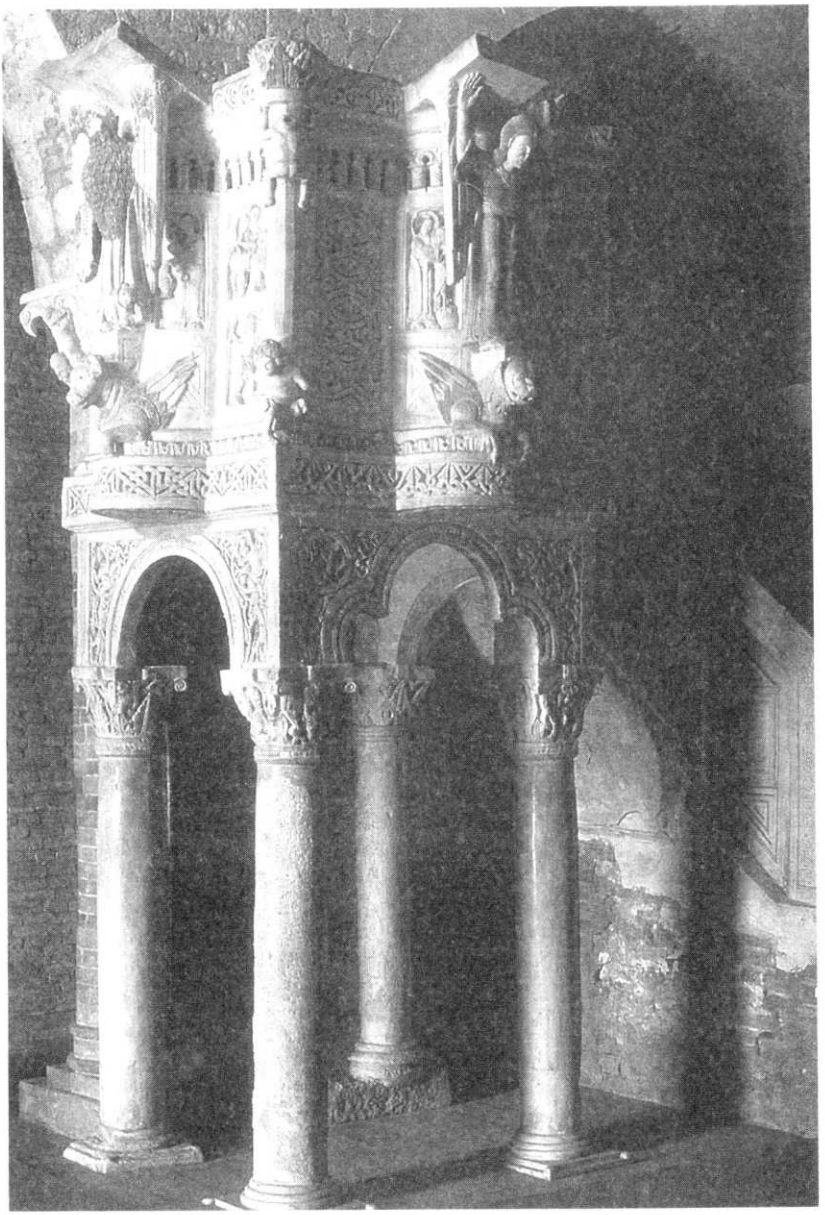
Rings um Moscufo finden sich in den Abruzzen weitere vergleichbare Kanzeln, die eine verbesserte Orientierung geben. Die Kanzel von S. Stefano in **Rosciolo** stammt ebenfalls von Nikodemus und Roberto, die hier 1150 tätig waren [Willemsen 34]. Auch hier wird aus dem Leben Jona erzählt, dazu von David.

Die wohl letzte Arbeit der beiden Künstler ist die Kanzel von S. Stefano in **Cugnoli**. Sie wird auf 1166 datiert, hat gleichfalls die Evangelistensymbole unter den Lesepulten, „wobei die zugehörigen Tiere jeweils weit herausragen. Sogar im übrigen Bildprogramm finden sich Übereinstimmungen" [ebd., 293].

Ans Ende des 12. Jh. wird die Kanzel von S. Angelo im nahen **Pianella** datiert. Ihr Kanzelkorb ist ein einfacher quadratischer Kasten ohne Ausbusungen auf vier Säulen. Ornamentleisten fassen den Kasten ein und halbieren die jeweilige Brüstungsfläche senkrecht. Auf die leeren Hintergründe sind die Evangelistensymbole wie Bilder gesetzt, nicht eleganter, sondern deutlich flächiger gestaltet als in Orta. Die Ornamentbänder und Säulenkapitelle stellen kunstvoll verschlungene Flechtwerkarbeiten dar [Willemsen 290, 292]. Und schließlich: Nur noch Fragmente der Kanzel von 1222 sind in dem Ambo der Kathedrale San Valentino zu **Bitonto** erhalten [Geese 1996, 310]. Ihr mächtiger Adler ähnelt in Position und Federkleid der Orta-Kanzel.

Aus diesen Vergleichsfunden lässt sich für San Giulios Kanzel durchaus die Zeit um 1200 vorschlagen. Doch will auch die bildhauerische Entwicklung gesehen werden. Die ähnlichsten Reliefs finden sich am Portal der Kirche San Fedele in **Como**. An seiner linken Laibung zeigt eine große Steinplatte den Kampf Greif gegen Krokodil vor Flechtwerk, das aus einer Blattmaske rankt. Doch ist diese Kirche samt ihren Plastiken noch schwerer datierbar als Ortas Kanzel, denn für sie wurden auch schon 6. oder 7. Jh. als Erbauungszeit vorgeschlagen, meist jedoch ganz grob das 12. Jh.

Wir kennen aber auch das Werk des ersten großen italienischen Steinbildhauers, von Wiligelmo, der zwischen 1099 und 1115 am Dom zu **Modena** gearbeitet hat [Quintavalle]. Nachdem er in etlichen Belangen altertümlicher arbeitet als der Meister von San Giulio, andererseits dank seiner von Frankreich herrührenden Inspirationen ein Leitbild für die oberitalienischen Künstler gewesen sein muss, sollten wir den unbekannten Meister von San Giulio aus dem ersten Viertel in das letzte Drittel des 12. Jh. rücken.



Moscufo: Die Kanzel von Nikodemus da Guardiagrele und Roberto di Ruggero in Maria del Lago [Tóman 311]

Die Ausstrahlung Ortas

Für den Anthroposophen Kutzli handelt es sich bei Wilhelm von Volpiano um einen Mann, bei dem die von Patarenern wie Bogumilen getragene Bewegung urchristlicher Brüderlichkeit mit dem freiheitlichen Langobardentum zusammengetreten ist. (Für dieses könnte auch sprechen, dass der junge Mönch den Gehorsamseid gegenüber seinem Eigenkirchenherrn verweigert hat [Bulst].) Es gäbe demnach neben germanischen Ursprüngen auch balkanische Wurzeln aus dem 10. Jh. und weiter zurückliegende aus dem 6./10. Jh. So wäre der Grund gelegt worden, auf dem die freien Städtekommunen Oberitaliens entstanden sind – in der Abwehr sowohl von Kaiser wie von Papst [Kutzli 235 ff.]. Diesen Gedanken hat mit Vehemenz Hans Mühlestein [1981] vertreten, der die etruskische Kultur gegen Roms Macht stellte und den ursprünglichen Impuls im mittelalterlichen Oberitalien wiederfand. Hier mag zu viel idealistische Hoffnung enthalten sein.

Doch unbestreitbar ist der Sonderweg oberitalienischer Städte. Nach Ottos erstem Sieg von 956 bekommen viele von ihnen erhebliche Freiheiten und Privilegien zugestanden, während Berengar II. nur noch als Unterkönig Ottos fungiert. Ab da bestimmen Streitigkeiten zwischen Bürgertum und Adel, Papst- und Kaisertreuen die Existenz der Stadtstaaten. 1091 formiert sich um Mailand, Crema und Brescia der erste *Lombardische Bund* gegen die kaiserlichen Städte. 10 Jahre lang, bis 1128 tobt dann ein Krieg, in dem das kaisertreue Como schließlich der Stadt Mailand unterliegt. Zur Vergeltung wird diese Stadt 1162 durch die Truppen Barbarossas zerstört, werden die Reliquien der Heiligen Drei Könige durch Reichskanzler Rainald von Dassel nach Köln entführt. Doch im selben Jahr formiert sich neuerlich die *Lega Lombarda,* der Lombardische Städtebund, dem nun mit Ausnahme Pavias und Comos praktisch alle anderen großen Städte Oberitaliens beitreten. Barbarossas Enkel Friedrich II. gerät in höchste Gefahr, als er 1248 bei Parma wegen einer leichtfertigen Unterschätzung dieser Lega unterliegt. Nach seinem Tod (1250) verlieren die Stadtstaaten bald ihre Bürgermacht an die anfangs gewählten Capitani del Popolo, deren Geschlechter dann die weitere Geschichte bestimmen – wie die Scaliger in Verona, die Bonacolzi und Gonzaga in Mantua oder die Torriani, Visconti und Sforza in Mailand.

Der bis 1031 lebende Wilhelm von Volpiano mag mit solchen Ausblicken überstrapaziert werden. Gleichwohl steht er bei einigen wesentlichen Entwicklungen im Zentrum.

- Als Kirchenmann repräsentiert er die cluniazensische Reform. Da nicht einmal Wollasch als Cluny-Spezialist [1996] angeben kann, was und wie hierbei eigentlich reformiert worden ist, konstatiere ich [1993a], dass der Benediktinerorden nicht im frühen 6. Jh. in Montecassino, sondern erst im 10. Jh. in

Cluny gegründet worden ist, unter verdoppelnder Erfindung der Reliquien seines Ordensgründers Benedikt. Die so genannte cluniazensische Reform bedeutet in Wahrheit die erste Durchsetzung der benediktinischen Ordensregel, die so bestimmend für Europa geworden ist, dass der von kirchlicher Seite als fiktiv erkannte Ordensgründer wie Großkarl den Titel „Vater des Abendlands" erhalten hat.

- Rudimentäre Flechtwerksarbeit tritt bereits in der Krypta von Wilhelms Saint-Bénigne zu Dijon auf. Gerade in Oberitalien bleibt das – auch von Kutzli – fälschlicherweise als „langobardisch" bezeichnete Flechtwerk [vgl. Illig/ Anwander 238-260] stets erhalten, das für das Weltganze steht. Hier überlagert sich das benediktinische Netzwerk der zahlreichen Klöster mit dem Wirken papstfeindlicher Kräfte.
- Als Baumeister steht Wilhelm für den ungestümen Aufbruch der Frühromanik. Seine einmalige Raumlösung in St-Bénigne zu Dijon wollte die Bauidee des Pantheons noch einmal innerhalb der Romanik verwirklichen – eine ganz spezielle Idee, die wie der Ur-Bau wohl keine Nachfolge erhoffte. Seine übrigen Kirchenbauten scheinen dem herkömmlichen Basilika-Schema entsprochen zu haben.
- Korths Liniensystem von Orta und der Tau-Stab an der San-Giulio-Kanzel weisen darauf hin, dass noch um 1200 eine Erinnerung an das alte Liniensystem vorhanden gewesen sein kann, auf dem in rascher Folge auch und gerade christliche Kirchen und Klöster ab 1000 gegründet worden sind. Insofern bekommen Korths Ideen hier Unterstützung durch Geschichte und Skulptur.
- Wilhelms Geburt findet im eigentlichen Untergangsjahr der Langobarden statt; damals endigt das Langobardentum der freien Herzöge und Könige – nach knapp 100 Jahren, nicht nach gut 200 Jahren, wie bislang angenommen (774 in der Niederlage gegen Karl d. Gr.). Die wenigen ihnen zugeschriebenen Reliefarbeiten in Cividale können vom 8. ins 6.||10./11. Jh. verbracht werden (die Stuckfiguren von Cividale gehören ohnehin ins späte 12., frühe 13. Jh. [Illig 1993b, 47]. Noch zu Wilhelms Lebzeiten finden die lombardischen Städte allmählich zu jener Rolle, die sie dann im 12. Jh. mit stetig wachsender Stärke einnehmen werden.

Literatur

Baedekers Allianz Reiseführer Italien (^{6}1989); Ostfildern-Kemnat

Bulst, N. (nach 1998): Wilhelm von Volpiano; in: Lexikon des Mittelalters (CD)

Bußmann, Klaus (1977): Burgund. Kunst, Geschichte, Landschaft (DuMont Kunst-Reiseführer); Köln

C.C. = Canestro Chiovenda, Beatrice (1955): L'ambone dell'isola di S. Giulio; Roma

- (1963): L'isola di San Giulio; Como

dijoon = http://dijoon.free.fr/pagespecial12.htm
Geese, Uwe (1996): Romanische Skulptur; in Rolf Toman (Hg.): Die Kunst der Romanik. Architektur · Skulptur · Malerei; Köln, 256-325
- (1998): Skulptur der Gotik in Frankreich, Italien, Deutschland und England; in Rolf Toman (Hg.): Die Kunst der Gotik. Architektur · Skulptur · Malerei; Köln, 300-371
Hartmann, Herbert (1985): Oberitalien · Tessin. Die Seen; München
Illig, Heribert (1992): Zur Symbolik der äolischen Säule. Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger; in: VFG 4 (3) 69-87
- (1993a): Das Ende des Hl. Benedikt? Der andere ‚Vater des Abendlandes' wird auch fiktiv; in: VFG 5 (2) 23-28
- (1993b): Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte; in: VFG 5 (2) 41-56
- (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; in: ZS 11 (3) 403-438
- (^{5}2003): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- (2005a): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; in: ZS 17 (1) 111-124
- (2005b): Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen Mai 2005 in Zürich; in: ZS 17 (2) 260-269
- (2005c): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie; Gräfelfing
Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelfing
Illig, Heribert / Löhner, Franz (^{6}2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit; Gräfelfing
Keller, Werner (1970): Denn sie entzündeten das Licht. Geschichte der Etrusker - Die Lösung eines Rätsels; Gütersloh
Köpf, Ulrich (o.J.): Johannes von Fécmp (Johannelinus, Johannulinus); in: Bautz, Traugott (o.J.): Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon (www.bautz)
Kutzli, Rudolf (1974): Langobardische Kunst. Die Sprache der Flechtbänder; Stuttgart
Madey, Johannes: Wilhelm von Saint-Bénigne in Dijon (auch W. von Volpiano genannt); in: Bautz, Traugott (o.J.): Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon (www.bautz)
Mühlestein, Hans (1981): Die verhüllten Götter. Neue Genesis der italienischen Renaissance; Biel
Quintavalle, Arturo Carlo (1967): Wiligelmo; Florenz
Radulfus Glaber (1880): Vita Sancti Guillelmi abbatis divionensis, auctore Glabro Rodulfo monacho; in J. P. Migne: Patrologiae Lat., t. CXLII, 609, Paris
Rupprecht, Bernhard (1975): Romanische Skulptur in Frankreich; München
Willemsen, Roger (1990): Die Abruzzen. Das Bergland im Herzen Italiens. Kunst, Kultur und Geschichte; Köln
Wollasch, Joachim (1996): Cluny - „Licht der Welt". Aufstieg und Niedergang der klösterlichen Gemeinschaft; Zürich
www.genealogie-mittelalter.de > Fürstinnen > Adelheid von Hochburgund

Widerworte gegen die Phantome in der Realzeit

Andreas Birken

In der Diskussion um die Mittelalterthese und die Anbindung der Nachphantomzeit an die Vorphantomzeit, sind in einigen Beiträgen in den *Zeitensprüngen* manche Argumente und Thesen aufgetaucht wie weiland Ziet(h)en aus dem Busch [Hans Joachim von Zieten, Reitergeneral Friedrichs d. Gr.]; man weiß nicht recht wie und woher. Einigen dieser Thesen möchte ich heftig widersprechen.

Zum Ersten geht es mir um den Begriff des von Wirsching [2004, S. 584] geschaffenen und von Thiel [2005, S. 415] übernommenen „oströmisch-arianischen" im Gegensatz zum „weströmisch-katholischen" Glaubensbekenntnis. Solche Formulierungen erschweren das Verständnis des Verhältnisses zwischen Politik und Religion der Merowingerzeit erheblich. Der Arianismus ist nach dem aus Libyen stammenden alexandrinischen Presbyter Arius (um 260–336) benannt, der lehrte, dass Jesus zwar dem Vater wesensähnlich (homoiusios), aber nicht wesensgleich, also ein Geschöpf Gottes sei. Diese Lehre wurde 325 auf dem Konzil von Nicaea zur Ketzerei erklärt. Die Gegenposition lehrte die Wesensgleicheit (homousios) von Vater und Sohn und wurde endgültig 381 auf dem Konzil von Konstantinopel auf der Basis der Schriften des Patriarchen Athanasius von Alexandria (292–373) die Lehre der römischen orthodox-katholischen Staatskirche sowohl im Ost- als auch im Westreich. Kein aufrechter Christ sollte von nun an auch nur ein Jota von der wahren Lehre abweichen.

Der Arianismus stand diesbezüglich dem Judenchristentum nahe, von dem der Prophet Muhammad seine Eindrücke empfing, vertrat also einen strengeren Monotheismus. Jene germanischen Völker, die seit dem 4. Jh. zum Christentum bekehrt wurden, lernten es in der Form des Arianismus kennen. Zu Beginn der Merowingerzeit waren nun aber die verblieben arianischen Germanenvölker alle im Westreich angesiedelt: die Ostgoten in Italien, die Burgunder in Gallien und die Westgoten in Gallien und Hispanien. Dort regierten nun arianische Könige über eine orthodox-katholische römische Provinzbevölkerung. Aber besonders in Gallien waren die Germanenherrscher auf die Zusammenarbeit insbesondere mit der christlichen Kirche angewiesen, weil dort die römische Zivilverwaltung weitgehend zusammengebrochen war und eigentlich nur noch von christlichen Episcopi der Diözesen (römische Verwaltungseinheit zwischen Provinz und Präfektur) aufrechterhalten wurde. Es

war deshalb ein kluger politischer Schachzug von Chlodwig, dem Gründer des Frankenreiches, den orthodox-katholischen Glauben der provinzrömischen Bevölkerungsmehrheit anzunehmen. Er gewann die Unterstützung der Bischöfe, und die Integration der Bevölkerungsteile war auf gutem Wege. Die Bischöfe polemisierten noch zur Zeit Gregors von Tours gegen den arianischen Glauben ihrer westgotischen Amtsbrüder, was in Gregors Chronik nachzulesen ist.

Zum Zweiten: Die von Wirsching [2004, S. 582; 2005] vorgeschlagene und von Thiel [2005, S. 417] übernommene Gleichsetzung von Chlothar II. und Karl III. ergibt wenig Sinn, zumal es für die unterstellte zweimalige (und gleichgesetzte) Reichseinigung in den Quellen keine Anhaltspunkte gibt. Ich gehe für die folgende Argumentation von einer Phantomzeit von 304 Jahren aus, d. h. für mich folgt das Jahr 911 auf das Jahr 607 [Birken 2005].

Zunächst zu Chlothar II.: Ihn kennen wir schon aus der Chronik des Gregor von Tours. Sie ist die einzige vorphantomzeitliche Geschichtsquelle der Merowingerzeit und endet 593/94. Über die Vereinigung von Burgund mit Austrien berichtet Gregor nicht mehr. Das letzte politische Ereignis, das er verzeichnet, ist die Taufe des Knaben Chlothar im Jahre 591. Dieser war 584 im Alter von vier Monaten als König im Erbreich sein Großvaters, dem Regnum Chlotharii, eingesetzt worden. Alle späteren Nachrichten stammen aus der phantomzeitlichen Chronik des so genannten Fredegar, sind folglich Erfindung.

Das Frankenreich bestand also am Ende der vorphantomzeitlichen Chronistik aus drei Teilen:

- Austrien mit Reims (Childebert II., geb. 571, unter der Vormundschaft seiner Mutter Brunichild),
- Neustrien mit Soissons (Chlothar II. unter der Vormundschaft seiner Mutter Fredegunde und der Protektion seines Oheims Guntram) und
- Burgund mit Orléans (Guntram).

Dabei konnte Chlothar II. die aquitanischen Besitzungen seines Erbes nicht in Besitz nehmen, sondern blieb auf die Maas-Schelde-Region beschränkt. Aquitanien und die Provence waren unter Childebert und Guntram aufgeteilt. Die Gascogne und das langobardische Italien hatten die Franken noch nicht erobert. Die ständigen Kämpfe zwischen den Merowingerkönigen bzw. ihren ehrgeizigen Müttern, die 570–84 in einem regelrechten Bürgerkrieg gipfelten, hatten im 6. Jh. die großen Adelsfamilien stark gemacht.

Ganz ähnlich war die geopolitische Lage im Jahre 911. Auch jetzt haben wir drei Reiche auf dem Gebiet des ehemaligen Merowingerreiches: Das Reich der Westfranken (911–25 unter Einschluss des ganzen Regnum Chlotharii), das Reich der Ostfranken und Burgund (nun ohne das westfränkische

Reichsteile 586 und 911 [Grafik A. Birken]

Zeitensprünge 3/2005 S. 663

Herzogtum Burgund, aber unter Einschluss der ganzen Provence). Italien (ohne den oströmischen Süden) besteht nach wie vor als selbständiges Königreich.

Sehen wir uns zunächst die Quellenlage an. Grundsätzlich ergibt sich aus der Mittelalterthese, dass alle Chroniken, die in die Phantomzeit datiert werden, Fälschungen sind. Chroniken, die dem 10. Jh. zugeschrieben werden, aber bis in die Phantomzeit zurückreichen, müssen zumindest teilweise gefälscht sein. Die erste bedeutende Chronik, die nach den Ottonen entstanden ist (11. Jh.), ist jene des Hermann von Reichenau; sie stimmt vor 901 mit den *Annalen von Fulda* überein, die 902 enden.

Von 584 bis 607 klafft eine Lücke von 24 Jahren an verlässlicher Überlieferung. Im Prinzip muss man davon ausgehen, dass diese Jahre mit den 24 Jahren vor 911 identisch sind, also die Zeit von 887 bis 910 umfassen. Über diese Periode berichten – allerdings konform mit den Fälschungslegenden – vor allem die *Annalen von St. Vaast* (bis 900), die *Annalen von Fulda* (bis 902) und die *Chronik des Regino vom Prüm* (bis 906) und schließlich *Hermann von Reichenau,* wobei man vorläufig unterstellen kann, dass die Fuldaer Annalen eine späte Fälschung auf der Basis der Chronik Hermanns sind. Inwieweit diese Chroniken über die fraglichen Jahre korrekt berichten oder nur „Anpassungsgeschichten" sind, lässt sich nur aufgrund von Plausibilität entscheiden. Allzu fern von der Wahrheit können diese Berichte nicht sein, weil in einer Zeit starker mündlicher Überlieferung den Zeitgenossen Ottos III. noch einiges über die letzten Generationen bekannt war.

Jedenfalls setzen alle diese Berichte die Karolingerzeit und den Großen Karl voraus. Vom wem aber stammt die ursprüngliche Idee von Carolus Magnus, dem größten aller Frankenherrscher? Wenn die „Geheimschrift" *De Administrando Imperii [DAI]* Konstantins VII. und die aus seiner Werkstatt stammende – so meine derzeitige Meinung – *Chronik des Theophanes* echt und korrekt überliefert (nicht unbedingt wahr) sind, dann ist Konstantin VII. der Urheber der Karlslegende, die dann spätestens zusammen mit dem neuen Kalender von Byzanz in den Westen gelangte. Zur Zeit des Hermann von Reichenau war sie jedenfalls allgemein bekannt und schon Otto III. muss entsprechende Geschichtstexte in Auftrag gegeben und in Umlauf gebracht haben. In *DAI* finden wir nämlich im Kapitel über König Hugo von Italien [DAI, 26. Übersetzung aus dem Englischen A.B.]:

> „Der ältere Lothar, König von Italien, Großvater des glorreichen Königs Hugo, stammte ab von der Familie des älteren Karl, eines Mannes viel gefeiert in Gesängen und Geschichten und Vollbringer heldischer Kriegstaten. Dieser Karl war der alleinige Herrscher über alle Königreiche und regierte als Kaiser in Großfranken. Und in seinen Tagen wagte kein anderer König sich König zu nennen, sondern sie waren alle seine Vasallen;

und er sandte viel Geld und reiche Schätze nach Palästina und baute eine große Zahl von Klöstern."

Und in der *Chronik des Theophanes* finden wir (in Stichworten) folgende Eintragungen:

723/4 Bericht über Papst Stephan, der vor den Langobarden zu den Franken flieht und Pippin zum Patricius erhebt. Pippin soll die Araber unter 'Abd ar-Rahman besiegt haben. Pippin wird König, setzt seinen Vorgänger ab. Seine Söhne heißen Karoulos und Karoulomagnos [Karl und Karlmann].

796/7 Papst Leo geblendet, flieht zu Karl. Der erobert Rom und wird

800/1 zum Kaiser gekrönt.

801/2 Gesandtschaft bittet vergeblich um die Hand der Kaiserin Irene.

Wenden wir uns Karl dem Einfältigen zu. Er wurde im Rahmen der Mittelalterthese erheblich aufgewertet, damit ein passend großer Karl vorhanden ist, dem man z.B. die gefundenen Karlsmünzen zuordnen kann. In der traditionellen Geschichtsschreibung kommt er allerdings recht schlecht weg. Hier die schöne Zusammenfassung aus Meyer's Konversations-Lexikon von 1897:

„K. III., von späteren Chronisten mit Unrecht der Einfältige genannt, geb. 879, gest. 929. Ludwigs II., des Stammlers, jüngster Sohn und von zweifelhafter Legitimität, wurde, als sein Bruder Karlmann 884 starb, bei der Besetzung des Thrones zu gunsten Karls des Dicken von Ostfranken durch die von den Normannen hart bedrängten Franzosen [sic!] übergangen. Nach dem Tode Karls des Dicken macht er dem Usurpator Odo die französische Krone streitig und zwang ihn 897 zu einem Vertrag, in dem alles Land zwischen Seine und Maas ihm abgetreten wurde. Als dann Odo im Januar 898 starb, ward K. König von ganz Frankreich, vermochte aber den übermächtigen Vasallen gegenüber nicht mehr Ruhe und Ordnung herzustellen. Dem furchtbaren normännischen Piratenhäuptling Hrolf (Rollo) Gangr überließ er 911 die Normandie als erbliches Herzogtum, wofür Hrolf unter dem Namen Robert Christ wurde und des Königs Tochter Gisela heiratete. Die Zwistigkeiten in Deutschland [sic!] benutzte er, um 912 ganz Lothringen diesem abzunehmen und mit Frankreich zu vereinigen. 922 brach gegen ihn ein Aufstand der französischen Großen unter Giselbert von Lothringen, Rudolf von Burgund [Anm.: vom westfränkischen Herzogtum, nicht vom Königreich; A.B.] und Robert von Francien, der zum König ausgerufen wurde, aus. In der Schlacht bei Soissons (923) fiel zwar der letztere, aber der König wurde besiegt und Rudolf von Burgund an seiner Stelle auf den Thron erhoben. Noch hielt K. sich im Felde, als ihn Graf Herbert von Vermandois durch verräterische Vorspiegelungen in die Gefangenschaft lockte. In des Grafen Schloß zu Péronne starb K."

Nachzutragen ist, dass Karl schon 893 im Alter von 14 Jahren von gegen König Odo opponierenden Adligen zum Gegenkönig ausgerufen worden war. Dies ist offenbar eine Legende, denn Karl wurde als ein 879 nachgeborener Sohn des Karolingers Ludwigs II. in die Karolinger-Story eingebaut, um den Anschluss an die Nachphantomzeit herzustellen.

Auch die neuere Forschung sieht Karl als einen schwachen Herrscher, dem es niemals gelang, sich im ganzen Westreich – vom Königreich Burgund ganz zu schweigen – durchzusetzen und dessen Erfolg in Lothringen seine Ursache in der Schaukelpolitik intriganter lothringischen Großer hatte, die 925 mit dem endgültigen Anschluss an das Ostreich ihren vorläufigen und 954 mit der Ernennung von Ottos I. Bruder Brun, Erzbischof des lothringischen Köln, zum Herzog von Lothringen ihren endgültigen Abschluss fand. Brun starb 965, und die lothringischen Wirren waren im ottonischen Hause sicher auch im Jahre 1000 noch nicht vergessen. Von einer Reichseinigung unter Karl oder der Erringung der Herrschaft im „größten Teil des Ostreiches" [Wirsching 2004, 581], nur weil die lothringischen Großen, die ihn bald verrieten, ihn als König anerkannten, kann wirklich nicht die Rede sein. Für die Behauptung gar, dass Heinrich König Karl 915 die Herzogsgewalt über Sachsen und Thüringen „abgetrotzt" habe [Wirsching 2004, 581; Thiel 2005, 417] gibt es in den Quellen nicht die geringste Grundlage. Auch die Behauptung, Konrad I. habe 918 Heinrich I. zum König der Franken [Thiel 2005, 418] ernannt, ist äußerst kühn. Konrad, nicht von königlichem Geblüt, war ja selbst ein gescheiterter Herrscher, der sich gegen die Herzöge nicht durchsetzen konnte.

Während die westfränkischen Chroniken *(Annalen von St. Bertin und St. Vaast)* ausführlich über die Thronwirren seit 879 berichten, findet Karl III. im Osten kaum Beachtung. Die *Fuldaer Annalen* berichten gar nichts, und Regino von Prüm nur sehr wenig. Bei Hermann von Reichenau – soweit er über die *Fuldaer Annalen* hinausgeht – finden wir nur einen Satz zum Jahr 920: „König Karl von Gallien kam nach Franzien". Dazu die Anmerkung des Herausgebers:

> „Francia meint hier die Gegend von Worms, wo Karls Einfall abgewehrt wurde, siehe darüber Reginos Fortsetzung zum Jahr 923 (welches das richtige Jahr ist)."

Die geopolitische Situation im Jahre 911 sah also wie folgt aus: In Burgund zwischen Rheinknie und der Provence bestehen zwei Königreiche, die sich 933 vereinigen: Im Norden (Hochburgund) herrscht der Welfe Rudolf I. (888–912) als König, im Süden (Niederburgund) Ludwig der Blinde (890–928, 900 König von Italien, 901–05 Kaiser), der Sohn Bosos von Vienne (traditionell 879 erster Nichtkarolinger mit Königswürde).

Im Westfrankenreich regiert Karl III. im Seine-Gebiet und im Regnum Chlotharii unter prekären Verhältnissen; das Herzogtum Normandie untersteht seiner Herrschaft nur nominell, ebenso die Bretagne; die Aquitanier ignorieren die Pariser Könige vollständig. Immerhin datieren sie nach deren Regierungsjahren ihre Urkunden. Von Karl selbst sind über 120 Urkunden erhalten [Theis 1990, 137]. Sie stammen merkwürdigerweise meist aus seinen ersten Regierungsjahren; sie bezeugen seine Gunst gegenüber Kirchen vorwiegend und ausgerechnet in Septimanien und Katalonien! Was von solchen Urkunden zu halten ist, wissen wir inzwischen. Aber es gelingt Karl – wer immer er war –, eine Dynastie echter Karolinger zu gründen. Im Westreich wird sein Sohn Ludwig IV. 936 König; es folgen 954 Lothar und 986–87 Ludwig V. als letzter Karolinger.

Im Ostfrankenreich wird 911 nach dem Tode Ludwigs des Kindes (von Theis „König von Wenig" genannt) Konrad I. aus einer einflussreichen mainfränkischen Familie zum König erhoben. Die Herzöge von Sachsen, Schwaben und Bayern wehren sich aber gegen die Wiederherstellung einer starken Königsmacht. Kämpfe brechen aus. Mit den Sachsen kommt es 915 zu einem Kompromiss; Schwaben und Bayern bleiben feindselig. Konrad stirbt 918 an einer auf einem Feldzug gegen Herzog Arnulf von Bayern erlittenen Wunde.

Wie kam es zu diesem Chaos? Und was geschah zwischen 584 = 887 und 911 wirklich? Offenbar ist nach 584 – spätestens nach dem Tode Guntrams von Burgund (traditionell 592) – die Merowingerherrschaft völlig zusammengebrochen; die ohnehin schon aufmüpfigen Großen waren nicht bereit, die minderjährigen Knaben weiterhin als Könige zu akzeptieren. Vermutlich hat man sie den Zeitbräuchen entsprechend umgebracht. Die verschiedenen „Regna" [Birken 2004, Karte S. 568] des Reiches wurden weitgehend unabhängig. Für die genannten 24 Jahre verzeichnen die Annalen und Chroniken eine Anzahl von Herrschern: Im Westreich haben wir den Grafen Odo von Paris 888–98 als König. Seinen Lokalrivalen Karl hat man wohl nur seines Namens wegen in die Karolingerlegende eingebaut.

Im Ostreich regiert 887–99 offenbar mit starker Hand ein Arnulf von Kärnten, von dem gesagt wird, er sei 896 vom Papst Formosus zum Kaiser gekrönt worden. Auf die wirre Folge der so genannten italienischen Nationalkönige hatte er keinen Einfluss, weil er schon 899 starb. Seine Mutter war Liutswinda, die Schwester des Grafen des bayerischen Nordgaues. Sein „natürlicher" Vater soll der Karolinger Karlmann (König in Bayern 876–80) gewesen sein. Vielleicht war Arnulf tatsächlich ein „natürlicher" Merowinger und der Begründer der bayerischen Dynastie der Arnulfinger. Als Arnulfs Söhne kennen wir Zwentibold, 895–900 erfolgloser König von Lotharingien, und schließlich Ludwig das Kind, 900–911 König der Ostfranken.

Letzterer käme durchaus als Urheber „karolingischer" Ludwigsmünzen in Betracht. Für die Karlsmünzen haben wir ja einen Kandidaten – ausgenommen für jene wenigen mit der Inschrift CAROLVS IMP oder gar CARLVS IMP AVG. Oder hat Karl III. wie nicht wenige seiner Zeitgenossen mit einem Papst über eine Kaiserkrönung verhandelt und schon im Vorgriff kaiserliche Münzen prägen lassen? Heinsohn schreibt ihm diese Münzen jedenfalls zu [Heinsohn 2001, 655 ff.]. Aber vielleicht hätte Karl sich mit so einer Aktion nur lächerlich gemacht.

Literatur

Birken, Andreas (2004): Regnum Chlotharii – Welcher Lothar gab Lothringen den Namen?, ZS 16 (3), 566-573

- (2005): Das porphyrne Fundament der Mittelalterthese, ZS 17 (2), 465-471

Engel, Joseph / Wolfgang Mager / Andreas Birken u.a. ([2]1978): Großer Historischer Weltatlas des Bayerischen Schulbuch-Verlags, Band II – Mittelalter, München

Favier, Jean (1984): Le Temps des principautés – de l'an mil à 1515, Paris

Heinsohn, Gunnar (2001); Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster?, ZS 13 (4), 631-661

Illig, Heribert ([3]1996): Hat Karl der Große je gelebt? Gräfelfing

- (1998): Das erfundene Mittelalter, München (Taschenbuchausgabe)
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? München

Lebecq, Stéphane (1990): Les origines franques, Nouvelle histoire de la France médiévale, Bd. 1, Paris

Lüling, Günter (2003): A Challenge to Islam for Reformation, Delhi

Theis, Laurent (1990): L'heritage des Charles, Nouvelle histoire de la France médievale, Bd. 2, Paris

Thiel, Werner (2005): Schliemanns Fluch II oder Münsters Fundament aus Wunsch und Hoffnung, ZS 17 (2), 405-419

Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung, ZS 17 (2), 420-454

Wirsching, Armin (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint, ZS 16 (3), 574-590

- (2005): Stürmten die Wikinger 400 Jahre zu spät in die Normandie?, ZS 17 (2) 378-394

Quellen

DAI: Die Byzantiner und ihre Nachbarn, Die De Administrando Imperio genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos für seinen Sohn Romanos, übersetzt, eingeleitet und erklärt von Klaus Belke und Peter Soustal, Wien 1995

THEOPHANES: The Chronicle of Theophanes Confessor, Byzantine and Near Eastern History AD 284–813, translated with introduction and commentary by Cyril Mango and Roger Scott, Oxford/N.Y. 1997

AUSGEWÄHLTE QUELLEN ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE DES MITTELALTERS (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe) – jeweils lateinischer Text mit deutscher Übersetzung:

- Band II: Gregor von Tours, Zehn Bücher Geschichten, 2 Bde., Berlin 1967

- Band IVa: Quellen zur Geschichte des 7. u. 8. Jhs. (Die vier Bücher der Chroniken des sogenannten Fredegar, Die Fortsetzungen des sogenannten Fredegar, Das Buch von der Geschichte der Franken, Das alte Leben Lebuins, Jonas Erstes Buch vom Leben Columbans), Darmstadt 1982
- Band VI: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, 1. Teil (Die Reichsannalen, Einhard: Leben Karls des Großen, zwei „Leben" Ludwigs, Nithard Geschichten), Darmstadt 1968
- Band VI: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, 2. Teil (Jahrbücher von St. Bertin, Jahrbücher von St. Vaast, Xantener Jahrbücher), Darmstadt 1969
- Band VII: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, 3. Teil (Jahrbücher von Fulda, Regino Chronik, Notker Taten Karls), Darmstadt 1969
- Band XI: Quellen des 9. und 11. Jhs. zur Geschichte der Hamburger Kirche und des Reiches (Rimbert Leben Ansgars, Adam von Bremen: Bischofsgeschichte der Hamburger Kirche), Wipo Taten Kaiser Konrads II., Hermann von Reichenau Chronik), Darmstadt 1978

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3
A.Birken@t-online.de

Dom und Liebfrauen zu Trier
1.690 Jahre Architekturgeschichte ? (Trier I)

Karl-Heinz Lewin

Die Trierer Doppelkirchenanlage Dom (Nordkirche: Domkirche St. Peter) und Liebfrauen (Südkirche) bezeugt eine ehrwürdig lange Architekturgeschichte. Ursprünglich erbaut in der Römerzeit, mit romanischen, gotischen und barocken Erweiterungen und Umbauten, mussten die beiden Kirchen im Laufe der vielen Jahrhunderte auch immer wieder instand gesetzt werden. Daher sollten sich an oder in ihnen auch Spuren der Bautätigkeit des (laut Heribert Illig „erfundenen") frühen Mittelalters finden, wenn diese Zeit tatsächlich existierte und deshalb in ihr auch gebaut und instand gesetzt wurde.

Während meiner Schulzeit, von 1960 bis 1968 am Max-Planck-Gymnasium zu Trier kam ich an jedem Schultag auf dem Weg vom Hauptmarkt zum Gymnasium an der Westseite der beiden Kirchen und an der Nordseite des Doms vorbei und konnte an ihnen die frühe mitteleuropäische Baugeschichte durch bloßes Betrachten eindrucksvoll studieren. Von Südwest nach Nordwest begegnete ich dort (vgl. Abb. 2)

- der Gotik (Liebfrauen und oberer Teil des südl. Westturms des Doms),
- der Romanik (unterer Teil des südlichen Westturms, nördlicher Westturm und gesamter restlicher Westbau des Doms),

dann von Nordwest nach Nordost (vgl. Abb. 1)

- der Römerzeit (sog. Römischer Quadratbau, in dem trotz barockem Umbau mit schlankeren Fenstern die Bögen der ursprünglichen, breiteren römischen Fenster noch deutlich zu sehen sind),
- der Früh-Gotik (Ostchor) und der mittleren Gotik (Chortürme),
- dem Barock (Heiligrock-Kapelle)

und lernte so diese verschiedenen Baustile zu erkennen und zu unterscheiden.

Die antike Baugeschichte

Der Baubeginn der Nordkirche (Quadratbau, heute Mittelteil des Doms) wird durch Münzfunde (aus dem Jahre 326) in den Fundamenten datiert [R. = Ronig 3]. Unter den Grundmauern fand man in zwei Grabungskampagnen (1945–46 und 1965–68) Trümmer eines palastähnlichen Gebäudes, das im selben Jahr (326) zerstört oder abgerissen wurde [R. 5]. Erhaltene Stücke der Deckengemälde sind im Bischöflichen Museum ausgestellt.

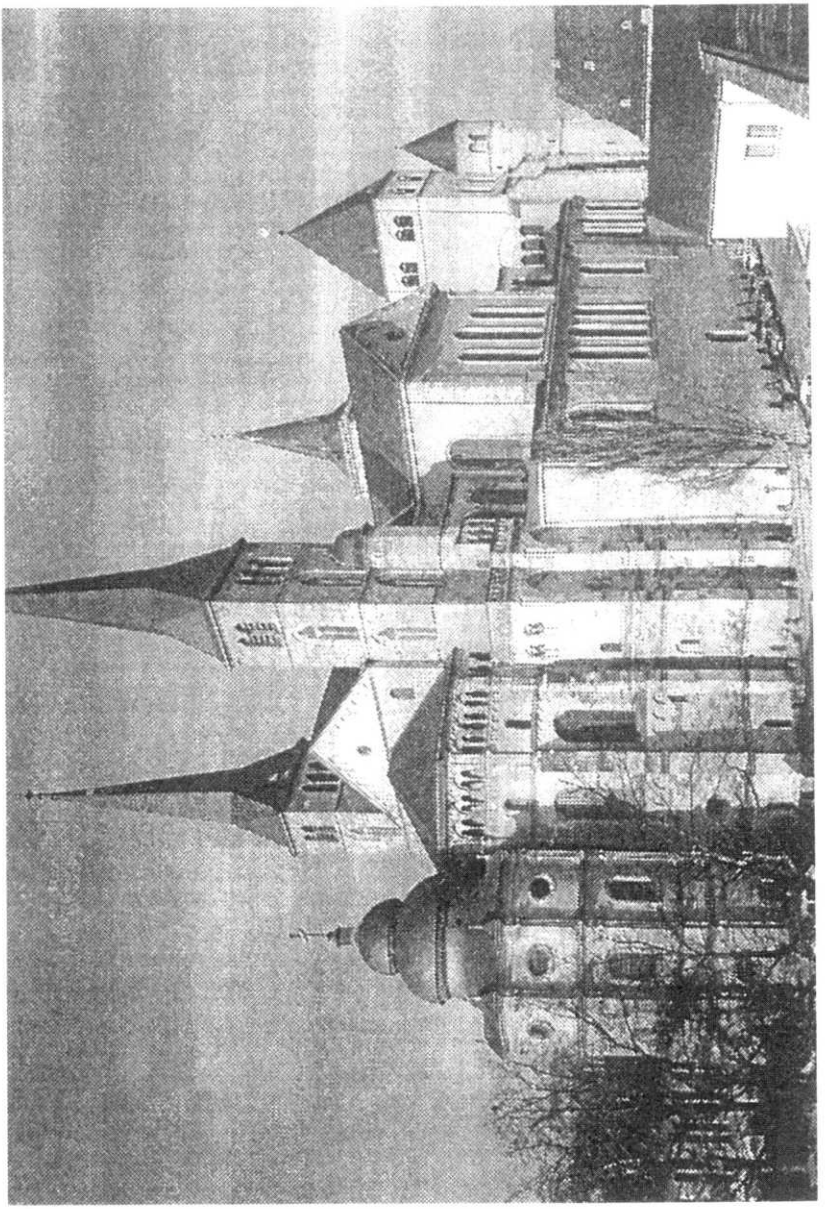


Abb. 1: Dom von Nordost: Heiligrock-Kapelle, Ostchor, römischer Quadratbau mit barockem Querschiffsaufbau, Westbau [Ronig 26]

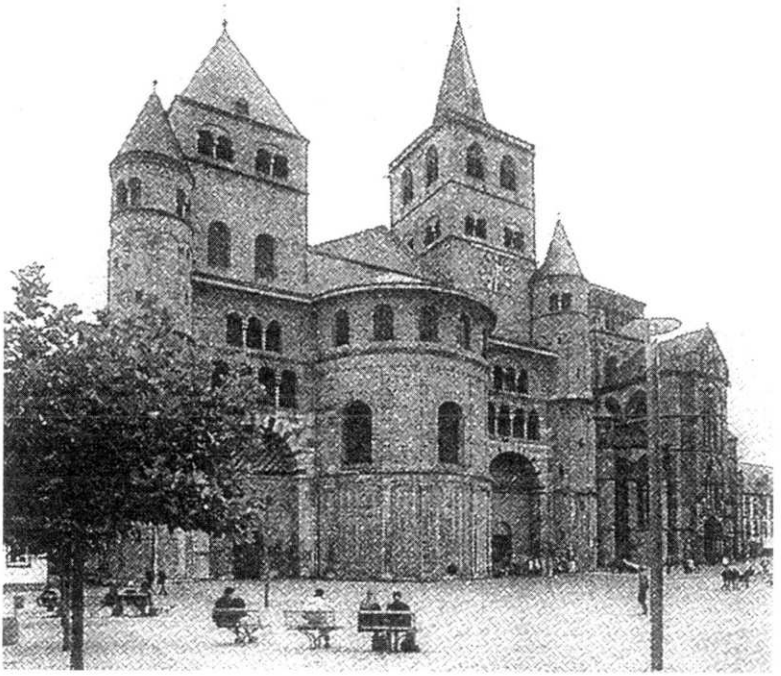


Abb. 2: Trierer Dom und Liebfrauenkirche von Nordwesten, Blick über den Domfreihof [Kuhnen 115]

Die offizielle Baugeschichte von Dom und Liebfrauen

(Alle Daten aus Ronig [hintere Umschlaginnenseiten], „Datentafel", Jahreszahlen in der ersten Spalte, ~ = Circa-Daten., fettgedruckte Daten sind durch Münzen oder Bauholz datiert – siehe Text weiter unten; in Klammern die jeweiligen Bischöfe bzw. Erzbischöfe als Bauherren)

315	Baubeginn im Ostteil der Südkirche (heute Liebfrauen) der Doppelkirchenanlage (Agritius)
321	Fertigstellung der Südkirche (Agritius)
326	Baubeginn der Nordkirche (Agritius)
364	Erneuerung des Quadratbaus unter Kaiser Valentinian (Bonosus)
~380	Vollendung des Quadratbaus unter Kaiser Gratian (Britto)
411-51	Eroberungen und Brandschatzungen im Zuge der Völkerwanderungskriege; der Dom brennt aus (Mauritius)

~550	Restaurierung des Doms (Nicetius)
882	Plünderung und Brandschatzung durch die Normannen (Bertolf)
~910/20	Bauarbeiten im Westbereich der späteren Mittelkrypta (Radbod)
931-56	Umbau der konstantinischen Südkirche / Liebfrauen (Ruotbert)
958	(neuer) Kreuzgang mit Kapitelräumen (Heinrich)
989/90	Ummantelung der beiden nördlichen Vierungssäulen des Nicetius mit kreuzförmigen Pfeilern, Andreaskapelle an der Nordwand des Quadratbaus (Egbert)
~1000	feste Mauer mit Türmen um die Domimmunität (Ludolf)
1020	Kaiser Heinrich II. stiftet goldenes Antependium für den Altar
1030-37	Restaurierung und Umbau des Quadratbaus, Einbau der Mittelkrypta (Poppo von Babenberg)
1037-47	Erbauung des Westbaus bis an die Turmansätze (Poppo v. B.)
1040/42	Bauholz aus dem Westbau Poppos
1053-56	Nördlicher Westturm (Eberhard)
1074	Weiterbau des südlichen Westturms (Udo von Nellenburg)
1121	Weihe des Westbaus mit Westkrypta (Bruno v. Bretten u. Lauffen)
~1155/65	Baubeginn des neuen Ostchores (Hillin von Falmagne)
1196	Weihe des Hochalters im neuen Ostchor (Johann I.)
1211	Bauarbeiten am nördlichen Ostchorflankierungsturm (Johann I.)
1217	Bauarbeiten am Mittelschiffgewölbe (Theoderich II. von Wied)
1220	Arbeiten am Dachstuhl (Theoderich II. von Wied)
~1235	Baubeginn der neuen Südkirche (Theoderich II. von Wied)
~1245	Baubeginn des gotischen Kreuzganges mit Nebenräumen (Arnold II. von Isenburg)
1339-54	Osttürme erhalten gotische Fenster und weitere Geschosse (Balduin von Luxemburg)
~1470	„Badischer Bau" am Nordflügel des Kreuzgangs (Johann II. von Baden)
1480/81	Savigny-Kapelle am Nordflügel des Kreuzgangs (Johann II.)
1515	Erhöhung des südlichen Westturms um das Glockengeschoss (Richard von Greifenklau zu Vollrads)
1664-68	Barockisierung des Westchores innen (Karl Kaspar von der Leyen)
1687-99	Vorderteil der Heiligrock-Kapelle (Johann Hugo von Orsbeck)
1702-08	Heiligrock-Kapelle (Johann Hugo von Orsbeck)
1717	Brand des Doms
1719-23	Wiederherstellung und barocker Umbau (Franz-Ludwig von Pfalz-Neuburg)
1728	Abschluss der Innenarbeiten (Franz Georg von Schönborn)
1824-25	Instandsetzungen, Reparaturen (Josef Ludwig Alois von Hommer)
1832	Empore mit Orgel im Westchor (Josef Ludwig Alois v. H.)
1842-51	Restaurierung (Wilhelm Arnoldi)
1884-10	„Wilhelminische" Restaurierung des Doms (Michael Felix Korum)
1899/01	Neugotische Sakristei (Michael Felix Korum)
1960-75	Große Domrestaurierung (Matthias Wehr)

Der ursprüngliche Plan der Doppelkirchenanlage (doppelte Grundfläche der heutigen beiden Kirchen Dom und Liebfrauen, vgl. Abb. 3, 4) wurde „nach dem letzten Krieg" und in den Jahren 1960 bis 1979 archäologisch erschlossen [R. 3, 5, 23]. Andere Quellen geben „mehrere Grabungskampagnen" in den Jahren 1943–81 an [Kuhnen 116; Stadt Trier 96]. Leider geht aus dem veröffentlichten Grundriss (Abb. 4) nicht hervor, welche Mauerteile tatsächlich gefunden wurden. Hans-Peter Kuhnen kritisiert deswegen den Ausgräber Theodor K. Kempf, Direktor des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums, der in seinen zwischen 1949 und 1980 erschienenen Untersuchungsberichten

> „eindrucksvolle Rekonstruktionen der frühesten Kirchenbauten bot, ohne jedoch konkret zu dokumentieren, wo genau gegraben wurde, welche Befunde tatsächlich beobachtet und welche hypothetisch erschlossen wurden, und welche Funde im Einzelnen den Datierungen zu Grunde liegen" [Kuhnen 116].

Die Autoren des Landesamts für Denkmalschutz deuten die Anlage als vier dreischiffige Basiliken, von denen die südwestliche „vermutlich als erste im frühen 4. Jh. angelegt" wurde, „die übrigen Basiliken dürften kaum vor 330 entstanden sein" [Stadt Trier 96].

Während die Südkirche (oder eine der Südkirchen – die östliche [R. Datentafel] oder die westliche [Stadt Trier 96]?) fertiggestellt wurde, geht aus den Veröffentlichungen nicht hervor, wie weit der erste Bau der Nordkirche über die Fundamente hinaus kam. An gleicher Stelle wird von einem „vermutlich in den späten 340er Jahren begonnenen, um die Jahrhundertmitte nicht weiterverfolgten" Ostabschluss geschrieben. Erst in der zweiten (oder dritten?) Bauphase (364) wurde der Quadratbau mit etwa 40 Meter Seitenlänge begonnen, „Datierung durch ein im Mauerwerk aufgefundenes Rüstholz" [R. 4]. Münzfunde im Mauerwerk (Kaiser Gratian) datieren die Vollendung. Der Quadratbau bildet heute noch den mittleren Teil des Doms, seit 1717/23 allerdings nur noch mit zwei von ehemals drei Geschossen.

Die „älteste konkrete Erwähnung des Trierer Domes verdanken wir" dem hl. Athanasius aus Alexandria, der von 335–337 nach Trier verbannt war und „342/43 [...] ein zweites Mal in Trier gewesen sein" dürfte [R. 6].

In der Völkerwanderungszeit wurde Trier viermal von den Franken erobert (411–431), eine Eroberung durch die Hunnen (451) „ist wahrscheinlich" [R. 6]. „Bei einer der Brandschatzungen brannte auch der Dom völlig aus", Abplatzungen an antiken Basaltstufen werden als Hinweis auf die Glut gedeutet. (Eine der beschädigten Granitsäulen – Syenit [Stadt Trier 96] – liegt seit dem 6. oder 10. Jh. vor dem Eingangsportal und dient der Schuljugend als beliebte Rutschbahn; s. Abb. 5.) Bis zur folgenden Restaurierung dauerte es 100 Jahre, „bis dahin hatte man sich mit der – wohl auch nicht unbeschädigten – Südkirche begnügen müssen" [R. 6]. Kuhnen [121] erwähnt dagegen, der

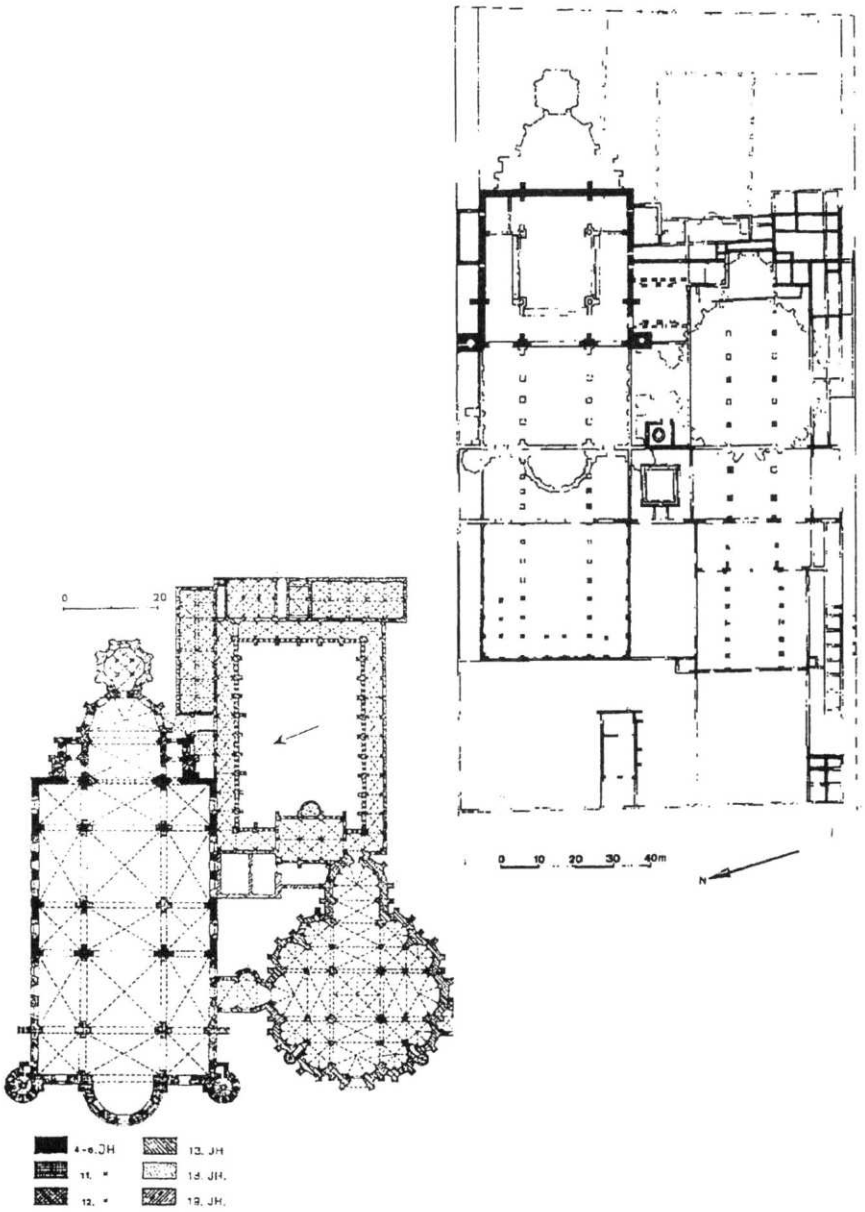


Abb. 3: Grundriss von Dom und Liebfrauenkirche [Stadt Trier 97]
Abb. 4: Doppelkirche des 4. Jh. (rekonstruiert) [Kuhnen 118]

„Wiederaufbau soll in der Südbasilika bereits während des 5. Jahrhunderts [...] begonnen haben".

Erst Bischof Nicetius brachte Autorität und Geld für die Domrestaurierung auf. Für den Ausbau der Domruine wurden „italische" Bauleute nach Trier geholt, „die die Technik des Steinbaues im großen Stil noch beherrschten" [R. 6]. Die „gestürzten Syenitsäulen (wurden) durch Kalksteinsäulen mit Spolienkapitellen des 2. Jh. ersetzt" [Stadt Trier 96]. Westlich an den Quadratbau anschließend wurde auf den alten Fundamenten eine Basilika „restauriert" (oder überhaupt erst gebaut?), wie an Bauresten unter dem heutigen Domfreihof rekonstruiert wurde [R. 7].

Die Wiederaufbaumaßnahmen des Nicetius wurden von Venantius Fortunatus bei seiner Moselfahrt (565/66) und später von Alkuin (ca. 780) besungen.

Das frühe Mittelalter

In den folgenden 360 Jahren (550–910) scheinen dann keine Reparaturen erforderlich gewesen zu sein. Weder Karl der Große, der „vor oder nach 800 [...] Weihnachten in Trier" gefeiert habe, noch Ludwig der Fromme, der 821 Trier besucht habe [R. Datentafel], hinterließen irgendwelche Spuren.

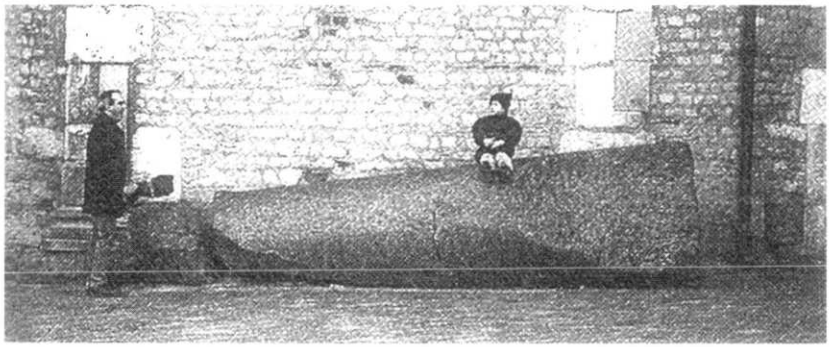


Abb. 5: Der „Domstein", ein beliebter Kinderspielplatz [Kuhnen 119]

Auch der legendäre Wikingereinfall in der Karwoche 882 („Normannensturm"), bezeugt durch Regino von Prüm [Anton/Haverkamp 90], hat anscheinend keine merklichen Schäden hinterlassen. Zwar konnten sich „die Stadt und der Dom nur langsam und schwer" erholen, aber das „Ausmaß der damaligen Schäden am Dom ist unbekannt" [R. 7]. Dagegen glauben die Autoren des Landesamts für Denkmalpflege, „[w]elche Ausmaße die Verwüstungen erreichten, ist nur annähernd zu ermitteln [...]. Nachgewiesen sind Beschädigungen im Dombereich" [Stadt Trier 22].

> „Ob überhaupt und inwieweit nach dem Normannensturm der Dom wiederhergestellt werden konnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Auf alle Fälle kann man im Anfang 10. Jahrhunderts einige Baumaßnahmen nachweisen." [R. 7]

Doch diese betrafen nach heutiger Kenntnis nur einen kleinen Innenbereich. Erneut weichen die Autoren des Landesamts für Denkmalpflege ab, denn sie sehen eine „Instandsetzung des Quadratbaus um 920" [Stadt Trier, 96].

Unter Erzbischof Heinrich, „der 958 das Marktkreuz errichtete", wurde der Kreuzgang mit den Klerusgebäuden „erneuert oder neu erbaut" [R. 7].

Erzbischof Egbert „baute auch am damals durch die Folgen des Normannensturms noch schadhaften Doms", ließ die (1792 wieder abgerissene) Andreaskapelle an der Nordseite errichten, die Fundamente für einen Westbau legen und insbesondere 989/90 die „im 6. Jahrhundert [...] errichteten Säulen mit kreuzförmigen Pfeilern [...] 'ummanteln'". Die Datierung sei „durch Bauhölzer eindeutig [...] (Die alte Chronik wies sie dem 11. Jahrhundert zu [...])". Dennoch waren die Pfeiler bei seinem Tode „noch nicht zu Ende gebaut" [R. 7]. Hier wurden also die Angaben der „alten Chronik" (ohne Verweis) durch die Dendrochronologie nach unten korrigiert!

> „Unter Egberts Nachfolgern scheint die Bautätigkeit am Dom geruht zu haben; der Bau selbst gibt keine Nachrichten preis, und auch die schriftlichen Quellen schweigen" [R. 7].

Spätes Mittelalter und Neuzeit

> „Erst unter Erzbischof Poppo [1016–1047;...] wurden die Bauarbeiten am Dom wieder aufgegriffen und zügig vorangetrieben" [R. 8].

Die Autoren des Landesamts für Denkmalpflege [Stadt Trier 96] müssen jedoch noch schnell die ansonsten nicht belegbare Karolingerzeit anführen:

> „Nach dem Abbruch des karolingischen Langhauses entstand durch die Übernahme des Quadratbaus und durch Wiederholung seiner rhythmisch wechselnden Jochgrößen nach Westen eine dreischiffige, fünfachsige Pfeilerhalle (nordwestlicher Mittelschiffpfeiler dendrochronologisch 1040 datiert). [...] Abschluss des popponischen Bauprogramms bildete der aufs

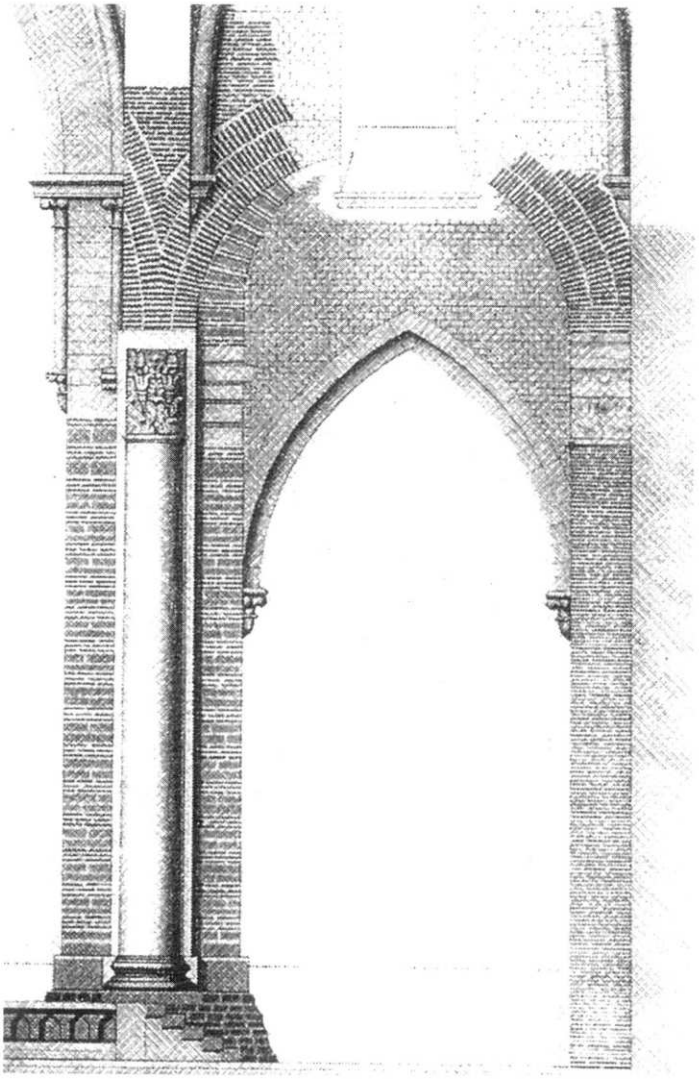


Abb. 5: „Schnitt durch den nordwestlichen Vierungspfeiler und das nördliche Seitenschiff (mit Blick von Osten): Treppen des Quadratpodiums (4. Jh.); nicetische Säule (6. Jh.) mit Ummantelung (10. Jh.); Ziegelbögen (6. Jh.), durch barockes Fenster (18. Jh.) durchbrochen; darunter: sichelförmiger Bogen (11. Jh.); Wand, Wandpfeiler und Kapitellrest (4. Jh.); Spitzbogen und Füllmauerwerk (11. Jh.)" [Ronig 6]

engste mit dem Langhaus verzahnte, heute noch erhaltene Westchorbau (Erdgeschoß des Nordwestturms 1042 dendrochronologisch datiert [...])."

Der Hinweis auf den „Abbruch" eines vorher nicht erwähnten „karolingischen Langhauses" erstaunt; ein solches wird weder von Ronig noch von Kuhnen erwähnt; auch Anton/Haverkamp kennen keine karolingischen Bauarbeiten am Dom. Erwähnt wurde vorher lediglich, dass „unter Erzbischof Egbert (977–93) ein dreischiffiges Langhaus begonnen" wurde [Stadt Trier, 96]. Gilt diese Zeit noch als „karolingisch"? Oder haben sie dessen Bauarbeiten mit denen von 910/20 verwechselt?

Weitere Restaurierungsarbeiten folgen im 13. Jh.

Danach sind für die nächsten 500 Jahre wieder keine nennenswerten Restaurierungsarbeiten erforderlich, und die folgende Wiederherstellung (1719–23) ist einem Brand (1717) geschuldet. Anders als in den Jahrhunderten von 550 bis 910 aber erfolgten im Durchschnitt etwa alle 40 Jahre mehr oder minder umfangreiche Um- und Erweiterungsbauten.

Schlussfolgerung

Ein Schnitt durch einen Vierungspfeiler (Abb. 6) demonstriert sehr schön die archäologisch nachgewiesenen Jahrhunderte mit Bautätigkeiten in diesem Bereich des Dom: 4., 6., 10., 11., 13., 18.; im Verein mit anderen Stellen sind das 10. bis 20. Jh. lückenlos belegt.

Ein Nachweis von Spuren aus dem „erfundenen" Mittelalter ist nicht gelungen. (Das [in Stadt Trier 96] erwähnte „karolingische Langhaus" ohne Verweis auf Jahreszahlen oder auf einen Bauherrn betrachte ich nicht als ‚Nachweis' – nicht einmal als ‚Spur'.)

Sogar einige der dem 10. Jh. zugewiesenen Bautätigkeiten könnten aus dem Anfang des 11. Jh. stammen, wenn die oben erwähnte „alte Chronik" recht hat und die Dendrochronologie sich irren sollte. (Könnte es nicht auch sein, dass die Hölzer bei ihrer Verbauung schon Jahrzehnte alt waren?)

Die offizielle Baugeschichte kennt jedenfalls ***keinerlei*** Bautätigkeit in der Zeit von 550 bis 910.

Nachwort und Ausblick

Nicht nur an der zentralen Kirchenanlage Dom und Liebfrauen lässt sich in Trier eine deutliche zeitliche Baulücke feststellen. Während der von Illig [1996] identifizierten Phantomzeit wurde in der Stadt Trier auch nichts anderes gebaut – und kein Mensch begraben. Andererseits sollen rund um Trier – von Saarburg bis Wittlich – zahlreiche Gräber gefunden worden sein, die in die Zeit der späten Merowinger und der Karolinger datiert werden. Ich berichte darüber in den Folgebeiträgen.

Welche Schlussfolgerungen sich aus diesen Beobachtungen für die in der vorhergehenden Ausgabe der Zeitensprünge geführten Kalenderdebatte [Voigt; Lewin; Birken; Illig 2005] ergeben, darüber möchte ich jetzt nicht spekulieren. Darauf werde ich am Ende meiner Untersuchungen zu Trier zurückkommen.

Literatur

Anton, Hans-Hubert / Haverkamp, Alfred (Hrsg., 1996): Trier im Mittelalter, 2000 Jahre Trier, herausgegeben von der Universität Trier, Band 2; Trier

Birken, Andreas (2005): Das porphyrne Fundament der Mittelalterthese; in ZS 17 (2) 465-471

Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf

- (2005): Antwort auf Ulrich Voigt; in ZS 17 (2) 472-481

Kuhnen, Hans-Peter (2001): „Dom und Liebfrauen: Die Anfänge der Trierer Bischofskirche", in: ders. (Hrsg.): Das römische Trier, Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Band 40; Stuttgart

Lewin, Karl-Heinz (2005): Komputistik contra Phantomzeitthese. Führt der Compututs Paschalis die Phantomzeitthese ad absurdum?; in ZS 17 (2) 455-464

R. = Ronig, Franz (1982): Der Dom zu Trier; Königstein im Taunus

Stadt Trier = Stadt Trier. Altstadt, Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz, Band 17.1 (2001), hrsg. im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft, Weiterbildung, Forschung und Kultur vom Landesamt für Denkmalpflege, bearbeitet von Patrick Ostermann; Worms

Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung; in ZS 17 (2) 420-454

Karl-Heinz Lewin, Haar
Karl-Heinz.Lewin@t-online.de

Die Meistersinger von Deutschland
10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten

Heribert Illig

Ein Jubiläum ist zu begehen, das auf keinen Fall häufig ist. Eigentlich sind es sogar zwei Jubiläen; aber das Aufstellen einer Arbeitshypothese (vor 15 Jahren) ist weniger selten als ihr Fortbestehen über 10 Jahre harter Diskussion und geharnischter Anfeindungen hinweg.

Denn vor zehn Jahren begann die eigentliche Diskussion um die mittelalterliche Phantomzeitthese. Von ein paar verfrühten Verbal-Ausrutschern aus Aachen abgesehen, machte Prof. Johannes Fried im Oktober 1995 die These publik, wurde sie im Januar '96 zum ersten Mal öffentlich diskutiert. Als wachsamem Beobachter der Szene war Fried ein Buch aufgefallen, demzufolge Karl der Große nie gelebt hätte. Ein solche Attacke gegen zentrale mediävistische Belange hatte es lange nicht mehr gegeben – es lag 60 Jahre zurück, dass ein Lehrer den Gang kaiserlicher Geschichte als verfälscht ansah, dass die Nazis ein Umschreiben frühmittelalterlicher Geschichte verlangten. Tempi passati – doch jetzt ein Generalangriff, der so weit ging, dass einer Fakultät die wichtigsten Objekte ihrer Forschung abhanden kämen.

Damals wurde Fried gerade wegen eines Buches von seinen Kollegen sowohl attackiert wie geehrt. Nun hielt er vor dem *Historischen Kolleg* eine Dankesrede über Phantasie in der Wissenschaft und befand: Es gibt eine, seine positive und konstruktive Phantasie – es gibt aber auch erschreckenderweise eine negative, destruktive, illusionäre, gefährliche Phantasie, wie sie in meinem Karls-Buch zum Ausdruck komme [vgl. Illig 1996, 109-112; 1997, 278]. Allerdings hatte Fried nicht genug Phantasie, um ein Kriterium vorzugeben, mit dessen Hilfe die gute und die böse Phantasie auseinander gehalten werden könnte. Insofern fand die Phantasmagorie zwar ihren Weg in die *Historische Zeitschrift* [Fried 1996a], das Zentralblatt der Historiker, verschwand aber dann rasch in der Versenkung; er selbst hat sie in seinem Folgebuch über Memorik nicht mehr zitiert.

Fast gleichzeitig wollte Fried [1996b] die Fenster des mediävistischen Elfenbeinturmes aufreißen, wobei er bei einigen Kollegen Schwulitäten voraussah; er prophezeite auch ein generationenlanges Nachsitzen bei der Scheidung von guten und schlechten, sprich echten und falschen Urkunden. Doch dann warf er das Ruder neuerlich herum und interessierte sich nicht mehr um die Absichten und Vorsätze beim Fälschen, sondern ließ sich von Neuro-Wissenschaftlern leiten: Es gäbe Neuronenstürme, aus denen Wahr-

nehmungsdeformationen entsprängen, die in der von ihm kreierten Memorik entscheidend seien [Fried 2004].

Auch dieser Weg wird sich trotz naturwissenschaftlicher Steigbügelhilfe als Sackgasse erweisen. Aber immerhin hatte Fried den Mut für neue Würfe. Die meisten seiner Kollegen – allen voran Prof. Rudolf Schieffer – begnügten und begnügen sich mit der immer gleichen Arbeit am Pergament und beißen weg, wer immer dabei stört. So desavouierte Schieffer zuletzt einen kritischen Kollegen als Verfasser eines „Schelmenromans" (s. S. 705).

Welche Chance sollte es da haben, die Axt an die Wurzel aller Diplomatik und Paläographie, an den Stamm der Mediävistik zu legen? Dafür, dass es keine gab, konnte ich sie dank der Medien und dank des Millenniums einigermaßen nutzen. Journalisten im Gefolge von Burkhard Müller-Ullrich zwangen Mediävisten und Physiker, Archivare und Dendrochronologen, Fälschungsaufdecker und Archäoastronomen zu Stellungnahmen. Auch traten einige von ihnen als Kontrahenten bei Veranstaltungen auf – ich bedanke mich hier ausdrücklich und ohne jeden Vorbehalt bei den Professoren Helmut Assing, Karl Brunner, Heinz Dopsch, Hermann Fillitz, Ingeborg Flagge, Jörg Jarnut, Johannes Laudage, Max Kerner, Friedrich Prinz (†), Volker Reinhardt, Rudolf Schieffer und Thomas Vogtherr für ihre persönliche Teilnahme an einem öffentlichen Streitgespräch.

Hier wurde im ritterlichen Konsens gefochten. Blieben die Mainstream-Vertreter unter sich oder traten sie allein vor die Öffentlichkeit, änderte sich die Tonlage häufig ins Grelle. Ohne irgend eine Beleidigung oder Verhöhnung ging es dann selten ab. Gravierend waren die dumpfen, weittragenden Paukenschläge. Fried selbst legte es darauf an, als er schon bei erster Gelegenheit vom „Karlsleugner", von der „Karlslüge" und von einem in die Katastrophe führenden Denken sprach. Andere ließen sich da nicht lumpen und schlugen vorsätzlich dieselbe Trommel. Mittlerweile scheint das zum üblichen Abwehrverhalten zu gehören, obwohl Gunnar Heinsohn [2003] dringend davor gewarnt hat. Ein aktuelles Beispiel: Gerade begrüßte im Londoner *Globe Theatre* Theaterdirektor Mark Rylance die Autoren eines Buches über eine neue Lösung des immerwährenden Shakespeare-Rätsels (nun Sir Henry Neville, ca. 1562–1615), wobei Offenheit gegenüber neuen Ideen und ihre bösartige Abwehr dicht nebeneinander traten:

> „Mit ihrem Neville hätten sie ‚ein neues Fenster' geöffnet und die fruchtbare Diskussion wiederbelebt. ‚Ich ziehe ein Haus mit vielen offenen Fenstern einer Hütte vor, deren Fenster zugenagelt sind.'
> Das ist ein Seitenhieb auf jene Vertreter der Tradition, die jede Diskussion für Ketzerei halten. Wer den Mann aus Stratford als Autor anzweifle, muss sich vom Shakespeare-Biografen Stephen J. Greenblatt (‚Will in the

World') indirekt mit Holocaust-Leugnern vergleichen lassen – so geschehen in einem Leserbrief des Harvard-Professors an die ‚New York Times'" [Borger 2005].

1997 verglich mich *Die Zeit* nicht nur indirekt, sondern direkt mit den Auschwitz-Leugnern. 1999 ging es beim Leipziger Symposium der Mediävisten auch um dieses Thema; obendrein wurden die Teilnehmer beschworen, den Gedanken an eine Phantomzeit nicht in die Köpfe der Jugend zu lassen [Niemitz 1999]. Anschließend wurden die Autoren des dreibändigen Prachtkatalogs der Paderborner Karlsausstellung angehalten, kein einziges Wort über These oder Urheber zu verlieren, worauf Prof. Michael Borgolte öffentlich (26. 9. 99) die *damnatio memoriae* über mich und meine These verkündete. Zu seinem Leidwesen kümmerte dies seine Kollegen und das Publikum wenig. Die Medien berichteten unbeirrt weiter, und in fast jedem mediävistischen Institut wurde hinter verschlossenen Türen über die These gestritten. Die nach außen vorgetragenen Argumente kamen aber über den Generalnenner „absurd" kaum hinaus. Ich werte dies als sicheres Zeichen dafür, dass sich innerhalb der herrschenden Lehre die These mit wissenschaftlichen Argumenten nicht abwehren lässt.

So blieb der Fakultät nur das Aussitzen. Das kann bekanntlich bis zu 16 Jahre lang gutgehen, ungeachtet aller Schwelbrände, die allenthalben aufflackern. Die Mediävistik schlägt bereits drei Kreuze, dass sie die erste große Attacke leidlich überstanden hat. Die Freude darüber wird nicht verschwiegen, geht es doch um eine höchst unangenehme Diskussion, „die erfreulicherweise wieder weitgehend aus den Medien verschwunden ist." (s. S. 705).

Wie wahr. Das Publikum, das bislang 100.000 Mal das erfundene Mittelalter gekauft hat, wird sich kaum noch erinnern, dass Matthias Schulz [1999] im meinungsbildenden SPIEGEL die karleske Ketzergeschichte erzählt hat, will sich doch der selbst nicht mehr erinnern. Als er jüngst „Die Welt des Mittelalters zwischen Himmel und Hölle" vorstellte [31.10. 05], da berichtet er zwar fleißig darüber, wie viele Schwierigkeiten wir Heutigen bei dem Versuch haben, das Mittelalter zu verstehen, ließ aber auch nicht den Schatten eines Zweifels am gelehrten Geschichtsbild aufkommen, so wenig wie bei seinem Parforceritt durch die byzantinische Geschichte [21.11. 05]. Beim Konkurrenzblatt FOCUS machte Roger Thiede drei Anläufe, um das Thema vorzustellen und wurde dreimal zurückgepfiffen – vielleicht war man sich bewusst, dass die Mediävisten schutzbedürftig sind.

Richard Wagner war solches Geschehen innerhalb eines elitären Zirkels eine komische Oper wert. Er schildert ein redliches, butzenscheibiges Nürnberg, in dem redliche, antiquierte Sänger einen treudeutschen Männerbund aufrecht halten, in dem sich der Adept über Singer und Dichter zum Meister

emporarbeiten kann, so er nur buchstabengetreu die „leges tabulaturae" befolgt, sprich mit Bar, Gemäß, Gesätz, Stollen, Vers und Reim samt Abgesang und Melodei zurechtkommt und Bescheid weiß um

„die ‚Frösch'-, die ‚Kälber'-, die ‚Stieglitz'-Weis,
die ‚abgeschiedene Vielfraß'-Weis" [Wagner 16].

Bis ein Junger kommt, dem nach Singen und Liebe mehr denn nach verstaubten Regeln und Beckmessereien zumute ist. Der schreibt unter meisterlicher Aufsicht – dies nur bei Wagner – ein Lied, das bei den Meistersingern nicht auf Anhieb Beifall hervorruft:

„Wer nennt das Gesang?
's ward einem bang!
Eitel Ohrgeschinder!
Auch gar nichts dahinter!" [ebd., 34]

Worauf Sachs und Borgolte, nein Beckmesser den Sängerstreit auf den Punkt bringen:

„Wollt ihr nach Regeln messen,
was nicht nach eurer Regeln Lauf,
der eigenen Spur vergessen,
sucht davon erst die Regeln auf!"

Beckmessers Contra:

„Aha! Schon recht! Nun hört ihr's doch:
den Stümpern öffnet Sachs ein Loch,
da aus und ein nach Belieben
ihr Wesen leicht sie trieben,
Singet dem Volk auf Markt und Gassen;
hier wird nach den Regeln nur eingelassen!" [ebd., 34]

Und diese Regeln liegen eisern fest, nachdem sich noch kein Sachs der Mediävistik gefunden hat. PD Amalie Fößel hat unmissverständlich klargestellt: „Geht man dagegen **methodisch korrekt** vor, dann stellt sich die eingangs zitierte Frage [nach Karls Fiktionalität] nicht" [vgl. Illig 1999, 394; Hvhg. H.I.]. Genau so ist es: Wer lieber die „'Schwarz-Dinten'-Weis" einhält [Wagner 15], als selbständig zu denken, wird nicht mehr vorankommen. Denn der ist obendrein geradezu stolz, nichts von Archäoastronomie, Kalenderrechnung, naturwissenschaftlichen Datierungsmethoden, chronologischen Problemen in anderen Kontinenten oder von archäologischen Befunden zu wissen – so trug es einer der reinen Schriftgelehrten in meiner Gegenwart vor über 200 akademischen Zuhörern vor und erhielt dafür auch noch Beifall (2002).

Bezeichnenderweise haben sich Archäologen praktisch gar nicht an der zehnjährigen Diskussion beteiligt, obwohl sie vielleicht am meisten zu sagen hätten und am meisten für ihr eigenes 'Standing' profitieren könnten. Das

ging soweit, dass die Zeitschrift *Archäologie in Deutschland* 1999 zwar eine Diskussion zum Thema einleitete, doch kein Archäologe sich an ihr beteiligte. Wenn die Archäologen weiterhin schweigende Zuträger der Mediävisten bleiben, wenn die Mediävisten die archäologischen Ergebnisse nicht apperzipieren, werden sie auf ewig ihr Pergament wiederkäuen müssen, ohne dem Mittelalter näher zu kommen. Es gäbe im akademischen Gebäude wahrlich attraktivere Berufe als Verweser sterilen Unwissens.

Während die meistersingerliche Fachwelt glücklich ist in ihrem Fachwerkturm mit den „zugenagelten Fenstern", treten unentwegt neue archäologische Funde ans Licht, werden unentwegt neue Ergebnisse ignoriert, revidiert und ganz auf den Kopf gestellt. Der aktuelle Berichtszeitraum bietet eine reiche Palette an Beispielen. Sie sind der Einfachheit halber alphabetisch gereiht, weil das Geschehen einem Grundmuster folgt: Irgendwo werkelt ein Bagger, worauf das von ihm gerissene Loch Anlass gibt für hörbares Aufatmen oder für stilles Kaschieren.

Ort des Baggerns: **Aachen**

Hier gab und gibt es „Knatsch um den Katschhof" [Schmetz 2005a], also um den Platz zwischen Dom und Rathaus. Mitte Mai rückte ein Bagger an, um neue Stromleitungen zu legen. Was außerhalb jeder Vorstellung lag – wer kennt schon die Rekonstruktion der Aachener Pfalz? –, geschah prompt: Schon bei knapp einem Meter Tiefe stellten sich dem Räumgerät Mauern in den Weg, die entschlossen zerstört wurden. Daraufhin weinten die Archäologen den als karolingisch eingeschätzten Trümmern eines Turms oder Torbaus bittere Zähren nach, obwohl doch alles „in enger Absprache mit dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege" geschehen sei [ebd.].

Erinnerungen regten sich, wurden doch im August 2001 die Überreste eines freigelegten Römerbades an der Buchkremerstaße entschlossen binnen 24 Stunden zerstört; wenige Reste dümpeln auf einem Aachener Bauhof vor sich hin [stm/alp]. Vier Jahre lang hätte man sich überlegen können, wie Bauarbeiten auf archäologisch bedeutsamen Gelände durchzuführen sind, doch in der Karlsstadt blieb es bei der Bagger-Methode.

Erst bei diesem neuerlichen üblen Missgriff reagierte die Stadt, indem sie sogleich ankündigte, die Funde zu sichern und vielleicht unter Glas im Pflaster des Katschhofs zu zeigen [Schmetz 2005b]. Obendrein beschloss sie drei Monate später, einen Stadtarchäologen einzustellen, der mit den Bauherren und deren Archäologen zusammenarbeitet und die Position der Stadt vertritt [Peltzer/Mohne]. Der soll sich unter anderem an der Erhebung aller archäologischen Funde in der Innenstadt beteiligen – keine übereilte Absicht in einer Stadt von Weltkulturerbe. Und er muss eine heikle Entscheidung treffen:

Wird der Aachener Bagger als archäologisches Handwerkszeug zugelassen? Vielleicht auch bundesweit? Doch im November neue Enttäuschung:

> „Erstaunlicherweise soll die Position zunächst nur für zwei Jahre eingerichtet werden, als ginge es nicht darum, eine bisher nicht vorhandene Infrastruktur für die Stadtarchäologie aufzubauen" [aro.]

Da will die F.A.Z. nicht begreifen, dass Aachen mit Archäologie nichts 'am Hut' hat: Es genießt seine historische Erinnerung am liebsten frei von jedem grobstofflich-irdischen Anteil.

Doch schon im September hat es Widerspruch gegeben. Der örtliche Mediävist Prof. Dietrich Lohrmann teilte den Zeitungslesern mit, dass die Spitzenarchäologen des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege, Bonn, die „weitere Zerstörung trotzdem genehmigten. Nun sind sie empört, dass man sich über sie empört". So klar er hier die Schuldigen ansprach, so klar machte er einmal mehr deutlich, dass die Archäologie weiterhin hinter den Urkunden zurückstehen muss:

> „Außerdem braucht die Forschung jedes nur mögliche Grabungsdetail, um die Angaben der schriftlichen Zeugnisse zu den Bauten der Aachener Pfalz überprüfen und ergänzen zu können." [Lohrmann]

Erstaunlich, wie wegweisend es in Aachen zugeht – denn überprüft werden hier bislang keine Schriftzeugnisse, allenfalls ergänzt.

Ort des Bröckelns: **Aachen**

Weil die aus der Zeit um 1350 stammende Reliquienbüste Karls bröckelte, wurde sie aufwendig restauriert. Dabei wurde auch die Schädelkalotte Karls begutachtet. Der Ausspruch von Dr. Geog Minkenberg als Leiter der Domschatzkammer: „Das Stück hat seit der ersten ‚wissenschaftlichen' Untersuchung des 20. Jahrhunderts an Substanz verloren", bezog sich allerdings nicht auf die Zuschreibung des Knochenrestes, sondern darauf, dass es faktisch kleiner geworden ist, wie Bruch- und Schnittstellen bezeugen [Tondera].

Ort der Visionen: **Allensbach** am Bodensee

Frau Prof. Dr. Elisabeth Noelle teilt mit, dass auch die Wurzeln der Demoskopie ihre Nährsäfte aus Karl dem Großen saugen:

> „Umfragen gibt es seit langem. Man fand sogar eine Umfrage, die Karl der Große im Jahre 811 organisiert hatte. Themen waren unter anderem, warum so viel Menschen anderen Menschen den Besitz neiden oder warum so viele Soldaten desertieren. Ein Fragebogen der Umfrage Karls des Großen ist erhalten." [Noelle]

Nachdem Frau Noelle gelegentlich dem großen Karl begegnet – „Manchmal sehe ich Karl den Großen aus dem [Reichenauer] Münster herauskommen" [vgl. 1/2002, 208] – ließe sich darüber spekulieren, ob Deutschlands erste Demo-

skopin nicht nur Adenauer unterstützte, sondern auch den karolingischen Fragebogen entworfen hat, doch wäre das nicht chevaleresk.

Ort der Springprozession: **Altötting**

Hatten die Fachgelehrten 20 Jahre lang das Oktogon der Gnadenkapelle vom 8. ins 10./11. Jh. verjüngt, so meldete sich nun Dr. Peter Moser [2004] zu Wort. Indem er nur 80 bis 130 Jahre an Verjüngung konzediert [vgl. Illig/Anwander 36 ff.], 'raubt' dieser Archivar das Oktogon den Agilolfingern und bezeichnet es als karolingischen Bau Ludwigs des Deutschen aus der Zeit um 830 – „wahrscheinlich an der Stelle eines früheren germanischen Lindenheiligtums", wie seinem Interview in der *National-Zeitung* [dsz] zu entnehmen ist. Ihm zufolge gilt: „Altötting ist das nationale Heiligtum Deutschlands." Für diesen Mediävisten ist das Heilige Römische Reich eine

> „religiöse ideelle Realität. [...] Dieses Reich, das unter Karl dem Großen auf die Germanen übergegangen ist, ist demnach auch heute nicht tot."

Von Einsprüchen seiner Kollegen ist mir nichts bekannt. Zur Erinnerung an das kräftig schwankende Entstehungsdatum des Altöttinger Oktogons: Benno Hubensteiner sprach (1950) von der Zeit um 748, Rudolf Pörtner (1964) von der Zeit um 600; Dehio (1990) von „noch Anfang bis Mitte 8. Jh.", während im gleichen Jahr Gottfried Weber immer mehr Kollegen kannte, die das 10. oder 11. Jh. für wahrscheinlicher halten [Illig/Anwander 36 ff.]. Nach einem Intermezzo von „um 700" [Altötting 2005] nun also Mosers 830. Wird es beim Nichtwissenwollen bleiben?

Ort der Erregung: **Aying–Kleinhelfendorf**

Am 20. 9. zog ein Bagger die Trasse für eine Stromleitung. Nahe der Marterkapelle des Heiligen Emmerams wühlte die Schaufel Skelettteile aus dem Boden. Sofort wurden Stimmen laut, dass die sterblichen Überreste Emmerams gefunden seien; der Ayinger Bürgermeister erhoffte prompt einen Aufschwung des Wallfahrtstourismus [hak].

Es blieb beim Hoffen. Zum einen soll das Skelett des anno 652 Gefolterten in St. Emmeram zu Regensburg liegen; zum anderen wäre es an den fehlenden Extremitäten zu erkennen, ist doch der Heilige laut Legende auf furchtbare Weise zerstückelt worden. Mittlerweile haben die Archäologen Entwarnung gegeben. Emmeram bleibt in Regensburg, die Kleinhelfendorfer Knochen verlieren jede Bedeutung.

„Tatort Bösfeld"

So ist in Mannheims Reiss-Engelhorn-Museen eine Ausstellung betitelt, die noch bis zum 22. Januar 2006 zu besichtigen ist. Drei Jahre benötigten die

Archäologen der Museen, um den bisher größten Friedhof der Merowingerzeit am Oberrhein freizulegen. Er liegt auf dem Hermsheimer Bösfeld in Mannheim-Seckenheim und gab auf 10.000 Quadratmetern 940 Gräber frei, die ins 6. bis 8. Jh. datiert werden. Den Grabbeigaben nach – Langschwerter, Lanzen und Schilde, kostbare Trachten mit prächtigen Accessoires – handelte es sich um eine Siedlungsgemeinschaft aus Gefolgskriegern des fränkischen Königs [Bösfeld]. Es gibt laut Erik Weber bei diesem bemerkenswert kontinuierlich angelegten Gräberfeld überhaupt keine Hinweise für Christianisierung, dafür durchgehend Hinweise auf Speisebeigaben. Insofern erachte ich dieses Gräberfeld als einen weiteren Beleg dafür, dass die Merowingergräber mitsamt ihren Beigaben nicht bis ins zum Jahre 1000 verjüngt werden dürfen, wie Armin Wirsching vorgeschlagen hat [3/2004], sondern höchstens bis 614 reichen [1/2005] – was zwischen uns diskutiert wird.

Die Archäologen wählten den reißerischen Titel, um auf ihre detektivische Spurensuche und Beweissicherung hinzuweisen, außerdem, weil sie dem tragischen Tod einer hier bestatteten Keltin des -1. Jtsd. nachgegangen sind.

Ort der Wahrheit: ein Bachbett bei **Erftstadt-Niederberg**

Wie das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) in Köln mitteilte [ORF], kamen bei der Renaturierung eines Baches plötzlich alte Holzreste anderthalb Meter unter den feuchten Lehmschichten hervor, ein „echter Überraschungsfund".

> „Die aus Eichenholz gearbeiteten Bohlen entpuppten sich bald als Reste einer Getreidemühle aus dem Jahre 886 n. Christus, ‚plus, minus zehn Jahre', schätzen die Fachleute. Der Fund sei ‚auch deswegen so wichtig, weil gerade die karolingische Zeit schlecht erforscht ist - ***uns fehlen schlicht die Funde***.'" [Hvhg. H.I.]

In Anbetracht dessen, dass der fundlosen Forschung nichts besseres einfiel, als mir die phantomzeitliche Fundarmut respektive Fundleere als Konstrukt und Erfindung anzulasten [so auch Krojer 457], ist dies ein erstaunlich klares Eingeständnis.

Ort des Raunens: **Externsteine**

Altbraune, Neuheiden und andere Esoteriker bemüh(t)en sich stets, die Externsteine den alten Germanen zuzuordnen, Bis 1935 gab es dort keine Funde vor 1000, dann beschrieb der Grabungsleiter Julius Andree die Funde kurzerhand als germanisch. 1990 beauftragte die „Schutzgemeinschaft Externsteine" die „Forschungsstelle Archäometrie" der *Heidelberger Akademie der Wissenschaften* damit, die Brandspuren in den Grotten zu datieren. Eine erste Untersuchung ließ eisenzeitliche Provenienz (-1. Jtsd.) vermuten. Nun liegen nach eineinhalbjähriger Arbeit Lumineszenzdatierungen vor.

Demnach brannten in der Kuppelgrotte die letzten Feuer 935±94 respektive 735±180. Damit ist nichts darüber gesagt, wann dort die ersten Feuer loderten [Jungen]. Auf jeden Fall war das erste publizierte Messergebnis ein völliger Fehlschlag und ist mit 5 Protsch zu bewerten (die neue Maßeinheit für Fehler archäometrischer Datierungen: 1 Protsch ≙ 250 Jahre Abweichung).

Ort des Veralterns: **Freising - Enghausen**

Zu Beginn dieses Jahres war zu berichten, dass ein unbeachtetes Dorfkreuz zur ältestes Großplastik des Abendlandes seit der Spätantike erhoben worden ist: Das Enghausener Kruzifix alterte mit Hilfe ausgefeilter Labortechnik von 1200 auf ca. 900 [Illig 2005, 111-114]. Hier war Einspruch zu erheben. Nun liegt ein ebensolcher Einspruch von einer der besten Kennerin der Materie vor (ein dankenswerter Hinweis von Franz Siepe, der das Standardwerk über Triumphkreuze im *Portal Kunstgeschichte* rezensiert hat). Manuela Beer hat festgestellt [2005, 566 f.]:

> „Eine endgültige Auswertung und Überprüfung des Ergebnisses der C-14-Untersuchung, die nicht mit der durch Stilanalyse und relativen Werkchronologie der oberbayerischen Triumphkreuze ermittelten Datierung in dieser Arbeit übereinstimmt, steht noch aus. [...] Der Wert solcher Ergebnisse für die Datierung muss allerdings von Fall zu Fall vor dem Hintergrund historischer und stilanalytischer Kriterien überprüft werden. Wie irreführend auch ein vermeintlich unbestreitbarer, naturwissenschaftlicher Befund sein kann, hat vor einigen Jahren der Fall des Udenheimer Triumphkreuzes [...] gezeigt [Dieses Kreuz wurde auf 750 statt auf 1070 datiert; H.I.]. Da sich die Drucklegung dieser Arbeit und die nicht abgeschlossene Verifizierung der neuen Befunde für Enghausen überschneiden, berücksichtigen die im Folgenden dargestellten Ergebnisse der stilkritischen Analyse den neuen Datierungsvorschlag nicht, zumal er sich bislang kunsthistorisch nicht überzeugend belegen lässt."

Die selbstbewusste Leichtfertigkeit, mit der hochspezialisierte Naturwissenschaftler ganze Geschichts- wie Kunstgeschichtszweige ins Chaos treiben, ist erschreckend, aber verständlich, nachdem die einschlägig unbelasteten Schriftgelehrten derartige Ergebnisse wie das Amen in der Kirche hinnehmen. Wir kennen diese Anmaßung aus Vorgeschichte und Antike zur Genüge. Wenn dann noch die Hochstapelei und Scharlatanerie eines von keinem Kollegen kritisierten Spezialisten (Protsch von Zieten [Illig 2004]) hinzutritt, dann wird es verheerend.

Ort der Blindheit: **Fulda**

Im September trat im Stadtschloss und im *Vonderau Museum* zu Fulda ein Symposium zusammen, das sich dem Thema: „König Konrad I.: Auf dem

Weg zum ‚Deutschen Reich'?" widmete. Dem dafür werbenden Flyer ist zu entnehmen, dass der dort faximilierte Eintrag zum Tod des König Konrad I. in den *Fuldaer Totenannalen* auf das „9.–10. Jahrhundert" datiert wird. Nachdem Konrad 918 gestorben ist, scheint es sich um den zwanghaften Reflex zu handeln, Geschehnisse fast mit Gewalt in die Karolingerzeit zurückzuverlegen.

Ort des Grabens: **Hamburg**

Vor der Redaktion der *Zeit* am Speersort, auf den Überresten des Heidenwalls, wurde am 30. 6. eine Videokamera installiert, die für alle Internetbesucher jederzeit aktuelle Aufnahmen von dem großen Grabungsgelände auf dem Domplatz liefert [Hammaburg]. Ihnen zur Seite steht das gelegentlich aktualisierte Grabungsprotokoll des diensthabenden Archäologen Karsten Kablitz, das den nüchternen Grubenalltag des Archäologen ungeschminkt wiedergibt. Dabei geht es um nichts Geringeres als die Keimzelle Hamburgs, die alte Hammaburg. Gegründet 817 auf einer von Alster und Bille umflossenen Landspitze, errichtete dort Missionar Ansgar eine erste Holzkirche. Nach 15 Jahren fackelten die Dänen den christlichen Spuk samt Ansgars Bibliothek ab. Die neuerlich gebaute Holzkirche wurde 1035 von Bischof Bezelin durch eine steinerne ersetzt, errichtet im Schutze von Norddeutschlands ersten Steinwällen. Soweit die Überlieferungen.

Wo aber stand die Hammaburg? Direkt vor der *Zeit?* Nach dem ersten Anrücken des Baggers vor sechs Monaten ist die Skepsis gewachsen, ob dort das karolingische Hamburg aus der Tiefe gehoben werden kann.

> „'Es gibt gute Gründe anzunehmen, daß der älteste Dombau von Erzbischof Ansgar und damit auch die Hammaburg auf diesem Gelände errichtet wurden, einen Beleg dafür haben wir aber bislang nicht', sagt Grabungsleiter Kasten Kablitz. An der Hammaburg selbst sei das Ausgrabungsteam bisher ‚in keiner Weise dran', auch bauliche Überreste eines der Dombauten wurden noch nicht gefunden" [Gall].

Es gibt mit Papst Benedikt V. einen Beförderer dieser Skepsis. Verbannt 964 von Otto I. nach Hamburg (Bezeichnung für eine „Befestigung im Morast"), starb er bald an „dem Regen, dem Heimweh, der Trostlosigkeit", denn Hamburg war damals noch eine Ansiedlung von vielleicht 200 bis 300 einstöckigen Lehmhütten [Franz 2005a]. Wie soll dieses Moorkaff 150 Jahre früher ausgesehen haben? Wie eine Bischofsstadt? Oder wie Münster, wo den Archäologen zufolge der Bischof einsam seine Basilika samt Palast am Ufer der Aa baute? Immerhin hat man einen weiteren Schmuckziegel von Benedikts Scheingrab gefunden, das allerdings erst 250 Jahre nach seinem Tod errichtet worden ist, als den Hamburgern ein katholischer Märtyrer ins Konzept passte [Franz 2005b].

Wie dem auch sei: Das 16-köpfige Hamburger Grabungsteam hat noch Zeit bis Ende 2006, um die Hammaburg und den ältesten Dom zu finden. Findet es nichts, schadet das auch nichts, denn nichts kann falsifiziert werden:

> „Wir erwarten den ersten Dombau im Zentrum und die Hammaburg eher in den Außenbereichen des heutigen Domplatzes, sagt Kablitz. Es sei aber unklar, ob der Außenbereich des heutigen Platzes mit dem des historischen übereinstimmt" [Gall].

Außerdem steht mit Ole Harck der Verfechter einer konträren Meinung parat. Der Kieler Professor für Vor- und Frühgeschichte würde die Hammaburg 500 m südwestlich unter den Ruinen von St. Nikolai suchen. Für ihn hat sich bis Anfang Oktober nichts bei der Ausgrabung ergeben, was ihn an seiner These zweifeln ließe.

Zum Dritten weiß die Stadt Hamburg [Hamburg] ohnehin längst, wo die karolingische Hammaburg lag, wie lang, breit und hoch ihre Wälle waren (520 x 15 x 6 m), aus wie vielen Baumstämmen sie bestanden (10.000) und wie groß die hier verschanzte Besatzung (50 Mann) war – eine Fähigkeit der Imagination, die wirklich keiner archäologischer Funde mehr bedarf. Warum da noch eine solch' aufwendige Grabung?

Ort der Karolinger: **Krefeld**

Ein 16 m langer Lastenkahn wurde in die eigens dafür errichtete Schiffshalle im Museum Burg Linn verbracht. Damit ist – nach den beiden in Utrecht und Kalkar-Niedermörmter – der dritte Bootsfund auf dem europäischen Festland gerettet, der als karolingisch gilt. Der Krefelder Fund lag rund 30 Jahre im Konservierbad und steht jetzt für das 8. Jh. [AZ]. Sofern Dietrich Hennes [2005] recht hat, bezieht er seine Datierung nicht aus dendrochronologischen Untersuchungen, sondern aus dem einzigen Fund im Bootsinneren: dem tönernen „Wackeltopf".

Den Niedermörmter Kahn hatte 1993 ein Schwimmbagger freigespült:

> „Im Schiff selbst sowie in dessen unmittelbarem Umfeld wurden sowohl ein paar stark verschliffene römische Scherben und eine fast vollständig erhaltene, viereckige Glasflasche aus dem 2. Jahrhundert n.Chr. als auch einige wenige mittelalterliche Keramikfragmente des 8./9. Jahrhunderts aufgefunden" [Köln 378].

Bevor der Flusskahn als Nullachtfünfzehn-Kahn der Römer gesehen werden konnte, sprach die Dendro-Untersuchung von einem Fälldatum bei 802 ± 5 Jahre. Insofern wären die Karolinger am Rhein subaquatisch präsent.

Ort karolingischer Abstinenz: **Landshut**

Ober- wie Niederbayern waren einmal Weingegend (gab es doch am Münchner Karlsplatz sogar den Weinbauern Eustachius, nach dem alle Welt den

Platz „Stachus" nennt). Doch wann florierte der Weinbau in Landshut und Umgebung? Nach

> „dem Abzug der Römer scheint sich zuerst niemand mehr für den Wein interessiert zu haben, erst vom 10. bis ins 13. Jahrhundert aber lachte die Sonne den Weinbauern wieder in Herz und Garten" [Tremmel].

Also karolingische Abstinenz, obwohl Karl per Capitular die Modalitäten für das Keltern festgelegt hätte und keine karleske Kaltzeit bekannt ist. Nach 1645 erlosch der südbayerische Weinbau dann endgültig.

Diese Kalt- und Warmzeiten werfen eine Frage auf, die Robert *Zuberbühler* zunächst auf derzeit ausapernde Alpenpässe richtete. Da in manch vorgeschichtlicher Zeit die Permafrostgrenze noch deutlich höher lag als heute, da es im 14. Jh. eine „Kleine Eiszeit" gab und von 1645–1715 das so genannte „Maunder-Minimum", dazwischen aber deutliche Warmzeiten, ist zu fragen: Wie hat damals der Mensch so viele Treibhausgase erzeugt?

Ort des Pergaments: **Mainz**

Ab 4. Februar 2006 lässt sich im Mainzer Dom- und Diözesanmuseum eine „karolingische" Prunkhandschrift aus dem Vatikan bestaunen: Die Gedichtsammlung „Lob des Kreuzes", mit eigener Hand verfasst und korrigiert von Hrabanus Maurus (angebl. † 856), der in der Bischofsliste von Mainz verzeichnet ist. Der „unbezahlbare" Codex – Kardinal Lehmann musste sein ganzes Gewicht in die Waagschale werfen, um die fast unmögliche Ausleihe zu erreichen – hat allerdings Lücken in seinem Stammbaum:

> „Er war einige Jahrhunderte im Besitz der Mainzer Dombibliothek, verschwand dann und tauchte später in Fulda wieder auf. Kaiser Rudolf II. hörte von dem märchenhaften Prachtstück und lieh sich die Handschrift im Jahre 1598 aus – sie verschwand in der Schatzkammer seiner Prager Burg. Dort fanden sie schwedische Truppen im 30jährigen Krieg – nächste Besitzerin wurde die Königin Christina, die zum katholischen Glauben übertrat und das wertvolle Stück dem Papst vererbte" [Hock].

Seit wann also in Mainz? Und wie lange verschwunden?

Ort des Disputes: **Münster**

Hier wurde mit aller Kraft die Werbetrommel für die Ausstellung *805: Liudger wird Bischof. Spuren eines Heiligen zwischen York, Rom und Münster* gerührt. So vertreibt der Museumsshop auch den originalen Liudger-Wacholderschnaps aus echten toskanischen Wacholderbeeren [Liudger].

Außerdem tobte eine kleine Schlacht um Münsters Ursprung, sind doch Werner Thiels Anmerkungen zu der ergebnislosen Grabung nicht nur in den *Zeitensprüngen*, sondern auch in einer Münsteraner Studentenzeitschrift

gedruckt worden, was die dortigen Archäologen empörte. Sein Roman vom *Schwert aus Pergament* wird gerade in Münster und Greven viel gelesen, obwohl seine Darstellung vom Ablauf einer hochmittelalterlichen Vita-Erfindung allgemein europäischen Charakter hat.

Ort des Gedenkens: **Reichenau + Silo de Carlomagno**

Im Reichenauer Münster will man in den 30er Jahren das Geroldsgrab gefunden haben, also das Grab von Karls Schwager, Karls Fahnenträger, Karls Präfekten in Bayern, der am 1. 9. 799 vor den Awaren verblichen wäre. Für seine zeitweilige Ruhestätte sprechen nur Überlieferung und Größe des Grabes.

„Bei der Auftaktveranstaltung zum Themenjahr ‚Klosterinseln – Klosterspuren' wird das Grab erstmals für ein größeres Publikum geöffnet" [Zoch] – ein Vorhaben, dessen praktische Umsetzung zum Grübeln verleitet. Aktuelle Berichte über das Geschehen waren nicht aufzuspüren.

Aber die vermeintliche Grablege erinnert an eine wesentlich größere, am Jakobsweg in Spanien gelegene. Neben der bekannten Wallfahrtskirche von Roncesvalles im Valcarlos unterhalb der Rolandsbresche liegt die Gräberhalle „Silo de Carlomagno". Sie ist letzte Ruhestätte für 18 Ritter Karls d. Gr. Sie fielen, als auch Roland fiel, im Abwehrkampf gegen die Basken. Nachdem 16 von 18 der Gräber Namensschilder tragen, ist die Überlieferung noch besser als im Falle der Reichenau. Da verschlägt es nicht, dass die Gedächtnishalle erst im 12./13. Jh. gebaut worden ist und das Rolandsgrab andernorts, in Blaye, gelegen haben soll. An die wohl älteste Gedenkstätte der Welt für Gefallene eines Feldzugs hat der *Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.* erinnert, zeigt sie doch für ihn, „wie lang die Tradition ist, der im Kriegsdienst Gefallenen in besonderer Weise zu gedenken" [Dose/Dersch].

Ort der Veralterungsfreude: **Schattenhusen**

Bei Büren im Kreis Paderborn wird die Siedlung Schattenhusen am Alten Hellweg ausgegraben. Die dort gefundene Keramik weist auf eine Gründung in die Karolingerzeit, ins 8. Jh. statt ins 10. Jh. „‚Die Menschen waren hier früher als vermutet', so Grabungsleiterin Sveva Gai" [AiD]. Es geht hierbei um einen Weiler mit kaum mehr als fünf Höfen, der 500 Jahre lang bestanden haben soll. Die Keramik schreiben wir der Zeit vor und nach 614||911 zu.

Ort der massiven Täuschung: **Schieder-Schwalenberg**

Am Westhang des Kahlenberges in der Nähe von Schloss Schieder und der Burg Schwalenberg (Kreis Lippe) ist seit dem 19. Jh. die Befestigungsanlage Alt-Schieder immer wieder untersucht worden. In dieser Zeit wurde sie

„bereits für römisch, sächsisch, fränkisch und karolingisch gehalten. Dazu

passt auch, dass bereits 822 eine Befestigungsanlage ‚Villa Schieder' in einer Urkunde genannt wird"

Diese Umwallung steht nun beispielgebend für die erstaunliche Fähigkeit der Archäologen, ihre eigenen Befunde gegen den Strich zu interpretieren, um den Karolingern treu zu bleiben. Hören wir den Archäologen Kai Niederhöfer nach einer grammatikalisch verqueren Einleitung:

„Doch nachdem Niederhöfer die archäologischen Funde mit verfeinerten Bestimmungsmethoden die frühmittelalterliche und mittelalterliche Keramik untersucht hat, kommt er zu einer Datierung, die nicht zu dieser urkundlichen Erwähnung passt: ‚Die Hauptburg und die Kirche, die sich in ihrem Innenraum befunden hat, lassen sich ins frühe 11. bis 13. Jahrhundert datieren. Die Anlage ist also ottonisch und damit viel später entstanden als bisher gedacht. Die im 9. Jahrhundert genannte »Villa Schieder« verbirgt sich den neuen Untersuchungen nach wahrscheinlich in der Vorburg, die auf archäologischem Wege zeitlich nicht genauer zugeordnet werden kann', fasst Niederhöfer seine Ergebnisse zusammen" [Lippe].

Der anonyme Schreiber dieser Zeilen fährt mit einem ebenso kühnen wie konsequenten „also" fort:

„Also bestand in karolingischer Zeit (um 822) bereits ein eingefriedeter Wirtschafts- und Amtshof (Curtis) in Alt-Schieder, der ungefähr zwei Jahrhunderte später zu einer befestigten Siedlung, einer Civitas, ausgebaut wurde."

Das hat der Schreiber offenbar Kai Niederhöfers Alt-Schieder-Führer in der Reihe *Frühe Burgen in Westfalen* entnommen, für den hier geworben wurde. So gesehen, werden die Karolinger noch ganz neue Evolutionen erleben. Je öfter etwas nicht gefunden wird, desto sicherer steht es für die Karolingerzeit!

Ort des Einhard: **Seligenstadt**

Kaum ein Ort in Deutschland ist stärker von einer karolingischen Person geprägt als Seligenstadt, wo man auf dem Stadtplan ununterbrochen über Einhard, seine Emma oder über die Karolinger stolpert (tradiert ist 828 Gründung eines Klosters und dann die Errichtung der Basilika). So gibt es auch eine *Einhard-Stiftung,* die *Einhard-Arbeitsgemeinschaft* und die *Ordensbruderschaft vom „Steyffen Löffel zu Seligenstadt"*. Zusammen riskierten sie die Probe aufs Exempel: Um die Frage: Liegt Einhard in seinem Sarkophag? beantworten zu können, ließen sie im Oktober 2004 die Grabruhe stören. Wie Prof. Franz-Friedrich Neubauer als Präsident der *Einhard-Stiftung* bei Verkündung der Ergebnisse betonte, wäre eine Umdatierung „eine Katastrophe für das Selbstverständnis der Stadt" gewesen [es.]. Doch alles ging gut.

Im barocken Einhard-Sarkophag liegen seit 1722, wie man seit mindestens 1948 weiß, die Überreste dreier Personen: Ein unbeschriftetes Leinen-

säckchen enthält Teile eines männlichen und eines weiblichen Skeletts, die Aufschrift des zweiten Säckchens spricht von einer unbekannten „Domina Gisla" [as.]. Die drei eingeschalteten Institute in Kiel, Frankfurt und Fürstenfeldbruck stellten nun fest: Es handelt sich um die Überreste eines Mannes, der 1,62 m groß, nicht verkrüppelt war und um 835 im Alter von etwa 70 Jahren gestorben ist. Einhard soll klein vom Wuchs gewesen und als ungefähr 80-Jähriger 840 in Seligenstadt gestorben sein. Ergo: „Nach Ansicht von Neubauer liegt damit eine 'frappierende Übereinstimmung' vor" [es.].

Das Todesjahr der Frau wurde auf etwa 840 datiert; Emma soll um 836 gestorben sein. Irgendwelche DNA-Analysen waren nicht mehr möglich; die Leichen sind zunächst in der Erde bestattet worden, dann in einem Sandstein-Sarkophag und schließlich im 18. Jh. in dem Marmor-Sarkophag. „Neubauer hob hervor, nach menschlichem Ermessen gebe es keinen Zweifel daran, daß es sich um die Gebeine von Einhard und Imma handele." [es.]

Domina Gisla starb angeblich viel später, um 1025 im Alter von 70 Jahren. Warum sie in den Sarkophag gelegt wurde, ist ungeklärt.

So bleibt Seligenstadt nach menschlichem Ermessen weiterhin Einhardstadt, und die erst zehn Jahre alte Ordensbruderschaft kann weiterhin den „steyffen Löffel" zum Willkommenstrunk reichen.

Ort des Feierns: **Unteralting**

Bayerns bescheidenste Gemeinde ist Grafrath mit seinem Ortsteil Unteralting. Dort rätselte man, wie alt der Ort nun wirklich sei. Denn gegründet sein muss Unteralting irgendwann im 6. oder 7. Jh., darauf scheinen Funde hinzudeuten. Allerdings: Die gesunde Skepsis kann 58 vorgeschichtliche Grabhügel ignorieren, sie kann eine Gründung im 6. Jh. favorisieren, aber sie kommt nicht an einer karolingischen Urkunde vorbei, die auf 804 verweist [Illig/Anwander 867]. Es kann sich aber auch um 805 oder die Jahre bis 810 handeln [Daschner 2005a]. Bevor es aber gar eine Höchstens-1200-Jahrfeier wird, fand Unteralting zu einer salomonischen Lösung:

> „Es hat sich herausgestellt, dass wir mindestens 1200 Jahre alt sind [...] Weil eine ‚Mindestens-1200-Jahrfeier' aber seltsam klingt, und weil der Unteraltinger an sich halt gerne feiert, traf man sich trotz der historischen Ungereimtheiten zum Festabend" unter dem Motto: „Unteralting feiert seine 1200-jährige Geschichte" [Daschner 2005b].

Na, dann noch einmal Prost!

Ort des Trinkens: **Untersberg**

Wenn die Not am größten ist, soll Kaiser Karl mit seinen Mannen aus dem Untersberg hervorbrechen, sie auf dem Walser Feld sammeln und in einer großen Endschlacht sein Reich erretten. Wie zufällig gibt es neuerdings in

Wals bei Salzburg eine Firma namens Kaiser Karl, die „sagenhafte" Alkoholika produziert: ein Pils und ein Weißbier, einen Hollerer, also einen Holunderschnaps und andere Köstlichkeiten mehr. Nun wird die Konkurrenz zu Münster und seinem Liudgerschnaps (s.o.) erdrückend werden. Aus redaktioneller Sicht liegt Wals eindeutig vorn, hat doch eine aufmerksame Abonnentin sogar ein Probebier spendiert.

Bocksgesang

Dem Alphabet folgend sind wir von der Tragödie mählich zum Bocksgesang übergewechselt. Hier, im Genre 'Romanhafte Darstellung der mittelalterlichen Phantomzeit' gibt es eine neue Teilnehmerin: Kathrin Lange mit dem Roman *Jägerin der Zeit*. Es geht unter anderem um einen

> „gefährlichen byzantinischen Geheimbund. Dieser schreckt vor nichts zurück, um den wahren Grund für eine Kalenderreform zu verschleiern – ein Grund, den Theophanu kennt und dessen Bekanntgabe die mittelalterliche Welt aus den Angeln heben würde",

so der Klappentext. Mit von der Partie, über die ich nichts verrate, sind Gerbert von Aurillac alias Silvester II., Otto III. und Konstantin VII. Dementsprechend üppig fiel mit eineinhalb Buchseiten die Danksagung an alle möglichen Menschen aus. Der Urheber der Phantomzeitthese fehlt freilich, ging es Lange doch um etwas anderes, das sie ans Ende ihres Nachwortes gestellt hat:

> „Die Freiheit, mit der ich die Quellen ausgelegt habe, darf als Antwort auf die Frage dienen, wie die Autorin zur Theorie der erfundenen Jahrhunderte steht: Ich wollte eine Geschichte erzählen, kein Plädoyer halten für irgendeine These!" [Lange 520]

Da darf ich mich dafür bedanken, dass mein grobes Material als Rohstoff für einen fein gesponnenen Roman zu gebrauchen war. Es freut mich auch, dass eine solche Veredlung schon zum zweiten Mal geglückt ist. Beim ersten Mal profitierte der *Jahrtausendkaiser* von Richard Dübell, der sogar angefragt hatte, ob er den 'Plot' für einen Roman nutzen könne, auch wenn die Danksagung dann wie bei Lange ausfiel.

Es scheint nun so zu sein, dass es für derartige Romane eine Vorschrift für den Auftakt gibt. Der eine Roman beginnt mit einer ersten, lapidaren Zeile:

> „Der Mann stank."

Danach Absatz, neue Zeile. Der andere Roman beginnt ebenso lapidar:

> „Die Kaiserin sah bleich aus."

Danach Absatz, neue Zeile.

Wer daraus auf das Geschlecht des/der Schreibenden schließen möchte, wird zum richtigen Ergebnis kommen, auch wenn er die beiden vertauschen sollte.

&

Ein solcher Artikel entsteht nur mit Hilfeleistung. Für ihre Wachsamkeit bedanke ich mich bei Günther Braun, Berthold Giese, Hugo Godschalk, Gunnar Heinsohn, Dieter Helbig, Hans-Ulrich Niemitz, Franz Siepe, Werner Thiel, Erik Weber, nicht zuletzt aber bei dem ‚anonymen Zeitenspringer', weil ich leider nicht immer den Absender eines Fundes notiere, ihn gelegentlich auch gar nicht erfahre.

Literatur

AiD = Siedlung 200 Jahre älter als angenommen. Landschaftsverband gräbt Schattenhusen aus; in: *Archäologie in Deutschland*, 4/2005, S. 41

Altötting = Wallfahrts- und Kulturkalender der Stadt Altötting zum Weltjugendtag 2005 (Broschur)

aro (2005): Stadtarchäologe. Aachen schreibt endlich eine Stelle aus; in: *F.A.Z.*, 24. 11. 05

as. (2005): Nach Sarkophag-Öffnung: Vorstellung der Ergebnisse [in Seligenstadt]; in: *F.A.Z.* vom 29. 8. 05

AZ (2005) = Kurzbericht über Karolinger-Kahn in Krefeld; in: *Aachener Zeitung*, 4.5.05

Beer, Manuela (2005): Triumphkreuze des Mittelalters. Ein Beitrag zu Typus und Genese im 12. und 13. Jahrhundert; Regensburg

Bösfeld = www.rem-mannheim.de/rem_ausstellungen/d5_tatort_boesfeld/index.html

Borger, Sebastian (2005): Strohmann Shakespeare. Die englische Forscherin Brenda James will den wahren Autor von „Hamlet" und „Romeo und Julia" gefunden haben. Sir Henry fälschte Unterschriften; in: *Rheinischer Merkur*, 17. 11. 05 (Nr. 46)

Daschner, Andreas (2005b): Unteraltings "Mindestens-1200-Jahr-Feier"; in: *Münchner Merkur*, 27. 9. 05

- (2005a): Viel Eigenleistung erbracht [Unteralting]; in: *Münchner Merkur*, 11. 6. 05

Dose, Gerhard Friedrich / Dersch, Sylke (2001): Ruhestätte der Ritter. Gedenkstätte aus dem Mittelalter; in: *Stimme & Weg. Arbeit für den Frieden*, 2/2001, S. 5

dsz = Altötting - Herz des Reiches. Dr. Peter Mosers neues Buch über ein deutsches Heiligtum; Interview mit der Nationalzeitung; siehe www.dsz-verlag.de/Artikel_05/NZ06_4.html

Dübell, Richard (1998): Der Jahrtausendkaiser. Roman von der verlorenen Zeit; München

es. (2005): Im Sarkophag Gebeine von Einhard und Imma; in: *F.A.Z.*, 15. 9. 05

Franz, Angelika (2005a): Burg am Ende der Welt; in: *Die Zeit*, 30.6. 2005

- (2005b): Da lag der Papst begraben; in: *Die Zeit*, 18.8.05

Fried, Johannes (2004): Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik; München

- (1996b): Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster; in: Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts (Hg. Otto G. Oechsle); Göttingen, 45-72

- (1996a): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; in: *Historische Zeitschrift* CCLXIII (2) 291-316
Gall, Insa (2005): Hammaburg - jetzt wachsen die Zweifel. Bei Grabungen keine Überreste gefunden - Historiker vermutet Hamburgs Keimzelle unter St. Nikolai; in: *Die Welt*, 5. 10. 05
hak (2005): Rätselhaftes Skelett. Aying nach Fund im Sankt-Emmeram-Fieber; in: *S.Z.*, 22. 9.
Hamburg = www.hamburgs-geschichte.de/0810hammaburg.html
Hammaburg = http://blogg.zeit.de/hammaburg/
Heinsohn, Gunnar (2003): Krojer und die Auschwitzleugnung; in: *ZS* 15 (3) 516 f.
Hennes, Dietrich (2005): Alter Kahn auf neuem Kies; in einer Krefelder Zeitung
Hock, Rotraut (2005): Vatikan leiht Handschrift aus. Berühmter Codex von Rabanus Maurus; in: *Allgemeine Zeitung Mainz*, 15. 11. 05
Illig, Heribert (2005b): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; in: *ZS* 17 (1) 111-124
- (2005a): Die Christianisierung über den Limes. Reihengräber, irische Mission, Bistümer; in: *ZS* 17 (1) 15-35
- (2004): C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; in: *ZS* 16 (3) 497-502
- (1997): Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalterdebatte wird umfassend; in: *ZS* 9 (2) 260-285
- (1996): Streit ums zu lange Frühmittelalter. Mediävisten stolpern über hohe Ansprüche und leere Zeiten; in: *ZS* 8 (1) 107-120
Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelfing
Jungen, Oliver (2005): Kultfeuerstelle. Wie alt sind Detmolds Externsteine?; in: *F.A.Z.*, 24. 10. 05
Köln = Römisch-Germanisches Museum der Stadt Köln (Hg., 2000): Millionen Jahre Geschichte. Fundort Nordrhein-Westfalen; Mainz
Krojer, Franz (2003): Die Präzision der Präzession; München
Lange, Kathrin (2005): Jägerin der Zeit. Roman; Berlin
Lippe (2004) = Führer über Wallanlage Alt-Schieder erschienen. Anlage jünger als bisher vermutet; in: *Lippe aktuell*, 23. 12. 04 (anonym)
Liudger = 805: Liudger wird Bischof. Flyer zur Ausstellung im Stadtmuseum Münster; s. a. www.liudger-wird-bischof.de
Lohrmann, Dietrich (2005): Planungshilfe für die Zukunft. Leserbrief; in: *F.A.Z.*, 1. 9. 05
Moser, Peter (2004): Altötting – Mythos, Geschichte, Wahrheit; Fuchstal bei Landsberg am Lech
Niemitz, Hans-Ulrich (1999): „Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend!"; in: *ZS* 11 (2) 231-234
Noelle, Elisabeth (2005): Vertrauen ist besser. Ein Kapitel aus dem deutschen Schulgeschichtsbuch und der politischen Aktualität; in: *F.A.Z.*, 20. 7. 05
ORF = Karolingische Getreidemühle in Lehm entdeckt; siehe http://science.orf.at/science/news/138499 (vom 29. 7. 05)
Peltzer, Albrecht / Mohne, Stephan (2005): Archäologe soll über die Funde wachen; in: *Aachener Zeitung*, 17. 8. 05

Rossmann, Andreas (2005): Knatsch am Katschhof. Kunstfehler: Wie Aachen seine europäischen Fundamente pflegt; in: *F.A.Z.*, 28. 7. 05
Schmetz, Oliver (2005): Katschhof: Karolingische Relikte weggebaggert; in: *Aachener Zeitung*, 18. 5. 05
- (2005b): Ein „Schaufenster" im Katschhofpflaster?; in: *Aachener Zeitung*, 19. 5. 05
Schulz, Matthias (2005): Mythos Mittelalter; in: *Der Spiegel*, 31. 10. 05 (Nr. 44) S. 168-182
- (1999): Weltherrscher im Klappstuhl; in: *Der Spiegel*, Nr. 10, S. 274
Schulz, Matthias / Zand, Bernhard (2005): Meer der Korsaren [Byzantinische Galeeren im Schlick von Istanbul entdeckt]; in: *Der Spiegel*, 21. 11. 05 (Nr. 47), S. 129 ff.
Siepe, Franz (2005): Rezension zum Buch von Manuela Beer: www.portalkunstgeschichte.de/buch_medien/buchrezensionen/300.php
stm/alp (2005): Historisches Erbe von der Römertherme bis zum Bergtor; in: *Aachener Zeitung*, 17. 8. 05
Thiel, Werner (2005c): Schliemanns Fluch III oder Ein „Heiliger" ohne Land und Volk; in: *Semesterspiegel* (ASTA-Magazin), Münster, Nr. 355, S. 30 f.
- (2005b): Schliemanns Fluch II oder Fundament aus Wunsch und Hoffnung; in: *Semesterspiegel* (ASTA-Magazin), Münster, Nr. 354, 42-45
- (2005a): Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden eines Bistumsgründers; in *Semesterspiegel* (ASTA-Magazin), Münster, Nr. 353 www.semesterspiegel.de
Tondera, Katharina (2005): Die Büste von Karl dem Großen bröckelte; in: *Aachener Nachrichten*, 17. 5. 05
Tremmel, Markus (2005): So ein Durscht! Bei der Landshuter Hochzeit floss Wein von den Isarhängen; in einer unbekannten Zeitung
Wagner, Richard (1951): Die Meistersinger von Nürnberg; Stuttgart
Wirsching, Armin (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräber wurden bis 1000 belegt; in: *ZS* 16 (3) 574-590
Zoch, Thomas (2005): Der Schwager Karls des Großen; in: *Konstanzer Südkurier*, 5. 4. 05

Fortsetzung der Mittelalterdebatte (seit April 2005)

Herrmann, Dieter B.: Astronomiegeschichte. Ausgewählte Beiträge zur Entwicklung der Himmelskunde; Berlin; mit dem Beitrag: *Die Legende von einer „Phantomzeit" in der Geschichte*, 278-291
Illig, Heribert: Drei Vorträge in Budapest im MOM-Zentrum; am 6., 7. und 8. Oktober, zur Vorstellung des Sammelbandes *Idögrások (= Zeitensprünge)*, der auf 340 Seiten Artikel von G. Anwander, U. Becker, A. Birken, O. Ernst, U. Franz, D. Görlitz, K. Günther, G. Heinsohn, H. Illig, H.-E. Korth, F. Löhner, A. Tamerl, K. Weissgerber und J. Zimmermann enthält.

In den Vorträgen wurden daraus sieben Ergebnisse und die jüngsten Ergebnisse der Phantomzeitforschung vorgestellt. Im Umfeld gab es eine Pressekonferenz, Signierstunden und drei Fernsehauftritte. Die resultierenden Presseberichte werden hier nicht aufgelistet.

Lange, Kathrin: *Die Jägerin der Zeit.* Roman; Reinbek

Mitchell, Steve: Medieval Europe: Dating and Recent Devleopments. Solar Eclipses as Chronological Markers; in: *SIS Chronology & Catastrophism. Workshop* 2005:3, 15-19

Sweeney, Emmet J.: Is Illig Right, and AD Chronology Wrong?; in: *ebd.,* 10-14

Thiel, Werner: Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden eines Bistumsgründers; in *Semesterspiegel* (ASTA-Magazin), Münster, Nr. 353

- : Schliemanns Fluch II oder Fundament aus Wunsch und Hoffnung; in: *Semesterspiegel,* Münster, Nr. 354, 42-45
- : Schliemanns Fluch III oder Ein „Heiliger" ohne Land und Volk; in: *Semesterspiegel;* Münster, Nr. 355, S. 30 f.

Über Missverständnisse; ein Feature samt Phantomzeit, am 26. 9. 2005 auf Radio BR 2 um 10.00

Verschiedene Reaktionen auf Thiels Roman in verschiedenen Lokalblättern von Münster und Greven

WING: Zeitfehler. Kaiserinnen-Schmarren. Die »Jägerin der Zeit« wildert im gefälschten Mittelalter; in: *Ultimo,* Bielefeld (o. Datum) www.ultimo-bielefeld.de/kr-buch/b-zeit2.htm

Winkler, Willi (2005): Ein heiliger Schlächter [über Karl d. Gr. als Schlächter und seinen 'Schlächter']; in: *S.Z.,* München, 20. 8. 05

„Das hat kein Niveau!"
Anmerkungen zu zwei Rezensionen über Faußner und 'seinen' Wibald von Stablo

Gerhard Anwander

2003 veröffentlichte Hans Constantin FAUSSNER sein umfangreiches Werk über den Abt und Fälscher Wibald von Stablo. Die *Zeitensprünge* haben sich noch im selben Jahr damit beschäftigt [ANWANDER 2003], 2004 wurde eine entsprechende Langfassung in das Internet gestellt [ANWANDER 2004]. Jetzt sind Reaktionen der Geschichtswissenschaft zu vermelden, von denen wir die im Internet verbreiteten betrachten.

Wir beginnen mit der von Jürgen RÖMER (Landeskirchenamt der Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel), der sich bereits kaum zu überschätzende Verdienste um die Klärung der Frage erworben hat, ob der Adler als Symbol kaiserlicher Macht bei Karl dem Großen fungierte [RÖMER 2001; vgl. ILLIG 1999, 239]. Er schreibt nun für die *Sehepunkte* und führt zu der Schlussfolgerung FAUSSNERS, dass alle Königsurkunden vor 1122 gefälscht seien, richtigerweise aus:

> „Grundlage für diese weit reichende These sind rechtshistorische Erwägungen, denen zufolge es dem König vor dem Wormser Konkordat nicht erlaubt - und damit auch nicht möglich - gewesen sei, Grund und Boden zu vergeben. Alle Urkunden, die solches zum Gegenstand hätten, seien dementsprechend als Fälschungen anzusehen; sie seien als Quellen für ihre angebliche Entstehungszeit irrelevant, gäben aber sehr wohl Einblick in die spezifischen juristischen Probleme kirchlicher Amts- und Würdenträger der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts."

Man sollte nun erwarten, dass eine fundierte Gegenargumentation erfolgt, da der Autor mit dieser These offensichtlich nicht einverstanden ist:

> „Die sich durch solche hanebüchenen, gegenüber der Forschungsgeschichte von Diplomatik und Paläografie völlig ignoranten Aussagen ergebenden Probleme inhaltlicher Widersprüche glaubt Faußner mit den unterschiedlichsten Hilfskonstruktionen vom Tisch fegen zu können [...] Gegen die reichhaltige Forschung hat Faußner in der Regel wenig mehr denn Polemik zu bieten.
>
> Faußner hat sich im Laufe der Jahre offenbar in eine Verschwörungstheorie hineingesteigert, die sich außerwissenschaftlicher Axiome bedient sowie mit zahlreichen Zirkelschlüssen arbeitet und die daher mit wissenschaftlichen Argumenten nicht mehr widerlegt werden kann. Es dürfte der

Mühe kaum wert sein, seinem sehr dicht verfassten, aber dabei durchaus sprunghaft angelegten Werk mit seriösen Argumenten entgegen zu treten."

Nach sachlicher Gegenargumentation sieht das nicht aus. Wenn offensichtlich die Argumente fehlen, kommt es immer gut an, den Gegner als wahnhaften Verschwörungstheoretiker zu beschreiben, der sich in seinen Zirkelschlüssen verstrickt und dazu noch die „reichhaltige Forschung" der Diplomatik und Paläografie gegen sich hat. Hier wird einmal mehr der Primat der Diplomatik beansprucht, der nach FAUSSNER in Wirklichkeit als „Meinungsbildungsmonopol" benutzt wird, was beispielsweise auf dem Fälschungskongress 1986 ausgerechnet von dem sonst so kritischen Carlrichard BRÜHL beschworen worden ist [FAUSSNER 1997; 55-59]. Dieser Anspruch entbehrt damals wie heute jeglicher sachlicher Grundlage und erscheint in umso fahlerem Licht, wenn die Entstehungsgeschichte der beteiligten Disziplinen und Institutionen betrachtet wird, wie die der MGH *(Monumenta Germaniae Historica;* s. ANWANDER auf S. 718 f.).

RÖMER selbst arbeitet über Fälschungen in einem Projekt mit dem Titel *Semiotik mittelalterlicher Urkundenfälschungen.* Da ist es sicher beängstigend, wenn ganze Urkundengruppen auf einen Schlag wegzubrechen drohen. Es hilft aber nicht, die Augen zu verschließen, denn selbst der Diplomatikpriorisierer BRÜHL vermerkt:

„die Editionen [von Urkunden] geben meines Erachtens ein völlig falsches Bild, weil sehr viele Fälschungen bis heute nicht als solche erkannt sind und wir daher allenfalls die Spitze des Eisbergs zu sehen vermögen. [...] die Historiker wenden die diplomatische Methode ungenügend an, weil sie - bewußt oder unbewußt - die Besorgnis haben, sie könnten zu viele Spuria finden. Fälschungen zu entdecken ist nämlich nicht fein; fein ist es nachzuweisen, daß eine scheinbare Fälschung in Wahrheit doch echt ist" [Brühl 1986, zit. nach Faussner 1997; 57 f.].

Bevor man Diplomatik und ihre Ergebnisse fürderhin ernst nehmen kann, muss der ganze Eisberg gesehen und gewürdigt werden, müssen die Dokumente erst einmal nach allen Regeln der modernen kriminaltechnischen Kunst untersucht werden. Denn wenn einmal ein großer Teil als Fälschung – so wie jetzt – erkannt ist, dreht sich die Beweislast um: Die Unschuldsvermutung: *Alle Dokumente gelten als echt, bis wir nicht mehr umhin können, sie als Fälschung zu sehen,* wandelt sich in den Generalverdacht um: *Alle sind gefälscht, bis Untersuchungen das Gegenteil anzunehmen erlauben.*

Zudem geht es hier um die Interpretation von Schriftstücken, die Rechtsdokumente darstellen; diese sind bei einem Rechtshistoriker wie FAUSSNER allemal in ebenso guten, wenn nicht besseren Händen als in solchen eines Diplomatikers mit offenbar integriertem Prioritätsdünkel.

Die weiteren Vorhaltungen RÖMERS sind auch den Autoren der *Zeitensprünge* vertraut. Es ist allgemeines, inhaltsloses Gerede im Stile von Presseerklärungen zu verbal entgleisten Politikern:

> „Faußner arbeitet mit suggestiv aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten anderer Autoren und mit zum Teil überholter Literatur - so ist einer seiner wichtigsten Gewährsleute Max Manitius -, bedient sich eines bisweilen unglücklichen und grammatikalisch fragwürdigen Stils, und die nicht wenigen Druckfehler passen gut zum auch ansonsten zweifelhaften Charakter seines Opus."

Sicherheitshalber verzichtet RÖMER darauf, Beispiele für FAUSSNERS angeblich schlechte Zitierweise zu bringen, sonst könnte man das als Leser ja nachprüfen (s.u.), und von zahlreichen Druckfehlern ist mir nichts aufgefallen. Weiter regt sich der Rezensent darüber auf, dass FAUSSNER seinen Wibald oft in dessen Passionen kraftvoll beschreibt – Schwadroneur, „erfüllt von Hass und Wut" usw. – und kommt dann zu seinem 'Fangschuss':

> „Es scheint dem Rezensenten, als habe hier ein Forscher jede Distanz zu seinem Forschungsobjekt und den Überblick in seinem hingebungsvoll aufgebauten Konstrukt verloren. Jedes dieser Zitate könnte man wohl auch auf seinen Urheber anwenden. Dass sich ein renommierter Verlag wie Olms für den Druck dieses Machwerks bereit gefunden hat, stimmt bedenklich. Oder hatte man etwa die Jünger eines Heribert Illig im Blick, die Faußner schon für sich entdeckt haben? Honi soit, qui mal y pense. Vor dem Kauf dieser fast 300 Euro teuren Bände muss eindringlich gewarnt werden, sie haben in einer wissenschaftlichen Bibliothek keinen Platz!"

Wie tief muss die Angst bei den Mediävisten sitzen, wenn sie schon derartig verteufeln müssen. Fehlt eigentlich nur noch die Anregung zur Bücherverbrennung, bevor sich die Jünger Jesu – Pardon – Illigs zu Hunderttausenden auf dieses „Machwerk" stürzen könnten.

Das Werk von FAUSSNER mag Schwächen haben und sich nicht immer leicht lesen! Von einem gewissen *Asterix* wird hingegen berichtet, dass dieser sich gut läse, nicht zuletzt wegen zahlreicher bunter bildlicher Lesehilfen. Sollten die wissenschaftlichen Bibliotheken vielleicht doch verstärkt auf diesen umsteigen, damit die Studenten der Geschichte weder mit „grammatikalisch fragwürdigem Stil" belästigt, noch mit der These konfrontiert werden, dass die 200 Jahre Arbeit der MGH, zumindest was das frühe Mittelalter betrifft, für die Katz' gewesen sein könnten? (Aber dieser *Asterix* wäre auch wieder für die Schulwissenschaft problematisch, ist doch dort dauernd die Rede von einer kleinen Gruppe Unbeugsamer, die sich erfolgreich gegen den Mainstream stemmten ...) In der *Bayerischen Staatsbibliothek* ist das Werk FAUSSNERS [2003] noch nicht erhältlich (Stand 1. Dezember 2005).

Es gibt noch eine weitere Rezension im Internet, verfasst von Martina HARTMANN [2005], Heidelberg, die sich mit einer Darstellung über die 300 Jahre Merowingerzeit [2003] hervorgetan hat und mit einer emsigen Arbeit über Matthias FLACIUS ILLYRICUS [2001], den kroatischen Kirchenhistoriker des Humanismus, habilitiert ist. Aus ihrem Vorwort geht hervor, dass sie fünf Jahre in der MGH unter FUHRMANN gearbeitet hat, was ein gehobenes Niveau der Rezension erwarten lässt. Diese Erwartung erfüllt sich, wenn auch auf sonderbare Weise. So wirft sie FAUSSNER nicht wie RÖMER vor, er habe die Zitate aus dem Zusammenhang gerissen, sondern behauptet subtiler, dass

> „Äußerungen in Zusammenhänge gerückt werden, die so in der besagten Literatur nicht stehen, dafür ein Beispiel: in Teil 2 S. 321 nennt Faußner zunächst Walter Kochs grundlegende Monographie über die Schrift der Reichskanzlei im 12. Jahrhundert von 1979 im Zusammenhang mit den Schreiberhänden, fährt im darauf folgenden Satz fort mit den Worten ‚Diese Schreiber Wibalds, die nach seinem Diktat und seinen vorgegebenen Vorlagen die Urkunden mundierten...' und erweckt so den Anschein als stünde dies in der Form bei Koch, was natürlich mitnichten der Fall ist."

Wäre dem so, dann stünde FAUSSNER tatsächlich schlecht da – nämlich als jemand, der es nötig hätte dem Leser zu suggerieren, andere – renommierte – Forscher mit prinzipiell gegensätzlicher Meinung wären im Detail doch seiner eigenen abweichenden Ansicht. Das ist aber „natürlich mitnichten der Fall", wie sich Hartmann auszudrücken pflegt, denn bei FAUSSNER heißt es dort – im ganzen Satz:

> „Diese Schreiber Wibalds, die nach seinem Diktat und seinen vorgegebenen Vorlagen die Urkunden mundierten, werden in der Diplomatik und so auch in der Monographie [also der von KOCH!; G.A.] als königliche Kanzleinotare und -schreiber angesehen."

Niemand, der den ganzen Satz zu lesen bekommt, käme auf die Idee, FAUSSNER habe hier versucht, KOCH für sich zu benutzen; er grenzt sich vielmehr explizit und klar von dessen Meinung ab. Nur HARTMANN suggeriert das Gegenteil mit ihrer Zitierweise, indem sie den Satz genau da abschneidet, wo sich aufklären würde, was FAUSSNER tatsächlich meint.

Das könnte man als Fall von Zitiermobbing sehen, der HARTMANNS Art unter die von ihr selbst zu Unrecht an FAUSSNER kritisierte Zitierweise einreiht, sagte sie doch oben, dass „Äußerungen in Zusammenhänge gerückt werden, die so in der besagten Literatur nicht stehen"! Hier also ein Lehrbeispiel dafür, wie man das macht! Natürlich dürfte sie dafür den Beifall aus der Zunft einholen, wird sich doch kaum einer die Mühe machen, dieses „Machwerk" zu kaufen oder auszuleihen, um das Zitat zu überprüfen.

Aber vielleicht sollte man den Fall auch nicht überbewerten: jeder kann sich einmal vertun, auch eine habilitierte Wissenschaftlerin; sicherlich war einfach zu wenig Platz, um den ganzen Satz FAUSSNERS zu bringen. Wir konzentrieren uns deshalb auf ihre weiteren Ausführungen:

> „Wenn der Präsident der MGH [Rudolf Schieffer; G.A.] eine wissenschaftliche, oder besser gesagt eine sich wissenschaftlich gebende vierbändige Monographie als ‚Schelmenroman' bezeichnet (Deutsches Archiv 59, 2003, S. 646), während die einschlägig bekannte Zeitschrift ‚Zeitensprünge' das Werk unter der Überschrift: ‚Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher' feiert (2003), so kann es sich hier nur um einen neuen Beitrag in der leidigen, von Heribert Illig ausgelösten Diskussion um ‚das gefälschte Mittelalter' handeln, die erfreulicherweise wieder weitgehend aus den Medien verschwunden ist."

Ja, es war meine Wenigkeit, die den „mutigen Forscher" feierte, aber ich betonte dort, dass FAUSSNER kein Anhänger der Phantomzeittheorie bzw. des erfundenen Mittelalters sei. Er ist auch kein irgendwie gearteter 'Jünger' des 'Propheten' ILLIG – sondern ein unabhängiger Kopf und Denker, der es wagt, auch mit 'Andersgläubigen' zu sprechen, um im Bilde zu bleiben.

Hier soll offensichtlich FAUSSNER, der als Rechtshistoriker noch einen Rest von Stallgeruch hat, ganz in das Lager der Irrationalisten abgeschoben werden, um den Abscheu bei der Stammherde zu steigern und den Ausstoß zu beschleunigen. Immerhin geht es um Kernfragen wie die, ob die MGH wirklich zur Geschichte des „deutsch-französischen" frühen Mittelalters beitragen kann, oder lediglich in recht kostspieliger Weise ein Kriminalarchiv verwaltet. Denn nach FAUSSNER wurden im Wesentlichen nur die gefälschten Urkunden archiviert, weil man hoffte, nach anfänglichen Niederlagen doch noch einen Prozess damit zu gewinnen. Derartige Misslichkeiten gefährden Positionen, und so darf man sich nicht wundern, wenn HARTMANN zum ebenso kraftvollen wie unbegründeten Schlag ausholt:

> „behauptet er [FAUSSNER; G.A.] allen Ernstes, Wibald habe über 6000 Königsurkunden, deren Originale in den Archiven von ganz Europa liegen, gefälscht und außerdem auch eine Reihe erzählender Quellen ‚gedichtet' wie beispielsweise Einhards Vita Karoli, Widukinds Sachsengeschichte, Ruotgers Vita Brunonis und nicht zuletzt das gesamte Werk Hrotsviths von Gandersheim."

Zweifeln kann man ja daran, ob Wibald der Alleintäter ist, aber warum soll es angesichts allgemein akzeptierter Fälschungen, mit bis zu 10.000 Einzeldokumenten (z.B. Pseudoisidorien) nicht möglich sein, dass diese 6.000 Königsurkunden *Fakes* sind, auch wenn es weh tut, das einzusehen? Und hat HARTMANN die Zweifel von Forschern aus ihren eigenen Reihen schon wieder vergessen, die Einhard und andere im Zwielicht erscheinen lassen?

Doch wer an nationalen historischen Heiligtümern zweifelt wie FAUSSNER, lässt die Stresshormone hochkochen, und im empörten Zustand fällt Argumentieren schwer – siehe oben –, so dass frau konsequenterweise gleich ganz darauf verzichtet:

> „Diese Theorie ist so absurd, daß sie keiner ausführlichen Erörterung bedarf, zumal dies, wie gesagt, in den Besprechungen früherer Auslassungen Faußners zu diesem Thema bereits geschehen ist, und so kann es hier nur darum gehen, Faußners Art der Argumentation und seine ‚Arbeitsweise' kritisch darzulegen, um diejenigen, die seine Methode noch nicht kennen, wie etwa auch Studienanfänger, davor zu warnen".

Diese Kritik an FAUSSNER ähnelt der an ILLIG: Die Jugend muss gewarnt werden vor solch unwissenschaftlichen Wirrköpfen! [vgl. Niemitz 1999]. Wie wäre es mit einer neuerlichen Index-Erstellung? Und es geht weiter:

> „Wer wie Faußner die frühe Stauferzeit als ‚Filzokratie' begreift, ‚die sich als eine zeitlose politische Erscheinung immer dann breitmacht, wenn ein Gemeinwesen seine Würde und seine führenden Persönlichkeiten mit Selbstachtung verloren hat und an deren Stelle die Macher, Beschaffer, Trickser, und Vor- und Fürsprecher getreten sind' (Teil 1 S. 173), wer Wibald als ‚Konsulent und Lobbyist' charakterisiert (1 S. 172) mit einem ‚Atelier für kreative Diplomatik' (2 S. 349) und schreibt ‚im Hochmittelalter' seien „Karrieren ... noch nicht bestimmt worden von der sozial-demokratischen Gleichheitsmaxime: Jeder kann Minister werden - wirklich jeder' (1 S. 74), hat als ernstzunehmender Historiker jeden Kredit verspielt."

Auch hier lohnt es sich, die ursprüngliche Stelle nachzulesen. Martina HARTMANN lässt hier FAUSSNER als jemanden erscheinen, der aus einer Laune heraus etwas gegen sozial-demokratische Gleichmacherei habe und schiebt ihn so in Richtung: überheblicher Snob. Liest man das Zitat hingegen im Zusammenhang, wird die Argumentation klar: Es geht darum, ob ein Normalsterblicher im Mittelalter eine Karriere bis zum Erzbischof machen konnte, wie dies die Diplomatik im Falle eines Schreibers namens *Heribert* vermutet. Hierzu FAUSSNER [2003; 73 f.]:

> „Etwas beunruhigend aber für die kritische Mediävistik müßte die allgemein zustimmende Aufnahme des 'Fall Heribert', der angeblichen Karriere eines über Jahre tätigen Schreibers zum Erzbischof von Besancon, nicht so sehr aus diplomatischer als aus sozialgeschichtlicher Sicht sein; denn noch haben Forschung und Lehre davon auszugehen, daß im Hochmittelalter Karrieren ihre geblütsrechtlichen Voraussetzungen hatten und noch nicht bestimmt wurden von der sozial-demokratischen Gleichheitsmaxime: ‚Jeder kann Minister werden – wirklich jeder.'"

Was soll nun an diesem vollständigen Satz anstößig sein? Wie man sieht, zerfallen die Anschuldigungen gegen FAUSSNER bei korrekter Zitierweise ins Nichts – also ein neuerlicher Fall von Zitiermobbing. Das scheint nun doch Methode und kein bedauerlicher Einzelfall bei HARTMANN zu sein. Wie nennt man eine Forscherin, die widersinnig zitiert, um so ihrem Gegner widersinniges Zitieren vorwerfen zu können? Sie „hat als ernstzunehmender Historiker jeden Kredit verspielt", um ihre eigenen Worte (s.o.) wiederzugeben.

Und warum ist die begründete Einschätzung der Führungsriege einer historischen Epoche als ‚Filzokratie' automatisch ein Grund, einem Historiker, der dies darlegt, die wissenschaftliche Seriosität abzusprechen? Sind Figuren des Mittelalters sakrosankt, waren sie allesamt schwebende Heilige ohne Fleisch und Blut, Emotionen usw.? Warum soll es z.B. damals keine Lobbyisten gegeben haben, die um die Mächtigen schwirrten, um etwas Machtblut zu saugen? Weil es „heilige deutsche" Geschichte ist? Es geht im Übrigen gar nicht um die Einschätzung irgend einer Fakultät.

Auch HARTMANN erregt sich über die klaren und treffenden Aussagen, die FAUSSNER über die Irrtümer der Diplomatik macht und ist gleich Schutzmutter, die alle Forschungsgeißlein der Diplomatik vor dem bösen Wolf zu bewahren trachtet:

> „Faußner tritt außerdem die diplomatische Forschung seit Theodor Sickel in großer Arroganz mit Füßen; dafür nur ein Beispiel: ein Zitat aus Klewitz' Cancellaria-Beitrag von 1937 über die Bedeutung der Hofkapelle für die Herstellung der Königsurkunden, kommentiert er mit den höhnischen Worten: ‚Wäre solches (also die Herstellung der Königsurkunden in der Hofkapelle) der Fall gewesen, so wäre die Hofkapelle zu einem kontemplativen Gralsorden geworden, der im durchschnittlichen Fünf-Jahres-Ritual die Herstellung einer Königsurkunde als sein Kultsymbol zelebrierte' (Teil 1 S. 72). Mit dem gleichen Hochmut bzw. der gleichen Verachtung wird aber nicht nur die mediävistische Forschung gesehen."

FAUSSNER ist weder hochmütig oder höhnisch – wenn, dann etwas spöttisch –, noch äußert er Verachtung; er macht sich nur über offensichtliche Kuriositäten begründet lustig, so wie in seiner Arbeit von 1997 über SCHIEFFER, dem Nachfolger FUHRMANNS im Präsidentenamt der MGH, wo dieser den „zittrigen Duktus" eines 2,8 cm langen [!] sog. Vollziehungsstriches als Echtheitsbeweis einer Markt- und Münzurkunde für Freising wertet [FAUSSNER 1997 34 f.]. Der zittrige Duktus dokumentiere die nachhaltige Erregung Kaiser Ottos III. in Rom am Tag nach seiner Krönung, als er obendrein eine Urkunde für einen Freisinger Grünmarkt zu vollziehen gehabt hätte! Nervositäten können sich ja dergestalt äußern – genauso wie Altersschwächen eines Fälschers –, aber so etwas als Echtheitsbeweis zu betrachten ist schon Realsatire, die FAUSSNER nur noch zu zitieren brauchte. Sie wird fabriziert von Menschen, die – im Jahre 9

nach Frieds Forderung nach offenen Fenstern [Fried 1996] – längst wieder die Öffnungen ihres Elfenbeinturmes verrammelt haben. So hat unsere Rezensentin auch nichts besseres zu tun, als selbst Wibald vor dem bösen Wolf FAUSSNER zu schützen (Zitat ist Fortsetzung von oben):

> „Mit dem gleichen Hochmut bzw. der gleichen Verachtung wird aber nicht nur die mediävistische Forschung gesehen, sondern vor allem Wibald, den nach seinem ‚Zerwürfnis mit Suger von Saint-Denis' eine ‚förmlich alttestamentarische haßerfüllte Wut und Rachsucht' erfüllte gegenüber seinem ‚nunmehrigen Todfeind' (Teil 1 S. 125) und der sich auch von Erzbischof Albero von Trier ‚beiseite gestellt, mißachtet und verraten, und damit unterschätzt' sieht, so daß er sich ‚schwört, dies Albero heimzuzahlen' (Teil 1 S. 137f.). - Arroganz und Bösartigkeit aber sind eigentlich nicht die Merkmale eines ‚Schelmenromans'!"

Haben wir richtig gelesen? Martina HARTMANN wagt sogar vorsichtige Kritik an der Einschätzung SCHIEFFERS als „Schelmenroman"! Also doch ‚Frauenstolz vor Königsthronen', ohne Karriereängste! Ihr Schluss fällt düster aus:

> „Die Tatsache aber, daß es auch noch als Band 1 der ‚Quellen und Erörterungen zu Wibald von Stablo' deklariert wird, klingt geradezu wie eine Drohung!"

Also weiterhin Angst vorm bösen Wolf FAUSSNER? Dabei ist sie grundlos, denn der Mainstream steht trotz FRIED fest und unkritisch zu Merowingern und Karolingern und zu deren Königsdiplomen samt denen von Ottonen, Staufern usw.! Die Lehrstühle sind noch von den richtigen Leuten besetzt, die Studenten wollen ihre Prüfungen bestehen und antworten linientreu!

Zusammenfassend stellen wir fest, dass Frau HARTMANN FAUSSNER mehrfach in manipulierender Weise zitiert und unrichtigerweise als Zeitenspringer darstellt. Das fassen wir als Kompliment für FAUSSNER auf: Eine hoch qualifizierte, habilitierte, mehrjährige MGH-Mitarbeiterin durchfilzt vier Bände seines Werk und findet nichts, was sich direkt gegen ihn verwenden ließe, weder bei seiner Zitierweise, noch bei seiner Argumentation, so dass sie sich zu allgemeinem Geschimpfe und zu Manipulation gezwungen sieht. Ein besseres, wenn auch ungewolltes Kompliment kann man FAUSSNER kaum machen, und so zollen wir ihm noch einmal eigens Anerkennung für sein Werk!

Ansonsten freuen wir uns als *Jünger* der von BORGOLTE [1999] freischwebend postulierten *Illigquasisekte* natürlich – hämisch, höhnisch, hochmütig, unstaatstragend und jugendgefährdend, wie wir nun einmal gemäß HARTMANN, RÖMER und Konsorten sind – auf das nächste Opus H.C. FAUSSNERS über Wibald (es geht dem Vernehmen nach darum, dass auch viele Prachtcodices aus dessen Atelier stammen sollen) und wünschen ihm daher Glück, Gesundheit und Schaffenskraft noch für lange Zeit. Und wir wünschen ihm bessere

Rezensenten und Gegner, denn, um mit Oskar Werner zu sprechen (bitte mit leicht wienerischem Akzent und herablassend): *„Das hat kein Niveau!"*

Zitierte Literatur

Anwander, Gerhard (2003): Wibald von Stablo - Hans Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher; in: *ZS* 15 (3) 518-524

- (2004) in: http://lelarge.homepage.t-online.de/Faussner2.pdf; 10

Borgolte, Michael (1999): „Pseudoreligiöse Gemeinde". Michael Borgolte über die ungelösten Rätsel des Mittelalters (Interview durch Ingo Bach); in: *Berliner Tagesspiegel,* 29. 6. 99

Brühl, Carlrichard (1986): Die Entwicklung der diplomatischen Methode im Zusammenhang mit dem Erkennen von Fälschungen im Mittelalter; in: *Fälschungen im Mittelalter: Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica;* München 1986 (1988), Hannover

Faußner, Hans Constantin (1986): Wibald von Stablo, der Trierer Dom- und Reliquienschatz und die Reichskrone; Innsbruck

- (1997): Königsurkundenfälschungen Wibalds von Stablo im bayerisch-österreichischen Rechtsgebiet aus diplomatischer und rechtshistorischer Sicht; Sigmaringen
- (2003): Wibald von Stablo. Erster Teil; Einführung in die Problematik; Hildesheim (Erster von vier Bänden)

Fried, Johannes (1996): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; in: *Historische Zeitschrift* CCLIII (2) 291-316

Hartmann, Martina (2001): Humanismus und Kirchenkritik: Matthias Flacius Illyricus als Erforscher des Mittelalters: Stuttgart

- (2003): Aufbruch ins Mittelalter. Die Zeit der Merowinger; Darmstadt
- (2005) in: http://www.koeblergerhard.de/ZRG122Internetrezensionen/FaussnerHansConstantin-Wibald.htm

Illig, Heribert (1999): Zwischen Karlsgraben, Leipzig und Untersberg. in: *ZS* 11 (2) 235-241

Niemitz, Hans-Ulrich (1999): „Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend!" - oder Beobachtungen vom 8. Symposium des Mediävistenverbandes; in: *ZS* 11 (2) 231-234

Römer, Jürgen (2001): Der Adler als Symbol Karls des Großen?; in: *Karl der Große und das Erbe der Kulturen* (Hg. Franz-Reiner Erkens); Berlin, 185-193

- (2004) in: www.sehepunkte.historicum.net/2004/06/5138.html

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
Anwander-PSE@t-online.de

Müller, Napoleon und der Beginn der deutschen Art, Geschichte zu schreiben

Gerhard Anwander

Ein Nachtrag zu SAWICKI

In seinem Essay: *Lügenkaiser Karl der Große? Ein kritischer Blick auf Heribert Illigs These vom erfundenen Mittelalter* versuchte Diethard SAWICKI 2001 nachzuweisen, dass ILLIG die Tradition der Chronologierevisionisten seit HARDOUIN ebenso konsequent wie negativ fortsetze. Die 'Ahnenreihe', die er darin für ILLIG, HEINSOHN und die *Zeitensprünge* konstruierte, geht von dem Jesuiten HARDOUIN über einen Peter F. J. MÜLLER zu Walter KAMMEIER und von dort zu Immanuel VELIKOVSKY.

SAWICKI präsentierte sich hier als kritischer Entlarver der mehr oder weniger verborgenen Motive dieser Autoren, die zu abstrusen Geschichtstheorien neigten und dabei dem akademischen Mainstream entgegen schwammen.

So unterstellt Sawicki [80] dem Jesuiten HARDOUIN (1646–1729) als Motiv die Bekämpfung von Protestantismus und katholischem Jansenismus, womit dessen Theorie einer weitgehend erfälschten Antike für ihn erledigt ist. Besser wäre es, sich zu fragen, wie ein Jesuit mit qualifizierter theologisch-philosophischer Ausbildung überhaupt auf derartige, vermeintlich abstruse Ideen kommen kann, zumal HARDOUIN selbst für einen Jesuiten als außerordentlich gebildet galt. Hat dieser vielleicht geschrieben, was seinerzeit zwar unpubliziertes, aber doch verbreitetes Wissen war: dass nämlich vieles an der alten Geschichte und den alten Geschichten nicht stimmig und/oder erfunden sei? Hat der Mann wirklich seine Gedanken lediglich aus dem Hut gezaubert, um den genannten Religionsgruppen einen Schlag zu versetzen, oder hat er diese – für einen Jesuiten sicherlich hehren – Motive nur benutzt, um etwas ihm persönlich Wichtiges zu publizieren, ohne Gefahr zu laufen, gleich verb(r)annt zu werden?

Bei Wilhelm Friedrich Ferdinand KAMMEIER, einem Volksschullehrer, ist SAWICKI ebenso klar, wo hier die – besonders verwerflichen – Motive liegen, denn dieser arbeitet angeblich „ganz im Sinne des Antikatholizismus der Nationalsozialisten" [ebd., 82].

Folgt man der Logik SAWICKIS, so darf man glauben, den Stein der Weisen in der Hand zu haben: Wer gegen Kirche oder Mainstream (oder sonstige potentielle Arbeitgeber) ist, hat – nicht zuletzt dank durchsichtiger 'religiöser oder quasireligiöser' Motive – unrecht und ist zu verurteilen. Wer 'dafür' ist, hat offensichtlich recht. Ist das das Mainstream-Wissenschaftsverständnis, das

die 'Wahrheit' mit Hilfe von Mehrheitsentscheidungen ermittelt? Nach Thomas KUHN hingegen sind es aber fast nur Außenseiter, die substantiell neue, fruchtbare Theorien entwickeln. Das bedeutet zwar wiederum nicht, dass jeder Außenseiter automatisch recht hat, aber wenn eine wirklich neue Idee kommt, dann meist von außen.

Auch kann das bloße Rückführen auf unterstellte oder tatsächliche Motive eines Autors kein Prüfkriterium für Wahrheit oder Falschheit sein: Man muss sich schon die Mühe machen und sich mit der Sache im Detail auseinandersetzen.

SAWICKI tut das nur teilweise, denn es sieht so aus, als wolle er in erster Linie ILLIG die Urheberschaft an der Idee von der Nicht-Existenz Karls des Großen absprechen, und ihn dafür in die zitierte 'Ahnenreihe' von Autoren mit fragwürdiger Motivation und irrationalistischer Geschichtssicht einstellen. Dazu kommt ihm weiter der vermeintliche Irrationalist Immanuel VELIKOVSKY passend über den Weg [ebd., 83 f.]. Er legt dessen welttherapeutischen Motive dar und unterstellt dabei ILLIG per Ferndiagnose (als Psychologe kann ich hier nur gratulieren) mutig ein regelrechtes Damaskuserlebnis mit dem Resultat der Schöpfung einer entsprechenden „Weltanschauung" [s. Illig 2002, 162]. SAWICKI hält ILLIG als weiteren Beleg hierfür vor, er habe in seinem Welterrettungsrausch gefordert, man möge doch ein Meteoritensuch- und -abwehrsystem installieren [ebd., 84]. Dass die nüchterne NASA sich hier schon seit längerer Zeit engagiert, mag SAWICKI entgangen sein und offensichtlich auch, dass es entsprechend große Himmelskörper gibt, die der Erde bedenklich nahe kamen oder kommen werden. Und für die Menschheit ist kaum eine größere Katastrophe denkbar, als der Einschlag eines derartigen Objektes auf die Erdoberfläche.

Mangels besserem versuchte SAWICKI, ILLIG und die ZEITENSPRINGER in die Hinterweltlerecke im Sinne von BRY abzuschieben, um sie endgültig in die Ahnenreihe der irrationalistischen Chronologieveränderer einfügen zu können, was ebenfalls gründlich misslang [Illig 2002, 162 ff.].

Nun, da HARDOUIN, KAMMEIER und VELIKOVSKY in den *Zeitensprüngen* und anderen Publikationen mehrfach kritisch diskutiert und relativiert wurden, ist es an der Zeit, den zweiten der Ahnengalerie vermeintlicher Irrationalisten: Peter Franz Joseph MÜLLER, genauer zu betrachten. Wir gelangen damit in eine dramatische Epoche der europäischen Geschichte: in die Zeit Napoleons.

Peter Franz Joseph Müller

MÜLLER stellt sich in seinem Werk *Meine Ansicht der Geschichte* u.a. als kühner Chronologierevisionist und Fälschungsentdecker vor. Doch tut sich gleich eine Unklarheit auf: Der Autor dieses Werkes nennt sich auf dem Titelblatt

Peter Franz Joseph MÜLLER, während ihn SAWICKI indirekt als **Michael** Franz Joseph MÜLLER identifiziert, der Mitarbeiter beim Urkundenprojekt des FREIHERRN VOM STEIN war, aber in der Edition der Briefe des Freiherrn fälschlicherweise (?) unter Peter Friedrich Joachim firmiert. In der ADB [*Allgemeine Deutsche Biographie* (ADB) 527] ist nur von einem Michael F.J.M. die Rede, so dass sinnvollerweise nur vor Ort geklärt werden könnte, ob es sich um verschiedene Männer handelt. In der ADB ist auch zu lesen, dass Michael F. J. Müller (1762–1848) einer größeren Trierer Familie von Geschichtskundlern angehörte; so könnte es gut sein, dass unser Müller dieser rührigen Familie entstammt. Peter F.J. Müller verfasste noch ein Werk über *die Ursprache* [1815] und eine (Gefälligkeits-?)Arbeit über *die Bestimmung der Gränzen zwischen Franken und Sachsen der Vorzeit* aus dem Jahre 1804, in der übrigens von Fälschungen und chronologischen Verwerfungen keine Rede ist.

Gemäß unserem Vivisekteur D. SAWICKI haben MÜLLER antifranzösische bzw. deutsch-patriotische Motive bewegt, denn er formulierte ein letztlich von den Franzosen zerstörtes deutsches Urreich, das ihm zufolge im Wiener Kongress wiederhergestellt werden sollte. Wir haben so nach SAWICKI [82] vor VELIKOVSKY und ILLIG drei Irrationalisten in der Chronologiekritik zu vermerken, denen folgendes gemeinsam sein soll:

> „Offenbar sind alle drei Gedankenkostrukte an weltanschauliche Positionen religiöser oder quasireligiöser Natur gebunden, die sich den rein methodologischen Kritikverfahren des historiographischen Diskurses entziehen."

Ins heutige Deutsch übersetzt hieße das: Sie sind vernagelte religiöse Fanatiker oder gar Fundamentalisten, die der Ratio entbehren, die (nur) der Mainstream so sorgsam pflegt. In der Tat ist MÜLLERS Theorie quasireligiöser Natur. Dennoch wird es interessant sein, seine Ansicht der Geschichte kennenzulernen, werden sich doch beim Abbruch seines allzu kühnen Denkgebäudes wertvolle Steine finden, die als Spolien einen Neubau zieren könnten. Zudem werden wir MÜLLER mit seiner Konzeption überraschenderweise in bester Gesellschaft wiederfinden.

Seine Theorie von einem großen glücklichen deutschen Urvolk, das durch Intrigen und Manipulationen Frankreichs ab dem 12. Jh. zerstört wurde, mag manche spontan an die von der angeblich ebenso glücklichen Zeit des Matriarchates im 'Alteuropa der großen Göttin' der Marija GIMBUTAS [s. Albrecht] erinnern oder an die chauvinistische russische Urvolktheorie FOMENKOS [1997; 2004]. Und Ulrich, der *Mann ohne Eigenschaften* und Sekretär der Parallelaktion in Wien hätte sie, bei seiner Ablage großer vaterländischer Ideen aus dem Volke, in die Mappe: *"zurück zu ..."* einordnen müssen, im Gegensatz zu *"vorwärts zu ..."* [MUSIL 233 f.].

Der Begriff Urvolk wird auch heute noch verwendet, wenn z.B. die *Archäologische Staatssammlung München* im Internet von zwei Urvölkern auf hiesigem Boden spricht:

> „Die Kelten, von den Griechen auch Galater, von den Römern Gallier genannt, sind neben den Germanen das andere große Urvolk im archäologischen Europa nördlich der Alpen, das bis heute die Altertumsforscher ebenso wie die Laien fasziniert."

Wir beginnen daher mit einer Impression vom Schluss des Buches, die den Verdacht, dass unlautere Motive MÜLLER bewegt haben könnten, verfliegen lässt, denn er schreibt pathetisch, aber nicht chauvinistisch [M. 503]; hier ausnahmsweise dem Originaldruckbild nachempfunden; jüngere Leser mögen ob der Frakturschrift keinen Nazischock bekommen: Es war die übliche Druckschrift seit der Renaissance; 1941 wurde sie in Deutschland sogar zeitweise verboten!

> „Nur Menſchenwohl ſey die Loſung
> aller Gutgeſinnten,
> und zertrümmert auf immer das Bild des
> menſchenfeindlichen Kriegsgötzen;
> Friede auf Erde allen Menſchen;
> unſern verſöhnten Nachbarn in Weſten ein
> brüderlicher Handſchlag;
> den hochherzigen Briten, und unſern eben
> ſo treuen, als tapfern Kampfgenoſſen in
> Norden ewige Freundſchaft;
> allen Deutſchen Eintracht;
> Glück und Heil dem edelſten Erbe
> des Urthrones, und nie verletzter deutſcher Redlichkeit, Franz dem Zweiten,
> und reicher Gottesſeegen dem Weltetage zu Wien."

Wer möchte diesen Wünschen widersprechen oder dem Autor niedere Beweggründe unterstellen?

Zur Vorrede

Hier ahnt MÜLLER voraus, wie es Kritikern seines Kalibers ergeht: Er wird zum Träumer und Narren erklärt. Ob das zu seiner Zeit passiert ist, kann nicht gesagt, nur vermutet werden; eine Rezeptionsgeschichte liegt uns nicht vor, wenn wir davon absehen, dass MÜLLER in BERNHEIMS *Lehrbuch der historische Methode* [1889; 116] als schlechtes Beispiel dienen durfte für jemand, der zwar methodisch korrekt vorgeht, aber übertriebene Schlüsse zieht [MÜLLERS

Vorrede ohne Seitenzahlen; die Hervorhebungen durch gesperrten Druck im Original sind hier jeweils durch Fettkursivdruck wiedergegeben; wenn nichts anderes vermerkt ist, beziehen sich die Literaturangaben mit „M." auf: *Meine Ansicht der Geschichte*; MÜLLER 1814]:

> „Die Unzufriednen werden mir vor allem den verrufenen ***geschichtlichen Glauben*** entgegensetzen, denn dieser Machtspruch überhebt aller Selbstprüfung, aber auch ich habe nicht das mindeste ersonnen, vielmehr alles selbst aus der Geschichte geschöpft, nur mich möglichst bei den Quellen zu halten, und die getrübten Abflüsse zu läutern gesucht.
> Mehrere zuvor für ächt gehaltenen Schriften sind in der Folge allgemein für unächt anerkannt worden, die Geschichte kann also, wie sie da liegt, nicht unbedingt für wahr angenommen werden."

„Fürwahr" könnte man hier ausrufen, und MÜLLER legt in seinem Vorwort noch zu:

> „Dem großen Haufen kann es gleichgültig seyn, ob z. B. ***Aeneas*** auch ***Romulus,*** oder wer sonst noch war, er fühlt sich bei jedem Glauben glücklich, und wehe dem Menschenfeinde, der dies Glück böslich stört, und sich anderer Mittel, als zwangloser Ueberzeugung, und immer noch mit Vorsicht und Schonung, bedient."

Ein solides elitäres Bewusstsein lässt sich bei ihm hier wie dort finden, aber alles steht im Dienste seines guten Bildes vom geliebten deutschen Urvolk – oder soll man sagen: Er ist geprägt von der Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies?

> „Ich bescheide mich gern selbst, daß ich nicht erwarten kann, daß mir gleich Jeder auf's Wort glaube, dagegen aber kann ich mich auch durch Gemeinsprüche nicht zurückschrecken lassen.
> Wer seine Geschichte nur aus seinem Handbuche kennt, und dieses äusserstens, um den Welttones willen, hin und wieder durch eine Stelle aus dem von seinen eigenen Genossen gegeisselten ***Herodot***, dem unlateinischen ***Livius***, dem Italier ***Tacitus*** u.s.w. zu belegen weiß, ohne sich durch eigenes Denken und Forschen, und durch Vergleichen der Zeitpunkte, und Ereignisse, und deren Veranlassungen, Absichten, und Folgen, u.s.w. mit ganz besonderem Augenmerk auf das an wichtigen, ***höchstwichtigen*** Ereignissen vorzüglich reichhaltige ***Mittelalter*** überzeugt zu haben, oder noch überzeugen zu wollen, ***Der*** bleibe vom Kampfplatze weg, und opfere immerdar den vergötterten dreitausendjährigen ***Griechen*** und ***Römern,*** und schäme sich des wildthierischen Zustandes unserer unrühmlichen Voreltern, - der ***Deutschen***.
>
> Düsseldorf am 17. Septemb. 1814.
> Müller."

Er widmet diese seine Schrift dem FREIHERRN VOM UND ZUM STEIN, dem rührigen Urkundensammler und Gründer der *Monumenta Germaniae Historica* (MGH). In dessen aufwändig edierter und umfangreicher Briefesammlung lässt sich aber keine Reaktion darauf finden. Ein MÜLLER kommt darin lediglich als Mitarbeiter an der *Gesta Trevirorum,* einer Urkundensammlung zur Geschichte Triers vor, diesmal mit den Vornamen – wie oben erwähnt – Peter Friedrich Joachim, wohl ein weiteres Mitglied der Trierer Familie mit historischen Ambitionen.

Wie zitiert, dürfen die Motive und Absichten MÜLLERS als ehrenwert gelten. Nun gilt es, seine chronologischen Vorstellungen darzulegen, was nicht einfach ist, da er eine geschlossene Abfolge der Ereignisse, so wie er sie sich vorstellt, nur in Ansätzen zu erkennen gibt. Sein Buch ist ohne weitere Unterteilungen in 67 Paragraphen gegliedert und umfasst etwa 500 Seiten.

Urstand, Ursprache, Auflösung des Urstandes

MÜLLER beginnt mit einem Paukenschlag:

> „Fast alle [!] Sprachen der ***Erde*** haben mehr oder weniger die unverkennbarsten Merkmale der jetzt sogenannten ***deutschen*** Sprache.
> Jeder Theil der Erde, wo sich Spuren dieser Sprache äussern, war also auch einmal Zugehör des Urbundes" [M. 1 f.]

Hier greift MÜLLER die damals aufgekommene Idee von der indogermanischen Ursprache auf, erfunden 1786 von dem englischen Orientalisten William JONES. MÜLLER setzt die Indogermanen offensichtlich mit seinem deutschen Urvolk gleich, und Aussagen wie die, dass *„**jeder Theil der Erde**"*, wo sich entsprechende Sprachspuren äußern, einmal urbündig deutsch waren, wird Folgen haben! Ob MÜLLER hier die alten Ägypter auch schon zum deutschen Urreich zählt, sagt er nicht. Damals war Ägypten schon Thema, von Napoleon angestoßen, wenn auch dort die Steine noch schwiegen – erst 1822 entschlüsselte Champollion die Hieroglyphen.

MÜLLER hat vermutlich die Folgen seiner Ideen nicht allzu intensiv durchdacht, möglicherweise deshalb, weil er unter Zeitdruck stand, wollte er doch mit seinem Werk den Wiener Kongress beeinflussen. Es erschien 1814, in der Zeit, die Napoleon auf Elba verbrachte, bevor dieser während des Wiener Kongresses noch ein Intermezzo bis 1815 gab.

> „Nach langen Zeiträumen bildete sich der hellere Theil des Urvolks aus dieser Ursprache eine zweite, die jetzt sogenannte ***lateinische*** Sprache für ***Gottesdienst***, und ***Geschäfte***, und zum ***Umgange*** unter sich."[M. 2]

Wenn das wirklich so wäre, würden Schüler beim Latein weniger stöhnen oder gestöhnt haben, denn das Latein scheint dem Deutschen weit ferner als z.B. das Griechische und das ist schon schwer genug zu erlernen.

„Aber Mißvergnügte rissen sich endlich vom Urbunde los, und aus einem Volk entstanden mehrere, und zur Abzeichnung von dem Urvolke, und unter sich so viel neue, mehr, oder weniger abweichende, Sprachen, als neue Völker." [M. 2]

„Der Anfang dieser Trennung fällt in den Zeitpunkt, in welchen die Geschichte den Anfang des Streits zwischen den ***Gibellinen*** und ***Welfen*** setzt, d. h. den ***Gelben*** und ***Blauen***, indem die Anhänger des Hauptstammes fortan die ***gelbe*** Farbe behielten, die Aufrührer aber die ***blaue*** annahmen." [M. 4 f.]

Die Bösen im Spiel sind dabei „Heinrich, der sogenannte Löwe", die Karle von Anjou, die Phillippe und Karle von Burgund usw. Wir sind also im 12. und 13. Jh., und die Schauplätze sind hauptsächlich Griechenland, Sizilien, Neapel, Italien und Südfrankreich. Die Folgen dieser Umwälzung sind fatal, denn das Paradies geht mit einem politischen Sündenfall verloren [M. 7]:

„Alles Elend, was die Menschheit in den nachherigen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag erlitten, war Folge dieser unseligen Umwälzung, Vollendet war beinahe das große Werk der allgemeinen Versittlichung. So wie Alle nur einen Gott anbeteten, so war auch der Kaiser Herr und Vater Aller, Alle waren Glieder eines Stammes, Freunde, Brüder. Der ganze Erdboden ihr Vaterland, Und nur ein Gesetz gemeinsame Richtsch[n]ur."

So wird im Stile eines Predigers der Sündenfall weiter beklagt: Ortsnamen wurden verändert, aus Brüdern wurden Feinde, aus ewigem Frieden wurde ewiger Krieg.

Das Zentrum des alten Reiches scheint Rom gewesen zu sein, das später zeitweise in die Hände der Verschworenen fiel. Der Verlust der Hauptstadt führte auch zum Verlust aller Staatsurkunden, Denkmäler wurden zerstört – selbst noch im 30-jährigen Krieg und in den „pfälzischen Verheerungskriegen". Das führte dazu, dass die Zusammenhänge mit dem Urreich vergessen wurden, während eine Schar von Fälschern vor allem eine „neurömische" Geschichte ersann. Der von SAWICKI den Irrationalisten zugeordnete MÜLLER spricht hier Merkwürdigkeiten an, die zu denken geben, wie die rätselhaft-unplausible Verlegung Westroms nach Byzanz:

„Ebenso tönte noch fortdaurend die Benennung ***Oestreich***, und ***Westreich*** in Eines jeden Munde, und daher die Fabeln von der Verlegung des Hauptsitzes von ***Rom*** nach ***Bizanz*** durch ***Constantin***, und der Theilung des Kaiserthums durch ***Theodos***." [M. 13]

Diese Geschichtsfälscher erfanden vor allem immer neue Namen für das Urvolk, wenn schon die Einheit der Sprache nicht ganz zu verwischen war. Seitdem gibt es „Cimbren" und

„Teutonen, Germanen, Sueven, Langobarden, Cherusker, Katten,

Sicambrer, Bataver, Franken, Sachsen, Ost- und Westgothen, Allemannen, Burgunder, Angeln, Nordmänner, Alanen, Vandalen u.s.w. denen zuweilen noch die Ehre wiederfuhr, unter dem gemeinsamen Namen von ***Barbaren*** wieder vereinigt zu werden.

Jedes dieser neugeschaffenen Völker erhielt nun auch seine eigene Geschichte, wenn schon ohne Zusammenhang und Ordnung, widersprüchevoll, und absichtlich wild durcheinander geworfen, um auf keiner Seite Ausweg finden zu können." [M. 13 f.]

Touché wäre man versucht zu sagen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie mühsam bis unmöglich noch heute diese schriftlich postulierten Völkerschaften den archäologischen Befunden der „Völkerwanderungszeit" zugeordnet werden können. Der amerikanische Mediävist Patrick GEARY meint hierzu – selbstverständlich aus ganz anderen Motiven heraus als MÜLLER – in seinem empfehlenswerten Buch über *Europäische Völker im frühen Mittelalter:*

„Ebensowenig entspricht die Sprache [der postulierten frühmittelalterlichen Völkerschaften] zwangsläufig anderen kulturellen Traditionen wie beispielsweise dem Kleidungsstil, typischen Merkmalen des Schmucks, der Töpferei oder der Waffen." [Geary 48]

Geary kann sich dabei auf eine Aussage Prokops aus seinem *Vandalenkrieg* berufen, bei der es um zwei Völker geht, die Sarmaten und Melanchlänen genannt und schon von Herodot beschrieben werden. Doch andere nennen diese Völker auch Geten, weshalb Prokop ausführt [nach GEARY, 70]:

„Sie alle unterscheiden sich voneinander, wie schon bemerkt, dem Namen nach, im übrigen aber gar nicht."

Zum anderen bleibt – entgegen der Meinung MÜLLERS – festzuhalten, dass unter demselben Namen (nicht nur: Barbaren) auch verschiedene 'Völker' zusammengefasst wurden [GEARY 70]:

„Als Priscus den Hof Attilas besuchte, schrieb er, daß sich die Hunnen aus verschiedenen Völkern zusammensetzen, deren Angehörige hunnisch, gotisch und lateinisch sprachen."

Auf GEARY werden wir noch zurückkommen, hat er doch die nationalistischen Wurzeln der deutsch-europäischen Geschichtsschreibung aufgedeckt, insbesondere was den Ursprung der Völker im frühen Mittelalter betrifft.

Frankreich ist der Manipulator

MÜLLER schwimmt im Trend der Indogermanikforschung mit, wenn auch aufgrund seiner Fälschungstheorie in einem kleineren Nebenarm. Ihm zufolge passiert alles „zu Gunsten Frankreichs"; dieses habe auch dafür gesorgt, schon früh in der Geschichte als Großmacht aufzuscheinen:

„Daher die Einnahme Roms, durch die Gallier, unter ***Brennus***, wiewohl

dadurch würklich ein jüngeres Ereigniß bezielt wird; Daher die Monarchie Frankreich im fünften Jahrhundert, und die ***Merovingische, Karolingische***, und ***Kapetingische*** Königsstämme. Daher die Vereinigung des Kaiserthums [des römischen] mit der Monarchie Frankreichs unter ***Karl dem Großen.***" [M. 15f]

Der 'Franzose' Karl der Große erscheint hier erstmals als Erfindung der Franzosen und wird weiter nicht hervorgehoben. Warum auch: Er ist ja nur ***ein*** *französisches* Machwerk unter vielen anderen.

Die Geburt der philologisch-historischen Methode

Eine deutsche Träne dürfte daher damals dem zur französischen Fiktion erklärten Großen Karl kaum nachgeweint worden sein, da die 'deutsche Reconquista', die Wiedereroberung dessen, was man vermeintlich schon früher einmal besaß, für die Zeiten der Merowinger und Karolinger noch nicht stattgefunden hatte. In der Renaissancezeit ist zwar kurz erwogen worden, ob der große Karl nicht doch Deutscher wäre, aber Karl blieb Franzose, wie in großen Geschichtswerken des 18./19. Jh. nachzulesen ist [s. Baumgarten ab 1744]. Zu diesem Vorgang der Rückeroberung – angetrieben von deutschen Intellektuellen unter energischer Führung des FREIHERRN VOM UND ZUM STEIN – der nüchterne GEARY [37]:

„Die zweite Schwierigkeit [neben der Finanzierung] bestand darin, zu bestimmen, welche Zeugnisse tatsächlich historische Denkmäler Deutschlands waren. Diese Aufgabe löste man mit Hilfe der Leitlinien der wissenschaftlichen indoeuropäischen Philologie, die von klassischen Philologen in den Niederlanden und nun auch in Göttingen ausgearbeitet wurden."

Es geht hier um die bereits erwähnte Theorie von der indogermanischen (Ur-)Sprache, ursprünglich 1786 von dem englischen Orientalisten JONES in die Welt gesetzt, fortgesetzt von Friedrich Wilhelm SCHLEGEL, Franz BOPP, Jacob GRIMM und vielen anderen. Damit gelangen wir schnell zur *Monumenta*, ohne deren Arbeit im frühen 19. Jh. ein Buch im späten 20. Jh. über die Fiktionalität eines deutschen Großkarl nicht denkbar wäre, weil es diesen nicht gäbe. Zu diesem spannenden und folgenreichen Vorgang nun ausführlich GEARY [38 f.]:

„Das Programm der »Gesellschaft« des Freiherrn vom Stein umfaßte mehr als lediglich die Herausgabe und Veröffentlichung der Quellen zur deutschen Geschichte in den *Monumenta Germaniae Historica.* Bevor die Quellen ediert werden konnten, mußte man einen Kanon jener überlieferten Aufzeichnungen erstellen, die tatsächlich als Quellen deutscher Geschichte gelten konnten. Das heißt, man mußte definieren, was

»Deutschland« in der Vergangenheit bedeutete, und diese Vergangenheit als deutsche Vor- und Frühgeschichte deklarieren. Die Herausgeber der *Monumenta* erfüllten diese Aufgabe, indem sie sämtliche Texte aus oder über Regionen erfaßten, in denen germanisch sprechende Völker gesiedelt oder geherrscht hatten. Sie erklärten sich erstens für all jene Regionen zuständig, die – vom Süden Italiens bis zum Baltikum – Teil des »Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation« gewesen waren. Darüber hinaus »annektierten« sie die gesamte fränkische Geschichte einschließlich der Chroniken und Akten der merowingischen und karolingischen Könige in den gallischen Territorien, die heute zum Staatsgebiet Frankreichs und Belgiens gehören. Auch vor den Gesetzeswerken der Westgoten, der Burgunder und der Langobarden - germanisch sprechender Gruppen, die das heutige Spanien und Italien und das Rhonetal besiedelt hatten - machten sie nicht halt. Sie erhoben Anspruch auf die Grafschaft Flandern und auf die gesamten Niederlande östlich der Schelde, weil diese Gebiete von den germanisch sprechenden Friesen bewohnt worden waren. Ihre Entscheidung, auch die Werke einer Reihe antiker Autoren zu veröffentlichen, hatte zur Folge, daß sie den *Monumenta* den Afrikaner Victor Vitensis, der über die germanischen Vandalen in Afrika schrieb, den gallisch-römischen Dichter Ausonius und römische Senatoren wie Cassiodorus und Symmachus einverleibten. Letztendlich zeugen die *Monumenta* von einer weit expansiveren Definition Deutschlands, als es selbst das *Lied der Deutschen* mit seinen berüchtigten Versen »Von der Maas bis an die Memel / Von der Etsch bis an den Belt« wagen sollte."

Dieses Vorgehen deutscher Historiker hatte laut GEARY weitreichende Folgen nicht nur in Deutschland. Allerorten ging eine Saat auf, die den noblen Herrn VOM UND ZUM STEIN und seine Mitstreiter sicherlich bestürzt hätte:

„Dieses Doppelwerkzeug des deutschen Nationalismus, Texte und philologische Analyse, ließ nicht nur die deutsche Geschichte, sondern letztlich jegliche [!] Historik entstehen" [Geary 40].

Es entstand ein Exportartikel, genannt „'wissenschaftliche' Geschichtsschreibung", der sich bis nach Amerika ausbreitete – „Geschichtswissenschaft und Nationalismus wurden eins" [ebd., 40]. Gerade Frankreich, 1871 von 'Deutschland' besiegt, übernahm diese Methoden zur Stärkung des Nationalgefühles und errichtete laut GEARY 250 (!) Lehrstühle für Philologie und Geschichte. „Überall in Europa zeitigte die philologische Methode, Völker durch Sprache zu identifizieren, verheerende Folgen." [ebd., 41]

Überall werden unerwünschte alte Sprachen und Dialekte unterdrückt und ausgerottet, nicht nur in Frankreich, wo um 1900 „wahrscheinlich" [ebd., 41]

nur 50 % der Bevölkerung französisch sprachen. Andererseits werden im Sinne dieser Bewegung laut GEARY [41] „neue" Sprachen erfunden, wie das

> „Ukrainische, Bulgarische, Serbische, Kroatische, Slowenische, Lettische, Hebräische, Norwegische, Irische, Holländische und Rumänische. usw. Auf subtilere Weise war dies auch das Schicksal des Deutschen und Italienischen."

Der Nationalismus wurde dadurch „wissenschaftlich" begründet und geschürt; die dadurch entstandenen Ruinen sind heute noch in Europa zu besichtigen, zum Teil noch schwelend:

> „Die Sprache diente als Medium zur Vermittlung der Nationalgeschichte des »Volkes«, dessen Sprache sie war und dessen politische Bestrebungen sie ausdrückte. Die neue Philologie aber eröffnete nationalistischen Erziehern und Ideologen noch ein weiteres Wirkungsfeld: Mit ihrer Hilfe konnten sie eine nationale »wissenschaftliche« Geschichte kreieren, die sowohl die Nationalsprache als auch die Nationalideologie in eine ferne Vergangenheit projizierte.
>
> Ermöglicht wurde diese Projektion, weil der Triumph der Philologie eine weitere Konsequenz für die Entwicklung des Nationalismus nach sich zog, die sich ebenso verheerend auswirkte. Sobald die Nationalsprachen zumindest in der Theorie, wenn auch nicht auf den Lippen der Bevölkerung, durchgesetzt waren, machten es die Regeln der indoeuropäischen Philologie den Sprachwissenschaftlern leicht, diesen Sprachen alte, mundartliche Texte, die mitunter vor über tausend Jahren entstanden waren, zuzuordnen und moderne Varianten der Nationalsprachen in direkter Linie auf diese Texte zurückzuführen. So konnten Sprachwissenschaftler alte Denkmäler ihrer Nationen feiern: Die ältesten, in »deutscher« Sprache verfaßten Texte wurden demgemäß ins 8. Jahrhundert datiert, die ältesten »französischen« ins 9." [Geary 42 f.]

GEARY liefert zugleich die Erklärung, warum die Archäologie eine sog. Hilfswissenschaft wurde und nicht die Nummer eins in der alten Geschichte. Denn es ging nicht um die objektive Erforschung der Vergangenheit, nicht um 'schnöde' Befunde im Boden, sondern um ein politisches Anliegen, angetrieben von einer 'großen' Idee; und hier unterscheidet sich die Intention der MGH im Prinzip nicht von der MÜLLERS:

> „Da sich das Herkunftsgebiet eines »Volkes« sprachwissenschaftlich lokalisieren ließ, konnten sich die Archäologen daranmachen, materielle Beweise für die kulturellen Besonderheiten jenes Volkes zutage zu fördern. [...]
>
> Der wichtigste Vertreter der These, daß spezifische Traditionen der materiellen Kultur unmittelbar mit distinkten Sprachgruppen zusammenhingen,

war Gustaf Kossinna [1858–1931]. Er wollte die direkte Entsprechung zwischen frühen Völkern und bestimmten materiellen Kulturen aufdecken und war überzeugt, ethnische Gruppen, von deren Existenz zunächst klassische und mittelalterliche Texte berichtet hatten und die sprachwissenschaftlich identifiziert worden waren, durch eine systematische Untersuchung archäologischen Materials nachweisen zu können, und zwar weit zurück bis in die Eisenzeit." [Geary 45]

Hier, in diesen national-patriotischen Sumpf haben die 'Pergamentenen' Wurzeln geschlagen, aus denen sie das Überlegenheitsgefühl für ihre idealistischen Visionen saugen. „Hilfswissenschaften" wie die Archäologie haben gefälligst das materielle Substrat bereitzustellen. Das ist prinzipiell heute nicht anders als zu Zeiten des Gustaf KOSSINA.

Historisch gesehen ist das aber das weitaus kleinere Problem, verglichen mit den Weltkriegen, die uns der Nationalismus, genährt und angetrieben von dieser Art Geschichtswissenschaft, im 20. Jh. beschert hat. Das meint GEARY, wenn er vom daraus entstandenen emotionalen Giftmüll spricht, der die Hirne (nicht nur) der Europäer verdorben hat:

„Durch die neue Geschichtswissenschaft und Philologie konnten die gemeinsame Einheit postuliert, uraltes Unrecht untermauert und althergebrachte Ansprüche gerechtfertigt werden." [Geary 46]

Ein gefährliches Spiel mit tödlichem Ausgang:

„Trotz der emotionalen Faszination, die von diesen historisch und sprachwissenschaftlich begründeten Forderungen ausgeht, gibt es in der Geschichte nichts [!], das sie rechtfertigt. Die Identität zwischen frühmittelalterlichen und zeitgenössischen »Völkern« ist ein Mythos. [...]
Sowohl in großen Hegemonialstaaten als auch in aufstrebenden Unabhängigkeitsbewegungen ist die Behauptung »Wir sind immer ein Volk gewesen« in Wirklichkeit ein Appell, zu einem Volk zu werden – ein Versuch, Geschichte zu schaffen, kein historisch gerechtfertigter Anspruch. Die Vergangenheit ist, wie man oft gesagt hat, ein fremdes Land, in dem wir uns selbst nie wiederfinden können." [Geary 47 f.]

In den Schriften MÜLLERS lassen sich die Anfänge dieser problematischen Sehnsucht nach dem paradiesischen Volk bzw. Urzustand beispielhaft verfolgen. Weder er noch STEIN noch weitere Betreiber der *Monumenta* dürften geahnt oder gar gewollt haben, dass sich ihre Arbeit in eine Drachensaat wandeln würde. MÜLLER konnte zwar mit seinen Fälschungsszenarien offensichtlich keinen Beifall in der Zunft finden, aber vom Ansatz her ist er – wie erwähnt – ein Kind der Zeit der heraufdämmernden patriotischen Geschichtsschreibung deutscher Art.

Ist das auch der Grund, warum um den 'deutschen' Großkarl heute noch

so verbissen gekämpft wird und warum die 'Pergamentenen' nach wie vor den staubigen Boden der (archäologischen) Wahrheit negieren?

Müller und die Geschichtsfälschungen

Lassen wir also den Versuch MÜLLERS hinter uns, aus einer Ursprache ein Urvolk oder aus einem Urvolk eine Ursprache zu konstruieren und kehren wir zu seinen Vermutungen über die Rolle Frankreichs in der Geschichte und zu unserer Suche nach reizvollen Spolien im Geschichtsgebäude zurück. So sieht er z.B. die Prophezeiung des – für uns fiktiven – Hrabanus Maurus von 850 im französischen Sinne beinahe verwirklicht:

> „Daß die Welt nicht untergehen werde, bevor nicht ein ***König*** von ***Frankreich*** den ***Osten*** und Westen wieder vereiniget habe, Eine Weissagung, die vor Kurzem in Würklichkeit überzugehen schien, wenn der Held der Zeit [Napoleon] seinen größten Stolz nicht zugleich mit darin gesetzt hätte, sein Werk im Sturmschritte zu vollenden" [M. 17].

Karl der Große war also für MÜLLER ein Instrument französischer Geschichtsfälscher, um das Kaisertum dem Urreich zu entreißen und einem französischen Endkaiser den Weg zur 'Wiedervereinigung' zu bereiten. Mit wem dieser Kaiser identifiziert wird, verrät MÜLLER erst später.

Gefälscht worden wären deshalb die Urkunden, die Münzen, die Inschriften, die Annalen, Commentare, Chroniken, Capitularien, die Gesetzessammlungen, die Goldene Bulle, das Testament Karls des Großen, die Schenkungen Constantins, Karls des Großen, Ottos des Großen, Rudolfs von Habsburg, der Gräfin Mathildis usw. Auch sonst ist MÜLLER nicht zimperlich mit seinen Manipulationsvermutungen:

> „Ich wage, diesem zufolge, auch alle sogenannten klassischen Schriftsteller in griechischer, und lateinischer Sprache, alle Geschichtsschreiber, wie ***Herodot, Thucydides, Xenophon, Diodorus Siculus, Dionysius von Halicarnaß, Polibius, Strabo, Suidas, Pausanias, Flavius Josephus, Plutarch, Dio Cassius, Zosimus, Procopius, u. s. w. Sallustius, Julius Cäsar, Livius, Vellejus Paterculus, Tacitus, Suetonius, Plinius, Ammianus, Aurelius Victor, Paulus Orosius, Florus, Flavius Vopiscus, Eutropius, Onuphrius, Jornandes, u. s. w. Gregor von Tours, Aeneas Sylvius (Pius 2.) Cicero, Baronius, Balutz, u. s. w.***, für gedungene Erzeugnisse jüngerer Zeit, und ausserdem alle Dichter, ***Homer, Virgil, Horatz, Martial,*** Weltweisen, wie ***Aristoteles, Socrates, Plato,*** und ***Seneca.*** Erdebeschreiber, wie ***Ptolemäus*** für nicht in die Zeiten gehörend zu erklären, denen sie bis jetzt sind zugerechnet worden." [M. 22 f.]

Unter ihnen finden Zeitenspringer alte Bekannte: von Cäsar über Ptolemäus bis Aeneas Sylvius. MÜLLER ist sich der Kühnheit seiner Behauptung bewusst

und vertraut darauf, dass die Zukunft ihm recht geben wird. Als Beleg zitiert er u.a. eine Urkunde Ottos III., an der ein Siegel Heinrichs II. hängt und verweist darauf, dass es – damals bereits – „Urkunden ohne Zahl" [!] gäbe, die „allgemein für unächt anerkannt werden" [M. 24]. Bei dieser Unzahl von Fälschungen muss es auch Fälscherwerkstätten gegeben haben, die alles Mögliche gefälscht haben können.

Auch die phantomzeitlichen Schwaben- und Sachsenspiegel hält er – als Jurist – für spätere Erfindungen und begründet dies mit Einzelbeispielen, deren Relevanz im Detail noch geprüft werden sollte. Weiter erwähnt er sonstige damals bereits anerkannte Fälschungen, wie die Pseudo-Isidorien, und verweist auf HARDOUIN:

> „Schon ***Harduin*** hat öffentlich erklärt, daß er die ***meisten*** Urkunden für unterschoben, und von den klassischen Schriftstellern äußerstens nur den ***Tullius (Cicero), Plinius, Virgil, Horaz*** für ächt halte, und ist der Meinung, daß irgend ein ***Großer*** vor etlichen Jahrhunderten die jetzt vorhandene Geschichte von einer Gesellschaft wohlgenährter Söldlinge habe aufsetzen lassen." [M. 33 f.]

So erwähnt er die Jesuiten, die die Benediktiner beschuldigen, auf dem „Kassiner Berge" wahre Urkunden verfälscht und falsche geschmiedet zu haben; auch wird die „Abtey St. ***Denis***" hier erwähnt, die schon von ILLIG [1996; 348-367] und FAUSSNER [2003; 125-137] in Zusammenhang mit Wibald von Stablo als Fälschernest gewürdigt wurde.

Dieser Befund taucht häufig auf: Fälschungen, auf die ILLIG und andere offensichtlich unabhängig von MÜLLER und Kollegen stießen, benennt bereits MÜLLER (oder schon HARDOUIN?) rund 200 Jahre vorher. Aber es gibt bei ihm auch Fälscherfiguren, die aktuell nicht (mehr) diskutiert werden und um die man sich vielleicht kümmern sollte [M. 35], wie z.B. König

> „***Franz I.*** von ***Frankreich***, den Wiederhersteller der Wissenschaften, und es ist nicht nur wahrscheinlich, daß das von ihm auf den Rath des *Bude* (Budaeus) gestiftete *College royal* wesentlich zu diesem Zwecke gestiftet war, und daß hier die Handschriften zur Welt gekommen sind, wovon es heißt, daß er sie in Italien, Griechenland und Asien habe sammeln lassen."

Hier liefert MÜLLER einen der wenigen Anhaltspunkte zum Zeitpunkt der Fälschungsfertigung: Franz I. regierte von 1515 bis 1547 und gilt als der erste Renaissancefürst Frankreichs, der u.a. 1519 die deutsche (!) Kaiserkrone erstrebte und sich mit Kaiser Karl V. stritt, der ihn zeitweilig gefangen nahm.

Schon damals galt also die Zeit der Renaissance als eine mit regen Fälscheraktivitäten; für MÜLLER aber sind die Fälscher sogar bis in seine Zeit aktiv, habe doch erst jüngst – bis ins Jahr 1791 – ein Fälscher in Konstantinopel Schriften „entdeckt", um „den Glauben an ***Constantin*** und ***Justinian*** zu stärken" [M. 37 f.]. Es wird also auch an weiteren historischen Größen

neben unserem Karl gezweifelt. Und wir begegnen weiter alten Bekannten, wie dem berühmten Cassiodor [M. 40]:

> „So erscheint [...] ***Cassiodor*** als Staatssecretär ***Theoderichs*** von ***Italien;*** dieser außerordentliche Mann war Gottesgelehrter, Geistlicher, und weltlicher Geschichtsschreiber, Staatsmann, Redner, Sprachlehrer, Vernunftlehrer, Rechenmeister, Tonkünstler, Landmesser, Sternseher, Rechtschreiber, Zeichner, u. d. m., und hat über alle diese Gegenstände, Gott weiß, wie viel Abhandlungen, und Bücher geschrieben; auch war er 514 ***Consul*** zu Rom, und zwar allein, eine Ehre, die ***Anastasius*** 507 und 517, ***Justinus*** 519, ***Justinian*** 521, und 524 ihrer nicht unwürdig hielten!? wenn sich schon Italien und Rom damals in den Händen der Gothen befanden."

Wie schon HARDOUIN zweifelt Müller an diesem Autor, dessen Schriften u.a. in seinem Hauskloster *Vivarium* in Kalabrien entstanden wären. Von diesem Kloster existiert kein Stein, wie P.C. Martin – nebst anderen Merkwürdigkeiten bezüglich der Schriften des Cassiodor – ermittelte [Martin 657-661]. Und dieses Kloster ist nicht irgendeines in der abendländischen Geschichte, sondern es bildete laut *Wikipedia*

> „den Beginn des mittelalterlichen Klosterbibliothekswesens, mit dem das Wissen der Antike in die späteren Jahrhunderte hinübergerettet wurde."

Man lasse sich diese Aussage noch einmal auf der Zunge zergehen: *Der Beginn des mittelalterlichen Klosterbibliothekswesens*, mit dem das Wissen der Antike in die späteren Jahrhunderte hinübergerettet – oder soll man besser sagen: hinübererfunden wurde. Und von diesem Kloster ist kein Stein zu finden! Nur ein Steinsarg samt Gerippe: selbstverständlich das des Cassiodor!

Weitere Verdächtige sind für MÜLLER Sueton und Ulpian (Domitius Ulpianus oder Ulpian geb. um 170 in Tyros, gest. 228) und wieder ein auch jüngst (bezogen auf die Zeit von MÜLLER wie auf die heutige) diskutierter und neu entdeckter Fälscherfall:

> „Im allgemeinen sind die Verfälscher als ***Mönche*** aufgetreten, wenn schon das Mönchthum von jüngerer Entstehung ist, und die ***Abteyen*** ursprünglich eine mehr weltliche Figur gehabt. Z.B. ***Witikind*** zu ***Corvei*** angeblich im zehnten [Jh.; ...] Sogar als Nonnen: ***Hroswitha*** zu ***Gandersheim*** u.s.w." [M. 2].

Es ist immer wieder erstaunlich festzustellen, dass Widukind und Hrotsvith, üblicherweise dem 10. Jh. zugeschrieben, aus von MÜLLER oder HARDOUIN ganz unabhängigen Überlegungen in Verdacht gerieten: So gelten beide nach FAUSSNER [2003; 156-163] als Produkte des Wibald von Stablo aus dem 12. Jh., während TAMERL [1999] aus philologischen Analysen heraus die Hrotsvith zu Gandersheim als Werk der Nürnberger Nonne Caritas Pirckheimer sieht, unter Observanz des umtriebigen Conrad CELTIS.

Gemäß MÜLLERS Geschichtssicht wirkten aber noch ganz andere Personen am Fälschungsgespinst: Die deutschen Dichter und Geschichtsschreiber waren nach ihm in Wirklichkeit Franzosen, wobei man sich „nicht immer die Mühe gegeben [hat], den französischen Wörtern einen lateinischen Zuschnitt zu geben" [M. 48]. Dazu führt er ebenda aus:

> „Hieher gehören auch der angeblich von ***Friederich 3.*** gekrönte deutsche Dichter ***Celtes,*** der von ***Maximilian I.*** gekrönte ***Euspinian, Lazius*** unter ***Ferdinand I.,*** der baierische ***Aventin,*** der sächsische ***Spalatin u.a.m.***"

Üblicherweise sieht man den eben erwähnten unterfränkischen Kulturmanager Konrad Pickel hinter dem Namen CELTIS. Dass dieser ein Franzose und Agent der Spaltung gewesen sein soll, ist schwer nachzuvollziehen; CELTIS darf vielmehr als Inspirator der – ersten lateinisch dichtenden „germanischen" Nonne – Hrotsvith gelten. Dann hat er vermutlich – zusammen mit PEUTINGER und womöglich als Imponiergeste gegenüber Italien – die erste große Weltkarte anfertigen lassen [HEINSOHN 2002, 288 ff.].

Die anderen genannten Autoren gelten als brave Chronisten: SPALATIN (1484–1545), eigentlich Georg Burkhardt und Vertrauter Martin Luthers, nannte sich latinisierend nach seiner Heimatstadt Spalt in Mittelfranken. AVENTIN (1477–1534), eigentlich Johannes Turmair, nannte sich nach seiner Vaterstadt Abensberg in Niederbayern und gilt als Vater der bayerischen Geschichtsschreibung. Nicht uninteressant ist auch, was MÜLLER zur Rolle der Abteien in einer Fußnote ausführt:

> „Was man jetzt Abtey nennt, war vordem eine Lehr- und Erziehungs-Anstalt für nachgeborene Söhne, um unter der Aufsicht eines geprüften ältern Stammsgenossen, eines Abts (Vaters) erzogen und unterrichtet zu werden, bis sie vor und nach mit Grafthümern konnten versehen werden, oder allenfalls auch, um ihr Lebenlang auf eine anständige Art versorgt zu seyn" [M. 48 f.].

Auch hat es MÜLLER die Goldene Bulle angetan, die er für ein französisches Machwerk hält, denn zu

> „***Kölln, Trier***, in ***Sachsen*** und ***Brandenburg*** ist keine Spur von irgend einer ***goldenen Bulle*** vorzuweisen [...] und die vorhandenen ***Mainzer, Frankfurter, Heidelberger*** und ***Prager*** [Abschriften] weichen manchfaltig von einander ab, und sind bald so, bald anders eingerichtet" [M. 54].

In der Goldenen Bulle von 1356, von Karl IV. verfasst, wurde das Wahlrecht der Kurfürsten bei der Königswahl festgelegt. Das stört MÜLLER, denn ein gutes Reich ist ein Erbreich, wie das römische und nicht ein quasidemokratisches. Und der – zu seiner Zeit verleumdete – Karl IV. ist nach MÜLLER sehr wahrscheinlich unser Karl der Große, und die Goldene Bulle ihm unterschoben. Also gibt es Karl den Großen doch, er war nur ein anderer; wie sich das

mit MÜLLERS oben geäußerter Vermutung zusammenfügt, Karl der Große sei eine Erfindung zugunsten Frankreichs, bleibt ebenso offen wie der Umstand, Karl auch mit anderen historischen Figuren gleichzusetzen. Es wäre verwegen, in MÜLLER einen stringent argumentierenden Historiker zu sehen.

Katastrophen

Um glaubwürdig zu wirken, ließen die Fälscher auch allerlei Naturphänomene einfließen wie z.B. eine Sonnen- und Mondfinsternis im Jahr 800, die zusammen mit einem Erdbeben 17 Tage lang dauerte – vielleicht ein himmlisches Zeichen zur Verherrlichung der Kaiserkrönung Karls? Auch wütete ein Erdbeben, „welches zu den Zeiten ***Clemens* 6.** [Papst von 1342–1352] in ***Kärnthen*** 34 volle ***Tage*** währte" [M. 62]. Und zu Zeiten Gregors I., Papst von 540–604, gab es eine zweite Sintflut und

> „Nicht selten regnete es ***Korn*** und ***Fische,*** und Gott weiß, was mehr, von Himmel herab, sogar ***Blut 3 Tage*** und ***3 Nächte*** lang" usw. [M. 63].

MÜLLER kannte seine Pappenheimer, sprich die Fälscher:

> „Um aber den übrigen Thatsachen desto mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, unterließ man nicht, natürliche, und unnatürliche Ereignisse, und Erscheinungen hin und wieder zu vollen Händen miteinzumischen [...] man setzte also lieber die ganze Erde in Bewegung" [M. 62].

Absichtliche Widersprüche

MÜLLER moniert auch die ungenauen Zeitangaben der fälschenden Erfinder von Geschichte, was seiner Meinung nach daher rührt, dass es eben vage in die Geschichte hineinkonstruierte Fälschungen sind. Um nicht gleich durch allzu deutliche Ungereimtheiten aufzufallen, ließ man genaue Angaben einfach weg. Andererseits sieht er auch bewusst herbeigeführte Friktionen. So lassen die Fälscher den hl. Hieronimus das Lesen der Schriften des Virgil missbilligen, den ehrwürdigen Beda es hingegen empfehlen. Nach MÜLLER wurden derartige Widersprüche bewusst erzeugt, um das

> „Daseyn des ***Virgils*** und ***Cicero's,*** und ebenso das Daseyn des ***Hieronimus,*** und ***Beda's*** zu den Zeiten, in welche die Geschichte sie gestellt, noch fester zu begründen." [M. 65 f.]

Dieses Motiv greift KAMMEIER wieder auf, wenn er vom „Dunkelmunkel" spricht, also von der vorsätzlich eingebauten Widersprüchlichkeit mit der Absicht, das Publikum zu verwirren.

MÜLLER liefert hierzu zahlreiche weitere Beispiele, darunter Widersprüche bezüglich der Entstehungszeit der Goldenen Bulle, und resümiert:

> „Aber diese unverkennbaren Widersprüche haben dennoch ihren guten Grund, sie setzen wenigstens das Daseyn von ***Witikind*** von ***Corvey, Luit-***

prand, Regino, Lambert, Marian, Otto von ***Freisingen, Siegeberts***, des ***Abts von Ursperg***, u. s. w. ***vor Friederich 2.***, und folglich auch die von ihnen aufgestellte Geschichte ausser Zweifel [...] Nichts desto weniger berechtigen diese Widersprüche nach wie vor, das Ganze für verdächtig, oder vielmehr für falsch zu erklären." [M. 70 f.]

Hier beschreibt MÜLLER die dichotome Falle, in die die Forscher heute noch tappen: Widersprechen sich zwei Dokumente, dann will man spontan eines als falsch und das andere als richtig erkennen bzw. erklären (wenn man nicht durch allerlei verquere Zusatzannahmen versucht, den Widerspruch auszuräumen. Beispiel ist die Itinerarfrage, wo erklärt werden musste, wieso Kaiser und Könige zur gleichen Zeit an weit auseinander liegenden Orten 'urkundeten'). Die Logik hält hier jedoch ein Drittes parat: Beide Dokumente können Fälschungen sein!

FAUSSNER hat das erkannt, wenn er Wibald von Stablo als Autor beider Seiten einer Widersprüchlichkeit identifiziert. Dieser hat aber nicht die Widersprüche absichtlich gleichzeitig produziert, sondern nacheinander, aufgrund von Zerwürfnissen mit den jeweiligen Auftraggebern [siehe hierzu z.B. den Fall *Trier* bei FAUSSNER 1986]. Ähnliche Funktion wie die „absichtlichen Widersprüche" haben laut MÜLLER [71] „gegenseitiges Schimpfen, und Widerlegen", Verbündete werden als Feinde aufgestellt und umgekehrt. Zum Verwischen der Herkunft der Schriften werden fremde Druckorte erfunden und die Jahreszahlen verändert.

Als Juristen fielen MÜLLER naturgemäß lange vor FAUSSNER besitzrechtliche Ungereimtheiten auf:

„Schon ***Constantin*** der Gr. soll die Stadt ***Rom*** dem Papst ***Silvester*** geschenkt haben; ich will nicht sagen, daß er solches nicht konnte, weil er kein Erbbesitzer, und blos Imperator in einem Freystaat war; aber wie verträgt es sich ausserdem mit dieser Schenkung, daß selbst noch ***Justinian*** sich als Gesetzgeber von Rom verhielt? [...] Und wie kommt es, daß in dem Testamente ***Karls*** des ***Gr. Rom*** auch würklich als die erste Hauptstadt ***seines*** Reichs erscheint? Das ***Volk*** zu ***Rom*** hat den Papst ***Leo*** vertrieben, und das ***Volk*** zu ***Rom*** ruft den Herzog der Franken zum ***Kaiser*** aus, der den vertriebenen ***Leo*** wieder einsetzt." [M. 80 f.]

Zum damaligen Zeitpunkt wurde von der offiziellen Geschichtsschreibung noch der Großteil der alten Urkunden für gültig befunden, so dass die Widersprüchlichkeiten noch krasser aufeinander prallten als heute. So hatte es MÜLLER damals besonders leicht, Widersprüchlichkeiten aufzuzählen, wie z.B. beim erfundenen Karl und dem bekannten Fälschernest St. Emmeram zu Regensburg [M. 82]:

„In einer Urkunde dieses ***Leo*** für das Stift St. ***Emmeram*** vom Jahre 798.

[...] wird ***Karl*** der ***Gr.*** *imperator Christianissimus* genannt, und ***Karl*** der ***Gr.*** ist doch erst 800, nach andern 801 zum Kaiser ausgerufen worden."

Der zu MÜLLERS Zeiten erst angelaufene 'wissenschaftliche' Bereinigungsprozess hat rund 40 % der Karls-Urkunden als gefälscht erkannt.

Ludwig der Baier und Margarete Maultasch als Beispiel für die Verwirrungstaktik der Fälscher

Und so werden von MÜLLER die Widersprüchlichkeiten der Urkunden und Berichte bis in's 14. Jh. ausführlich dargelegt. Besonders hat es ihm hier u.a. Kaiser Ludwig von Baiern (1314–47) angetan, den er für einen der letzten Erben des Urreiches hält, was von den Fälschern natürlich besonders stark vernebelt und verunklart werden musste. So ließ man allerlei Pikanterien um ihn herumranken, indem man z.B. aus einer Tiroler Grafentochter ein männermordendes Monster machte:

„nichts desto weniger hat die mannssüchtige ***Margareth Maultasch*** sich durch Kaiser ***Ludwig von Baiern*** von demselben wegen seiner mehrjährig erprobten Unvermögenheit scheiden lassen." [M. 105]

Die Scheidungsurkunde befinde sich u.a. auch in französischem Besitz. Allerdings sei der Inhalt dieser Urkunde „zu gemein niedrig, als daß ich unsere züchtige Sprache damit beflecken könnte." [M. 105 f.]

Die Maultasch heiratet dann einen Sohn des eben von ihr geschiedenen Kaisers, „um Tirol an das Haus ***Baiern*** zu bringen", doch:

"Noch immer ungenügsam verläßt sie auch diesen Gemahl, um sich in die Arme ***Rudolfs*** von ***Oestreich*** zu werfen, und dadurch ***Tirol*** von **Baiern** wieder an ***Oestreich*** zu bringen." [M. 106 f.]

So gehen in der Zeit vor Erfindung wirksamer Potenzmittel ganze Reiche verloren! Laut MÜLLER sagen nun die einen, die Maultasch hätte Kaiser Ludwig vergiftet, andere sagen, er wäre auf der Jagd dem Schlag erlegen.

"Bald im Schooße einer Herzogin von ***Oestreich***, bald im Schooße eines armen Bauern [gestorben; ...], u. d. m. So viel scheint wahr zu seyn, daß er wirklich eines meuchelmörderischen Todes, und als Opfer einer Wuth gestorben ist, davon die Geschichte weiter kein Beyspiel aufzuweisen hat." [M. 111 f.]

Und so weiter und so fort. MÜLLER kommt ins Philosophieren und meint:

„Ganze große Bände würden indessen nicht hinreichen, die unzählbaren Widersprüche in der Geschichte zu sammeln; ich habe nur Einige ausgehoben, so wie sich dieselben gelegentlich mir darstellten; es ist aber werth, diesen Gegenstand von Grund aus zu bearbeiten; aber da das Ganze für einen Menschen von zu großer Umfassung ist, so wäre zu wünschen, daß sich Gesellschaften bildeten, und sich in bestimmte Zeitpunkte vertheilten,

wovon jedem sein eigenes Fach zugetheilt würde, um auf ebendemselben Wege das viele Falsche von dem wenigen Wahren zu sondern, und die wahre Geschichte überhaupt auf ebendemselben Wege, so viel möglich, wieder herzustellen, auf welchem das Falsche mit dem Wahren vermischt, und dieselbe überhaupt ist verfälscht worden." [M. 121 f.]

Der wahre Historiker ist also ein Goldwäscher, der das taube Flussgestein beseitigt und die Goldkörnchen der Wahrheit herausschwemmt. Das war aber nicht die primäre Aufgabe der MGH, sondern sie sollte – wenn auch nicht exakt das MÜLLERSCHE Urreich – so doch eine ähnlich große deutsche Geschichte seit welchen Uranfängen auch immer „wissenschaftlich" begründen.

Bilanz

Wenn SAWICKI [82] meint, dass

„alle drei Gedankenkonstrukte [von HARDOUIN, MÜLLER, KAMMEIER] an weltanschauliche Positionen religiöser oder quasireligiöser Natur gebunden" sind,

so muss man das von der Position der MGH und der philologisch-historischen Geschichtsforschung in Deutschland, Frankreich und der übrigen Welt nach GEARY ebenso behaupten!

VELIKOVSKY wollte die Ur-Traumata bzw. Katastrophen der Menschen aus therapeutischen Zwecken – Erlösung von dem Übel des Abschlachtens der Völker – aufdecken. Das blieb politisch ohne Folgen. MÜLLER erwartete Erlösung dank der Aufdeckung der 'wahren' Geschichte seines geliebten deutsches Volkes. Das hatte auch keine unmittelbaren Folgen, weil die Theorie – wenn überhaupt bekannt – schnell vergessen wurde. Aber MÜLLER, so haben wir gesehen, schwamm trotz seiner absurden Einzeltheorie im Mainstream seiner Zeit, ob das nun die Geschichtsforschung goutiert oder nicht. Und die Unterschiede zwischen seiner idealistischen Urvolktheorie und den Vorstellungen der Indogermanenforscher oder denen der Urkundensammler der MGH unter STEIN sind nicht von grundsätzlicher, sondern nur von gradueller Art. Sie waren so oder so Kraftfutter für das später geborene nationalsozialistische Monster.

„Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte", beschreibt Friedrich HÖLDERLIN angesichts der 'humanitären' Bemühungen französischer Revolutionäre ab 1789 das Paradoxon des Wohlgemeinten, das zur Katastrophe führt. Im *Faust* heißt es lapidar: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage." Die Geschichte wiederholt sich also doch, und es scheint der Satz zu gelten: Je idealistischer die Traumgespinste von Glück und Erlösung sind, desto böser wird das Erwachen. Joachim FEST spricht deshalb konsequenterweise vom zerstörten Traum und vom

Ende des utopischen Zeitalters; leider hat sich das in vielen anderen Weltgegenden noch nicht herumgesprochen.

Wozu also überhaupt noch steuerfinanzierte Geschichtsforschung – gar durch MÜLLERS „wohlgenährte Söldlinge" (s.o.) – betreiben? Zur Stärkung des Nationalbewusstseins? Zur Erlösung von Urtraumata? Werden die Franzosen ihre 250 Geschichtslehrstühle, die sie zur Stärkung des Nationalbewusstseins nach 1871 errichteten (s.o.), wieder einziehen? Was werden die Deutschen und andere mehr oder weniger nationalbewusste Völker/Nationen im Zeitalter der europäischen Einigung tun? Wann werden die Betroffenen (Historiker, Philologen) bemerken, dass sie sich in einer Legitimationskrise befinden?

Was als Ziel anzustreben bleibt, ist die Nüchternheit der Aufklärung des späten 18. Jh., die u.a. wegen des Napoleon-Traumas wieder verloren ging. Aus dieser Zielvorstellung heraus lehnen wir auch den Aufbau eines Großkarls zum Ur-Übervater Europas als ebenso menschheitsschädlich ab [Illig 1996, 392], wie die Ideen der fundamental-gebibelten neokonservativen Amerikaner, die meinen, sie bewohnten Gottes eigenes gelobtes Land, und der Rest der Welt sei nur dazu da, von ihnen beherrscht zu werden; ganz zu schweigen von den jungen Männern, die sich 'aufopfern', um der jeweils 72 Jungfrauen (bzw. weißen Trauben) im Paradies habhaft zu werden.

MÜLLER ist historisch interessant, weil er im Rahmen seiner Theorie auf zahlreiche Ungereimtheiten und Widersprüche der damaligen und heutigen Geschichtsschreibung hinweist und damit auch der Ernüchterung dienen könnte – gegen seine Intention –, und weil er ein kühner und kreativer Kopf ist. Dafür sei ihm gedankt – und um ihn andererseits davor zu schützen, als früher Nazi hingestellt zu werden, sei noch einmal an seine versöhnlichen Worte erinnert, die wir auf S. 713 zitiert haben.

So viel in einem ersten Teil zu MÜLLER und seiner Ansicht der Geschichte, zu seiner Zeit und der dazugehörigen fatalen Art deutscher Geschichtsforschung, einschließlich der „ehrwürdigen" MGH, die sich im Dritten Reich immerhin mannhaft dagegen verwehrt hat, Karl als „Sachsenschlächter" zu sehen [Schulze 38]. In einem zweiten Teil gibt es weiter ebenso Interessantes wie Kurioses vom Urvolkhistoriker MÜLLER zu berichten, der mit der Kühnheit seiner chronologischen Ideen selbst einen FOMENKO in den Schatten stellt.

Zitierte Literatur

ADB: Allgemeine Deutsche Biographie. Leipzig 1875-1912; auch im Internet: http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adb/@Generic__CollectionView;cs=default;ts=default

Albrecht, Gisela (1999): Mythos Matriarchat? in: ZS 11 (2) 207-216

Archäologische Staatssammlung Bayern: http://www.archaeologie-bayern.de/au_fr_

ke.html
Baumgarten, Siegmund Jacob (ab 1744): Algemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in [später auch: Teutschland und] Engeland ausgefertiget. 64 Bände; Halle
Bernheim, Ernst (1889): Lehrbuch der historischen Methode mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte; Leipzig
Faußner, Hans Constantin (2003): Wibald von Stablo. Erster Teil; Einführung in die Problematik; Hildesheim
- (1986): Wibald von Stablo, der Trierer Dom- und Reliquienschatz und die Reichskrone; Innsbruck
Fest, Joachim (1991): Der zerstörte Traum. Vom Ende des utopischen Zeitalters; Berlin
Fomenko, Anatolij / Nosovskij, Gleb (1997): Imperija; Moskau
- / - (2004): Starye karty Velikoj Russkoj Imperii; St. Petersburg
Geary, Patrick J. (2002): Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen. Frankfurt am Main
Heinsohn, Gunnar (2002): Karl als Kartograph?; in: ZS 14 (2) 278-306
Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- (2002): Hinterweltler aller Art, in: ZS 14 (1) 150-172
Kammeier, Wilhelm (1935): Die Fälschung der deutschen Geschichte; Leipzig
Kuhn, Thomas, S. (1973): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen; Frankfurt am Main
Martin, Paul C. (2000): Was las man denn zur Karolingerzeit? in: ZS 12 (4) 639-661
Müller, Peter Franz Joseph (Pet. Fr. Jos. M.) (1804): Beytrag zur Bestimmung der Gränzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit. Duisburg und Essen
- (1814): Meine Ansicht der Geschichte; Düsseldorf
- (1815): Die Ursprache; Düsseldorf
Musil, Robert (1978): Der Mann ohne Eigenschaften; Band I; Hamburg
Sawicki, Diethard (2001): Lügenkaiser Karl der Große? Ein kritischer Blick auf Heribert Illigs These vom erfundenen Mittelalter; in Bendikowski, Tillmann / Hoffmann, Arnd / Sawicki, Diethard (2001): Geschichtslügen. Vom Lügen und Fälschen im Umgang mit der Vergangenheit; Münster, 75-104
Schulze, Winfried (1993): Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945; München
Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung; Gräfelfing

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
Anwander-PSE@t-online.de

Über die christliche Jahreszählung
Anmerkungen und Ergänzungen

Ulrich Voigt

A Schreib- und Druckfehler in meinem Text [2005]

(1) Seite 428 oben muss die Formel lauten:
$g = (15 + 19\ S) \bmod 30$
(2) Seite 454 unten: Meine Email-Adresse lautet richtig:
voigt@likanas.de

B Zur Entgegnung Illigs [2005]

(1) S. 472 „Zuständige Spezialisten wie Anna-Dorothee von den Brincken [2000] oder Thomas Vogtherr [2001]"

Diese beiden Autoren in Ehren, ihre Bücher sind lesenswert. Sie teilen aber gewisse Schwächen, die ihnen unterm Strich einen eher unprofessionellen Charakter verleihen. Beide nämlich klammern die Mondzyklen aus ihrer Betrachtung aus und beide sehen die Spätantike lediglich aus der Perspektive des Mittelalters. Die Folge ist, dass sie die spätantike Komputistik nur sehr eingeschränkt wahrnehmen können und keinen rechten Zugang finden. Sie suchen ihn auch gar nicht. Es ist daher durchaus konsequent, dass Vogtherr die christliche Spätantike in seinem Buch vollkommen ausgeklammert hat und von den vorchristlichen Römern aus gleich ins Mittelalter springt. Zweitens arbeiten beide Autoren auf einem Forschungsstand, der überholt ist. Sie hätten unbedingt Venance Grumel [1958] und August Strobel [1977] lesen müssen. Hinsichtlich der Gregorianischen Reform fällt ins Gewicht, dass sie die mathematische Analyse Heiner Lichtenbergs [1998] nicht kennen.

Interessanter als die beiden genannten Autoren erscheint mir Gertrud Bodmann [1992] und zwar deshalb, weil sie sich ausführlich mit der Weltchronologie des Eusebius von Caesarea befasst. Aber auch hier wird die Relevanz der Mondzyklik für die Chronologie nicht erkannt, die dionysische Jahreszählung ausgeklammert. Wieder fehlt die Rezeption Grumels und Strobels.

In Zürich habe ich ein Thesenpapier vorgelegt, das eigentlich hätte zeigen sollen, dass ich nicht so gern mit diesem Stand der Forschung verglichen werden möchte.

(2) Seite 475 „Arno Borst, 1925 geboren, aber richtungsmäßig noch der Garde vor 1914 zugehörig"

Dem muss ich zustimmen. Aber gerade deshalb ist Borst als Autorität nur

mit Vorsicht zu genießen. Auch Borst hat weder Grumel noch Strobel verarbeitet, und natürlich kennt er auch Heiner Lichtenberg nicht. Auf der Grundlage ist dann vieles schwierig.

(3) Seite 475 Arno Borst spricht von dem „vielgefälschten Bischof Anatolius".

Auch hier erweist sich Borst als Mann des 19. Jhs. Um nämlich ein einigermaßen glattes Bild zu erstellen, war man damals (und hier bildet gewiss Bruno Krusch den Höhepunkt) oft gar zu schnell bereit, den Fälschungsverdacht zu erheben. Und sich dabei wer weiß wie überlegen vorzukommen, wobei wiederum Krusch ganz besonders hervorsticht! Es ist das Verdienst August Strobels [1984], einen bedeutenden Teil der angeblichen Fälschungen von verfehltem Verdacht befreit und der Forschung zurückgewonnen zu haben.

(4) Seite 475 über die im 19. Jahrhundert vorgenommenen Rekonstruktionen spätantiker Kalender: „was [...] unter dem Aspekt geschah, [...] entsprechend nachzubessern."

Das mag so sein. Es fällt aber ins Gewicht, dass man (wie soeben hervorgehoben) gerade im 19. Jh. darauf aus war, Quellen als spätere Fälschungen zu entlarven. Man kam teilweise mit dem tatsächlichen Quellenmaterial gedanklich nicht klar. Seit Venance Grumel und August Strobel weiß man auch, warum: Man hatte die spätantiken Komputisten bei weitem unterschätzt.

(5) Seite 475 f. Der Kalenderstein zu Ravenna.

Ich habe natürlich auch überlegt, ob der Stein vielleicht jünger sei. Ich habe aber keine einleuchtende Möglichkeit gefunden. Als 95-jährige Ostertafel wäre der Stein in der Nachphantomzeit ein Unikat ohne Umfeld.

Und es existiert ein zweites steinernes Monument der spätantiken Osterberechnung: Der Osterkalender des Hippolytus von Rom. Hinsichtlich der Wochentage sagt er dasselbe wie der Stein zu Ravenna. Der müsste also ebenfalls dramatisch verjüngt werden. Da nun aber das komputistische System dieses Steines in der Nachphantomzeit nirgendwo mehr benutzt worden ist, steht man hier vor einer delikaten Aufgabe. Wenn man jenen Italienern, die den Stein 1551 zu Tage beförderten, unterstellt, dass sie ihn zuvor selbst hergestellt und verstümmelt und verscharrt hätten, dann müsste man doch erklären, wie sie das geschafft haben: Einen in sich stimmigen Kalender zu kreieren, der kein Vorbild hat, und der von der Sache her doch vorzüglich in die Zeit passt, in die er scheinbar gehört; eine wahrlich meisterliche Fälschungsarbeit ohne erkennbares Motiv!

(6) Seite 476 Äquinox am 21. märz

Ich bin etwas enttäuscht, dass Illig gar nicht auf meine kunstvoll aufgebaute Argumentation eingeht und sich einfach auf den (konventionellen) Forschungsstand zurückzieht. Es ist doch offenbar, dass ich den kenne. Dasselbe gilt für meine Argumentation hinsichtlich des 5. april.

(7) Seite 479 „Ausblick."

Ich kann nicht empfehlen, archäologische Argumente gegen mathematische zu stellen. Beides muss stimmen.

Einstweilen scheinen sich die Dinge so zuzuspitzen: Die Illigsche Phantomzeitthese kann dann und nur dann aufrechterhalten werden, wenn sämtliche spätantiken Ostertafeln ohne Ausnahme, seien sie nun erschlossen oder in Stein gehauen, in Wirklichkeit nachphantomzeitliche Schöpfungen darstellen. Wenn mein Essay bewirkt hat, dass dieser Punkt klar steht, so will ich zufrieden sein.

(8) Seite 480 „Die Forschung zur Phantomzeit wird auch bei den Wurzeln des Kalenders weitergehen müssen."

Richtig. Genau das ist mein Reden. Seit einigen Jahren bin ich damit befasst, die Wurzeln unserer Chronologie (die ich in den spätantiken Ostertafeln sehe) in Hinblick auf die Phantomzeitthese zu bedenken. Nur ist eben mein Befund negativ.

C Selbstkritik

Zur Ostertafel des Anatolius von Laudicea

Seite 428 „Die erste alexandrinische Ostertafel auf dieser Grundlage stammt von Anatolius von Laudicea, der damit der Begründer der alexandrinischen Osterkalkulation ist."

Die Aussage ist falsch. Mir waren, als ich das schrieb, die einschlägigen Arbeiten Daniel Mc Carthys zu Anatolius von Laudicea (zusammengefasst [2003]) noch nicht bekannt.

Mc Carthy hat die Schrift *De ratione paschali* überzeugend rekonstruiert und Anatolius von Laudicea zugewiesen. Wieder ist ein Stück durch verfehlte Kritik verloren gegangener Wirklichkeit der Forschung zurückgewonnen; seit dem 17. Jh. betrachtet man diese Schrift nämlich meist als irische Fälschung des 7. oder 6. Jh. Nun kommt aber folgendes ans Licht. Anatolius gehört nicht in die Tradition der Alexandriner, ist also auch nicht ihr Begründer. Das ergibt sich zunächst einfach daraus, dass er den Ostertermin auf der luna 14 (dem Ostervollmond) verficht, womit er ganz klar gegen die römisch-alexandrinische Auffassung (wie sie sich dann in Nicaea 325 A.D. durchgesetzt

hat) steht. Er hat zwar das Sonntagsostern und die Äquinox als Grenze, aber mit der Zulassung der luna 14 für das Osterfest stellt er sich gegen die Absicht, Ostern vom Pessach zu trennen. In 5 von 19 Jahren findet in seiner 19-jährigen Ostertafel diese Überschneidung statt, was nur durch pointierte Absicht zu erklären ist.

Man hat immer gesagt, Anatolius sei der erste Alexandriner (und überhaupt der erste christliche Komputist), der seine Mondtafel auf die Grundlage eines 19-jährigen Zyklus gesetzt habe. Aber nein. Nicht nur seine Mondtafel ist 19-jährig, sondern auch seine Ostertafel. Und das ist vollkommen unerhört, denn nach 19 Jahren kann sich doch der Ostersonntag nicht wiederholen! Aber doch!! Wenn man nämlich, wie es dieser historische Anatolius offenbar getan hat, den Julianischen Kalender aufgibt und ein paar Schalttage streicht!!! Ein merkwürdiges Instrument, das dann ja auch niemand übernommen hat. Eine 19-jährige Ostertafel ist sonst nirgendwo bekannt. Allerdings heißt es, dass Eusebius von Caesarea eine solche Tafel hat entwerfen wollen, und natürlich als Verbesserung des von ihm so hochgelobten Anatolius.

Folgt man Eusebius, der Anatolius in seiner Kirchengeschichte „zitiert", so muss man zu der Meinung kommen, dass Anatolius die Äquinox als den 4-tägigen Zeitraum 19. – 22. märz gesehen hat. Richtig ist aber das Intervall 22. – 25. märz. Anatolius ging also von dem römischen Äquinoktialdatum aus, das er geschickt mit dem alexandrinischen verknüpfte. Seine Mondtafel hat als Basis (= frühester Termin für den Ostervollmond) den 25. märz, ganz im Stile der Römer. Er scheint meiner Behauptung, dass der 21. märz allgemein und von Anfang an Basis der christlichen Mondtafeln gewesen sei, durchaus zu widersprechen. Aber nein! Der 25. märz, von dem hier die Rede ist, ist der 25. märz in dem von Anatolius veränderten römischen Kalender (Anatolius hat nur noch 2 Schaltjahre auf 19 Jahre statt der üblichen 4 oder 5). Rechnet man auf den julianischen Kalender zurück, so steht man doch wieder vor dem 21. märz als Basis. Dieser Bischof von Laudicea hat versucht, es allen recht zu machen, um nur eben seine 'jüdische' Gleichung Ostervollmond = Osterfest zu retten.

Und was wird aus der schönen Rekonstruktion Strobels, die ich als richtig bezeichnet habe? Als Rekonstruktion der Mondtafel des Anatolius könnte sie falscher nicht sein. Sie bleibt aber meines Erachtens dennoch bestehen, nämlich als Rekonstruktion derjenigen alexandrinischen Mondtafel, die der ab dem frühen 4. Jh. geltenden dionysischen Tafel (mit dem 5. april als Anfangswert und dem Jahr 1 des Diokletian als Jahr 1 des Zyklus) vorausging. Man muss nun wohl ernsthaft überlegen, sie dem Dionysius von Alexandria zuzuschreiben, von dem Eusebius behauptet, er habe noch mit einer 8-jährigen Mondtafel gearbeitet. Diese Behauptung des Eusebius hat man immer geglaubt, wobei man sich gewiss auch von der (inzwischen dank Mc Carthy

als falsch erwiesenen) Ansicht hat leiten lassen, Anatolius habe die 19-jährige Mondzyklik überhaupt erst in Alexandria eingeführt.

Wenn man also in meiner Darstellung in den *Zeitensprüngen* durchgehend „Anatolius von Laudicea" ersetzt durch „alt-alexandrinisch" (oder „alt-dionysisch", denn nun sieht es ja fast so aus, als ob sowohl ganz am Anfang wie auch ganz am Ende der alexandrinischen Osterkomputation ein Dionysius stände), so kann ich weiterhin an ihr festhalten. Ausdrücklich bleibe ich auch bei dem 21. märz, der ja bereits bei Hippolytus als einer der beiden Anfangswerte der Mondtafel hervorsticht.

Literatur

Bodmann, Gertrud (1992), Jahreszahlen und Weltalter. Zeit- und Raumvorstellungen im Mittelalter; Frankfurt · New York

Grumel, Venance (1958): La Chronologie; Paris

Illig, Heribert (2005): Antwort auf Ulrich Voigt; in: ZS 17 (2) 472-481

Lichtenberg, Heiner / Gerhards / Graßl / Zemanek, Heinz (1998): Die Struktur des Gregorianischen Kalenders anhand einer Verallgemeinerung der Gaußschen Osterformel dargestellt; in: *Sterne und Weltraum* 37, 137-148

Mc Carthy, Daniel (2003): The ante-Nicene Christian Pasch. De ratione paschali. The Paschal tract of Anatolius, bishop of Laudicea; Dublin

Strobel, August (1977): Ursprung und Geschichte der frühchristlichen Osterkalender; Berlin

- (1984): Texte zur Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders; Münster

Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung; in: ZS 17 (2) 420-454

Dr. Ulrich Voigt, 20146 Hamburg, Bornstr. 6
voigt@likanas.de

Komputistik und Phantomzeitthese

Hans-E. Korth

„Eine Chronik schreibt nur der, dem die Gegenwart wichtig ist"
[Goethe 1826]

Anmerkungen zur aktuellen Diskussion scheinbarer Widersprüche zwischen Komputistik und Phantomzeitthese [ZS 2/2005]:

Prinzipiell lässt sich die Länge der Chronologie nicht willkürlich verfälschen, ohne dass bei gleich mehreren der natürlichen Zyklen (Erdrotation, Sonnenumlauf, Mondumlauf, Mondknotenzyklus, aber auch der Umlauf der Planeten und die Wiederkehr z.B. des Halleyschen Kometen) oder in den von diesen abgeleiteten Rechenregeln (Wochentage, Schaltjahre, Schaltmonate, Osterrechnung) Unstetigkeiten auftreten.

Eine Manipulation der Chronologie im Mittelalter sollte somit gar nicht möglich gewesen sein, da die daraus resultierenden Widersprüche sofort aufgefallen wären? Wären sie das wirklich? Wohl kaum, solange

1. kein Anfangsverdacht bezüglich der Richtigkeit der Chronologie bestand, sowie
2. die überlieferten Aufzeichnungen einigermaßen plausibel eingefügt werden konnten.

Als Beleg mag die Akzeptanz der Gregorianischen Kalenderreform um 10 Tage dienen: Obwohl der julianische Kalender um 12 bis 13 überzählige Schalttage zu kompensieren gewesen wäre, wurde und wird die unbelegte Erklärung einer früheren Festlegung zu Nicäa als plausibel akzeptiert, zusammen mit der Folgerung, dass dann die Äquinoktien zu Cäsars Zeiten eben nicht auf den 21. März fielen [vgl. Frank].

Um einen angenommenen Kalendersprung unauffällig zu etablieren, mussten dessen Protagonisten daher lediglich für eine hinreichend plausible Übereinstimmung mit den Überlieferungen sorgen. Das Jahr war vor Beginn der AD-Zählung zumeist nach der Indiktion bzw. dem Regierungsjahr gegeben. Hinzu kam die Monats- und Tagesangabe. Informationen über Wochentage ergaben sich zumeist indirekt über den christlichen Festkalender. Sofern ein Bezug auf Ostern festgehalten war, kann hieraus das Jahr über die Osterrechnung zurückgerechnet werden. Fügt sich eine dieser Angaben nicht in die Rückrechnung ein, so liegt die Vermutung einer Nachlässigkeit des Chronisten nahe oder die Verwendung abweichender Zählungen oder abweichende Ostertafeln in einer mehr als drei Jahrhunderte zurückliegenden Zeit. Sofern also nur erreicht werden konnte, dass die historischen Überlieferungen in

Bezug auf die Datumsrückrechnung sowie untereinander ganz überwiegend glaubwürdig erschienen, war die Aufdeckung einer Manipulation praktisch unmöglich.

Soll dieser Aspekt der Phantomzeitthese geprüft werden, ist also zunächst zu fragen, ob es möglich war, die Forderung nach Plausibilität zu erfüllen. Voraussetzen können wir dabei, dass die optimale Zeitspanne für ein derartiges Projekt sowohl unter astronomischen Gesichtspunkten, wie auch unter Weiterführung des Kirchenjahres sorgfältig ausgewählt werden musste.

Erstaunlich glatt verläuft der Übergang bei einer angenommenen ***Phantomzeitspanne von 296 Jahren***:

296 tropische Jahre (= Sonnenumläufe zu je 365,2422 Tagen) entsprechen 108.112 Tagen. Diese Zeitspanne beträgt auf den Tag genau 3.661 Vollmondzyklen von je 29,530589 Tagen. Damit bleibt in diesem Falle der für die Ermittlung des Osterfestes so wichtige Frühlingsvollmond unverändert an seinem Platz im Jahreslauf.

Fügen wir einen weiteren Vollmondzyklus hinzu, so ergibt sich nun eine Zeitspanne von exakt 108.141 Tagen. (die Abweichung beträgt lediglich 24 Minuten). 108.141 Tage entsprechen auch genau 3.974 Knotenzyklen des Mondes zu 27,212221 Tagen (hier beträgt die Abweichung nur 8:48 Stunden). Da Sonnen- bzw. Mondfinsternisse nur bei Neu- bzw. Vollmond stattfinden können, wenn außerdem gerade der Mond einen 'Knoten' durchläuft (d.h., wenn die Mondbahn die Ekliptik kreuzt), bleibt die Einfügung von 108.141 Tagen bezüglich der Finsternistage neutral (moderne Rückrechnungen zeigen Abweichungen von bis zu einem Tag aufgrund des Ellipsenbahn des Mondes).

Finsternisbeobachtungen, die, wie noch in der Spätantike üblich, nach dem (babylonischen) Mondkalender datiert wurden, könnten jedoch auch einen Vollmondzyklus später und damit eben genau 296 Sonnenjahre zuvor stattgefunden haben, je nachdem wie viele Schaltmonate bei der Umrechnung des Datums berücksichtigt wurden. Ein Astronom des Mittelalters hätte daher die lange Chronologie anhand alter Finsternisberichte durchaus bestätigen können.

Nun beruht die christliche Osterrechnung nicht auf direkter astronomischer Beobachtung, sondern auf einem von dieser abgeleiteten Algorithmus. Innerhalb von 3 Jahrhunderten produziert der julianische Kalender bekanntlich 2 (genau 2,34) Schalttage zu viel. Der 19-jährige Mondzyklus mit anschließendem 'saltus lunae' führt in derselben Zeit ebenfalls zu einem überzähligen Tag. Die Osterrechnung basiert auf den Epakten, d.h. der Abweichung zwischen Sonnen- und Mondkalender. Über 296 Jahre summiert sich diese Abweichung daher auf gut einem Tag.

Aus diesem Grund führen die dionysischen Mondtafeln auch bei Einfügung von 296 Jahren zu plausiblen Osterwerten: Die Abspaltung des Zyklus von 19 Jahren ($296 = 19 \times 15 + 11$) lässt die so genannte Goldene Zahl um 11 anwachsen. Die Mondtafel [vgl. Voigt] liefert auf diese Weise einen um einen Tag früher liegenden Wert für die Verspätung des Frühlingsvollmondes:

Goldene Zahl:	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
Ostergrenze:	15	4	23	12	1	20	9	28	17	6	25	14	3	22	11	0	19	8	27

|---------- +11 Jahre ----------|

Das Einfügen von 296 Jahren in die Chronologie führt damit regelmäßig zur gleichen Osterwoche. Allerdings sind die Wochentage um einen Tag verschoben (nach julianischer Rechnung war z.B. der 21. März des Jahres 700 ein Sonntag, der 21. März 996 fiel dagegen auf Sonnabend). Der rückgerechnete Ostersonntag liegt daher einen Tag früher im Jahr. Die Überprüfung der langen Chronologie auf Plausibilität der Datumsangaben alter Urkunden mit Hilfe der Osterrechnung liefert somit Daten, die um einen Tag abweichen. Allerdings kann dies der ursprünglich verwendeten Ostertafel, aber auch einem undokumentierten Schalttag zugeschrieben werden.

Für den Laien einfacher ist die Rückrechnung des Wochentags zu einem gegebenen Datum. Erscheinen Wochentag, Monat und Tag eines überlieferten Ereignisses (ohne Bezug auf Ostern) in sich schlüssig, so liegt eine Umdatierung ins Vorjahr nahe (außer in Schaltjahren), womit das jeweilige Ereignis dann um insgesamt 297 (!) Jahre zu alt datiert wäre.

Angesichts der Unsicherheiten der Jahreszählung nach Indiktionen und der vielen Fehler der Verfasser von Urkunden fällt auch hierfür eine plausible Erklärung leicht. Die Existenz des 'Astronomischen Kanons' [Bickerman; Illig] lässt die parallele Nutzung zweier um ein Jahr verschobener Chronologien bis ins 10. Jh. vermuten.

Gesetzt den Fall, vor einem Jahrtausend hätten die gelehrtesten Köpfe ihrer Zeit die optimale Zeitspanne für eine heimliche Chronologieverlängerung um rund drei Jahrhunderte gesucht, dann wären sie vermutlich auf die obigen Zusammenhänge gestoßen und hätten sie genutzt.

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34
korth@t-online.de

Literatur

Bickerman, E,.1980: Chronology of the ancient world, London

Frank, W., 2005: 21. März - Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in: ZS 17 (1) 4-14

Illig, H., 1999: Wer hat an der Uhr gedreht?; München

Newton, R.R, 1972: Medieval Chronicles and the Rotation of the Earth, Baltimore

Voigt, U., 2005: Über die christliche Jahreszählung, ZS 17/2, 420

Leserbriefe und Vermischtes

Jericho – eine Festung aus präkeramischer Zeit?

Burchard Brentjes schrieb in seinem beim Urania-Verlag der DDR 1972 in 2. Auflage erschienenen Buch *Von Schanidar bis Akkad* einen Abschnitt über die Festung von Jericho [40-57]. Dabei geht es um eine Ausgrabung Mitte des 20. Jhs. Die Festung wird in das -8. Jtsd. datiert, und die Ausgräber gingen von einer vorkeramischen Kultur aus. Darüber liegende Schichten wurden mittels C14-Methode auf -6935 datiert (neuere Datierungen konnte ich im Internet nicht finden).

Brentjes [42] teilt neben anderem Folgendes zum Befund mit: „Die Staudämme und Häuser im Inneren der Festung waren aus Ziegeln errichtet, die an der Unterseite glatt und an der Oberseite gewölbt sind."

Nun hat Werner Benecken [2/2005, 287-306] einen sehr interessanten Artikel mit dem Titel *Die plankonvexen Ziegel Mesopotamiens* geschrieben. Gegenstand dieses Artikels ist die Annahme, dass plankonvexe Ziegel mechanisch mittels einer semikontinuierlich arbeitenden Ziegelform-Maschine hergestellt wurden und die einseitig konvexe Form zwingend aus dieser Technologie hervorgebracht wird. Die damit einher gehende Produktivitätssteigerung war so wichtig, dass der offensichtliche Verlegenachteil aufgrund der Form dieser Ziegel zu einem neuen Verlegemuster – dem Fischgrätmuster – führte. Es ist anzunehmen, dass plankonvexe Ziegel am Ende eines technologischen Entwicklungsprozesses standen, der deutlich nach dem -8. Jtsd. liegt. Die Erfindung des Rades muss erfolgt sein, wenn der Konstruktionsvorschlag der Ziegelform-Maschine von Benecken als realistisch beurteilt wird. Außerdem ist von einer vernünftigen Lagerung der Achsen zur Kraftaufnahme mittels Bronze auszugehen.

Bleibt die Frage, in welches Jahrhundert die Festung von Jericho zu datieren ist, wenn dort plankonvexe Ziegel verbaut wurden?

Volker Heinitz, 07554 Brahmenau, Am Zuckerberg 31

Antwort auf Volker Heinitz:

Hinsichtlich der Erfindung des Rades, wie ich am Anfang meines Beitrages schrieb, und der Verwendung von Metall bin ich der gleichen Meinung wie Volker Heinitz.

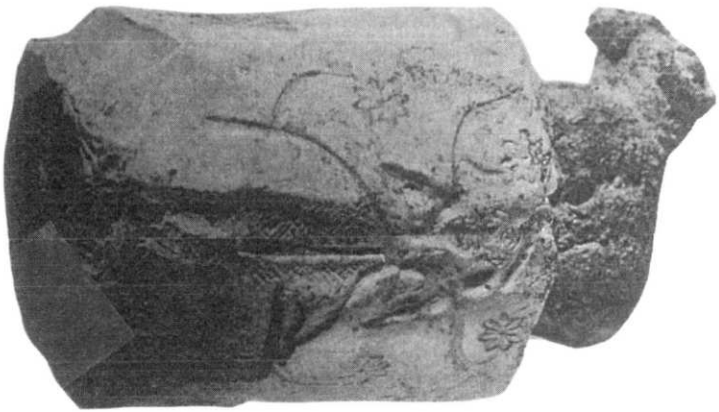
Dass auch in Jericho plankonvexe Ziegel gefunden wurden, war mir bisher nicht bekannt. Wir dürfen aber davon ausgehen, dass es sich nicht um eine eigenständige Entwicklung handelt, denn

„Am Ende des vierten und am Beginn des dritten Jahrtausends greift auch

das Zweistromland über seinen engen Lebensbereich nach Palästina und nach Ägypten aus und stellt so Beziehungen zwischen Gebieten her, die bis dahin ihren eigenen Weg gegangen sind. Auch in Palästina (im Sinne des uns geläufigen geographischen Begriffes) beginnt die bäuerliche Kultur mit einem präkeramischen Neolithikum. Jericho A und Jericho B sowie Aïn Mallaha und Abu Gosch beweisen dies" [Richard Pittioni (1961): Der urgeschichtliche Horizont der historischen Zeit. Propyläen Weltgeschichte, Bd. 1; Berlin, S. 238].

Der Autor erwähnt dann im Folgenden zwar keine plankonvexen Ziegel, nennt aber Parallelen in Architektur, Technik, Tierzucht und Fruchtbarkeitsideologie. Da wäre es verwunderlich, wenn die Produktivitätssteigerung bei der Ziegelherstellung nicht den Weg nach Jericho gefunden hätte.

Somit wären die „Staudämme und Häuser" in die Jahrhunderte der frühdynastischen Epoche Mesopotamiens zu datieren. Eine Differenzierung innerhalb dieser Zeitspanne wäre noch nach der Ziegelform möglich, weil mit fortschreitender Beherrschung der Technik die Maschinen größer wurden, was zu einer etwas flacheren Wölbung und größeren Länge der Steine (über 25 cm) führte. Diese Einordnung über die genannten Gebäude hinaus auf andere Teile der Festung auszudehnen ist natürlich nur möglich, wenn eine stratigraphische Verklammerung nachzuweisen wäre. Dann ergäbe sich eine dramatische Verjüngung der Anlage.



Abschließend will ich die Gelegenheit noch zu einer anderen Nachricht nutzen. Neben der Kunde von der nachgewiesenen Existenz plankonvexer Ziegel in Jericho hat mich noch eine weitere Information erst nach Abfassung meines Artikels erreicht. Um die Meinungen von Schramm und Lloyd zu

widerlegen und zu zeigen, dass das Rollsiegel der gedankliche Vorläufer der Ziegelformmaschine war, hatte ich die Leserschaft gebeten, Experimente mit dem Nudelholz vorzunehmen. Dies wäre nicht notwendig gewesen, wenn mir das in der Abbildung gezeigte Rollsiegel mit fest montierter metallener Drehachse schon vorher bekannt gewesen wäre. Als Trost bleibt nur, dass die Veröffentlichung von 1933 [Wolfgang Andrae: Die ionische Säule, Bauform oder Symbol; Berlin] auch Schramm [1978] und Lloyd [1981] verborgen geblieben zu sein scheint.

Dipl.-Ing. Werner Benecken, 38302 Wolfenbüttel, Behringstr. 46 B

Leichtfertig, wie die Redaktion manchmal ist, hat sie im letzten Heft [2/05, 498] den scheinbar kürzesten Schüttelreim abgedruckt:

Du bist Buddhist.

Die Reaktion war kurz und knapp. Klemens Polatschek präsentierte den Lockruf eines Pilzesammlers in Gestalt von Erich Landgrebe, der nicht 14, sondern nur noch 12 Buchstaben umfasst:

Wo bist, Bovist?

Die 10-letter-Lösung kann leider nur regionale Gültigkeit beanspruchen:

Ik war Vikar

Geht es noch kürzer?

Zu Büchern von *Zeitensprünge*-Autoren:

Johanna ***Felmayer*** (2005): *Hubert Gerhard in Innsbruck und das Grabmal Maximilians des Deutschmeisters.* Herausgegeben von Gabriele Werner-Felmayer, Stefanie Holzer und Walter Klier; Innsbruck, 153 Seiten, 78 Abb.
Mit Hilfe von Walter Klier und seiner Lebensgefährtin wurde nun dieses nachgelassene Werk herausgegeben. Felmayer (1927–2000) schrieb 1996 für die *Zeitensprünge* [4/96, 478-498] mit „Gab es einen arianischen St. Georgsorden?" einen 'assoziierenden' Artikel.

Gunnar ***Heinsohn*** kam mit *Söhne und Weltmacht* sowie *Eigentum, Zins und Geld* zur Ehre des Philosophischen Quartetts. Beteiligt waren im ZDF am 13. 11. Hans D. Barbier, Rüdiger Safranski und Peter Sloterdijk.

Gunnar ***Heinsohns*** Nachdruck von *Die Sumerer gab es nicht* wird noch dauern, weil die Arbeit am Text jetzt erst weitergeführt werden kann.

Die veraltete Vorzeit von Heribert ***Illig*** liegt seit Mitte Oktober wieder vor.

Walter ***Klier*** arbeitet nicht nur an Shakespeare, sondern auch an seiner Jugend: *Meine konspirative Kindheit und andere wahre Geschichten;* Innsbruck, 191 S.

Register für den 17. Jahrgang, 2005

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. **258**, Heft 2 bis S. **498**. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Home-page, s. Impressum

Amann, Peter: Funktionieren Vulkanketten wie Lunten? 235-248

Anwander, Gerhard: „Das hat kein Niveau!" Anmerkungen zu zwei Rezensionen über Faußner und 'seinen' Wibald von Stablo 701-709

- : Müller, Napoleon und der Beginn der deutschen Art, Geschichte zu schreiben 710-731

Benecken, Werner: Die plankonvexen Ziegel Mesopotamiens 287-306

- : Antwort auf Volker Heinitz (Leserbrief) 741 ff.

Birken, Andreas: Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung 98-110

- : Das porphyrne Fundament der Mittelalterthese 465-471

- : Widerworte gegen die Phantome in der Realzeit 661-670

Diebitz, Stefan: Darwinismus als Ideologie 249-256

Ernst, Otto: Das Moses-Rätsel. Ein Ägyptologe reißt die Bibel auf 307-318

- : Zur Mittelalter-Phantomzeit-Diskussion [Leserbrief] 495 f.

- : Zu Klaus Weissgerbers Artikel Hellenica II [Leserbrief] 496

- : Echnaton - gar kein Monotheist. Eine neue Deutung der Religions-Politik Echnatons 511-528

Frank, Werner: 21. März - Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582 4-14

Franz, Ulrich: Allianoi – erst kurz vor seiner Überflutung wurde der antike Kurort gerettet 596-600

Glahn, Alexander: Die Slawen besiedelten Ende des 4. Jahrhunderts Norddeutschland 46-75

Görlitz, Dominique: Neues aus der paläolithischen Seefahrt. Hochseereisen durch Homo erectus 221-231

Heinitz, Volker: Jericho – eine Festung aus präkeramischer Zeit? (Leserbrief) 741

Heinsohn, Gunnar: Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens. Die überzähligen Winths, Alfonsos und Abd-er-Rahmans bei Westgoten, Asturiern und Muslimen 76-97

- : Begegnung in der Feengrotte von Châtelperron. Zur Gleichzeitigkeit von Neandertaler - Cromagnon 500-506
Helbig, Dieter: Römer in Hedemünden 496 ff.
Hoffmann, Meinhard: Erwiderung auf Dr. Armin Wirsching 208-210
Illig, Heribert: Die Christianisierung über den Limes. Reihengräber, irische Mission, Bistümer 15-35
- : Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte 111-124
- : Saurier-Impakt in Turbulenzen 232-234
- : Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen 2005 am 6./7. Mai in Zürich, 260-269
- : Göbekli Tepe - die Altsteinzeit war vorgestern 275-286
- : Antwort auf Ulrich Voigt 472-481
- : Bernstorf: ‚Bayrisch-Mykene' 507-510
- : Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien 635-660
- : Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karls-Verwerfungen und -Debatten 681-700
Korth, Hans-E.: Europa-Geraden I. Auf den Spuren der Sonnwendlinien des Montblanc 172-202
- : Europa-Geraden II. Vom Ortasee zu Ambrosius und zu Friedich II. 606-634
- : Komputistik und Phantomzeitthese 737-740
Lewin, Karl-Heinz: Komputistik contra Phantomzeitthese. Führt der Computus Paschalis die Phantomzeitthese ad absurdum? 455-464
- : Dom und Liebfrauen zu Trier. 1.690 Jahre Architekturgeschichte ? (Trier I) 670-680
Liesching, Birgit: „Anomalous Eras - Best Evidence: Best Theory." Konferenz im Gladstone Hotel in Toronto vom 28. - 30. Juni 2005 270-274
Müller, Zainab Angelika: Islamisch-christlicher Dialog angesichts des sog. *Barnabas-Evangeliums* 601-605
Thiel, Werner: Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden des Münsteraner Bistumsgründers 36-45
- : Schliemanns Fluch II oder Münsters Fundament aus Wunsch und Hoffnung 405-419
Voigt, Ulrich: Über die christliche Jahreszählung 420-454
- : Über die christliche Jahreszählung. Anmerkungen und Ergänzungen 732-736
Weissgerber, Klaus: Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland I. Bemerkungen und Fragen (Hellenica II) 142-171
- : Widukind von Corvey und Wibald von Stablo [Leserbrief] 257
- : Bemerkungen und Fragen zu Troia (IIa). Die „Hethiter" und Troia I (Asia-

tica IV/2a = Hellenica IIIa) 319-347
- : Die Vorsargoniden II (Asiatica III/2) 348-377
- : Antwort auf Otto Ernst [Leserbrief] 496
- : Die „Hethiter" (Asiatica IV/2b) 558-586
- : Klaus Weissgerber: Zu den Herrschergräbern und Bauwerken von Persepolis und Pasargadai (Asiatica V) 587-595
Welcker, Roland: Der tote Bonifaz reist nach Fulda 395-404
Winzeler, Peter: Wo das Geld die Zeit regiert. Das lukanische Doppelwerk und Rom. (Abschluss der Redatierungen V) 125-141
- : Zwinglis Beitrag für eine anamnetische Chronologierevision 482-493
- : Korrektur zum Artikel 1/2005, S. 125; 494
Wirsching, Armin: Nofretete - falsifiziert und identifiziert? Meinhard Hoffmanns Überblendungen von Mumien 203-207
- : Fertigungstoleranz und Fertigungsspuren. Indizien für die Deutung der Himmelsscheibe von Nebra 211-220
- : Stürmten die Wikinger 400 Jahre zu spät in die Normandie ? 378-394
- : Zu Meinhard Hoffmanns Replik [Leserbrief] 495
Zeller, Manfred: Alles immer jünger? (Nachtrag zu Teil 2) 529-533
- : Alles immer jünger? (Teil 3) 534-557

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe oben unter „1. Aufsätze".

Die Stichwortverzeichnisse für das *GRMNG-Bulletins* (ab 1984), für *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* (ab 1989) und *Zeitensprünge* (ab 1995) finden sich genauso wie die Stichwortverzeichnisse aller Mantis Bücher zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

Aa 37, 405, 690
Aachen 495, 685
  Thron 120
Abassiden 101
Abd er-Rahman I., II., III. 88
Achämeniden 142, 496, 587
Adad-narari 359
Adelheid, Kaiserin 636
Ägypten 136, 508, 511, 534
  18. Dyn. 324, 510, 514
  22. Dyn. 551
  Dritte Zwischenzeit 543
Äquinoktien 4, 426, 476
Ära 469
Agilulf 635
Aktualismus 232
Alaça Höyük 573
Alemannen 129
Alexander d. Gr. 169, 556
Alfonso I., II., III. v. Asturien 83

Alischar 573
Allensbach 686
Allianoi 596
Alphonsinische Tafeln 4
Altakkader 567
Altötting 687
Alvarez, Luis u. Walter 232
Amarna 324, 510, 514
Ambrosius 622
Amenophis III. 512
Amenophis IV. s. Echnaton
Amerika, Entdeckung 229
Amery, Carl 498
Amun 513
Anabasis 162
Anatolius v. Laudicea 444, 475, 734
Andalusien 92
Andrä, Walter 363
Anitta von Nescha 575
Anthropologie 122
Anwander, Gerhard 257
Apis-Stiere 547
Apollo 631
Apostelgeschichte 125, 494
Archäoastronomie 4, 210
Archont 165
Arianismus 23, 79, 108, 622, 661
Aristoteles 168
Armory, Patrick 79
Artaxerxes I. 145, 496
Artaxerxes II. 149, 594
Artaxerxes III. 587
Arzawa 327
Asarhaddon 349
Asklepion 597
Assing, Helmut 682
Assur 362
Asturien 82
Atlantis 616
Aton 511
at-Tabarîs 102
Attila 67
Augustus 134
Aureus 136
Aurignacien 502
Ausstellungen:
  Byzanz 118
  Mainz 692
  Mannheim (Bösfeld) 687
  Münster 692

Bachmaier, Traudl 507
Bagoas, Feldherr 156
Barnabas-Evangelium 601
Baiern 22, 415, 667
Becker, Ulrich 144
Beda Venerabilis 421, 473
Bednarik, Robert 227
Beer, Manuela 689
Benecken, Werner 741
Benedikt V. 690
Berengar II. 636
Bernhard v. Clairvaux 261
Bernstorf 507
Beth Schean 125
Bibel-Chronologie 309
Bösfeld (Mannheim) 687
Bogazköy 325
Bologna 623
Bonifaz, Hl. 395
Borgolte, Michael 683, 708
Borst, Arno 124, 475, 732
Braun, Günther 697
Britannien 385
Bronzezeit 507, 537, 561
Brunner, Karl 117, 682
Buruschchanda 572
Byblos 551
Byzanz 118, 716

Caesar, Gaius Iulius 4, 126, 484, 612, 722

Caracalla 134
Carolus, Johann 259
Castel del Monte 628
Castel Fiorentino 630
Celtis, Konrad 724
Châtelperron, Grotte v. 500
Châtelperronien 505
Chalkolithikum 561
Chattuscha 322, 571
Cheopspyramide 266
Chicxulub-Krater 232
Childe, Gordon 559
Chlodwig 385, 415
Chlothar I. 415
Chlothar II. 383, 417, 662
Christianisierung 15, 412, 484
Chronologie 420, 732, 737
Clavius, Christophorus 9
Cluny 638
Columban d. J. 15
Computus ecclesiasticus 5
Córdoba 90
Cornelius, Friedrich 573
Cromagnon 500
Crutzenkirche 396
C14-Datierungen 111, 120, 285, 502, 559, 689

Dänenreich 52
Damasus I. 624
Dareios I. 145, 496, 587
Dareios II. 146, 496, 587
Darwinismus 249
David 531, 539, 567
Delekeischer Krieg 159
Delphi 630
Dendro-Daten 688
Deutschland 15, 72, 719
Didrik-Sage 46
Diepolder, Gertrud 498
Dijon, St-Bénigne 639
Dinon 152
Diodor 151
Diözesan-Ordnung 18
Diogenes Laertios 163
Dionysius Exiguus 5, 421, 455, 466, 475
Dodson, Aidan 547
Dollosches Gesetz 252
Donat, Peter 60
Donner, Fred McGraw 100
Dopsch, Heinz 117, 682
Drachme 136

Ebla 566
Echnaton 203, 510, 511
Einhard 694
Eisenzeit 529, 534, 561
Eiszeitentstehung 271
Ekron 529
Elderly Lady 205
Emmeram, Hl. 687
Enghausener Kreuz 111, 689
Eponyme 165
Erftstadt-Niederberg 688
Ernst, Otto 496, 556, 587
Ess, Josef van 106
Essener 125
Etrusker 652
Eudoxos 11
Eusebius v. Cäsarea 148, 551, 732
Evangelien 125, 601, 643
Evolution 249, 257
Externsteine 688

Fälschungen 701, 722
Faußner, Hans Constantin 701
Fécamp 638
Felmayer, Johanna 743
Fillitz, Hermann 682
Finkelstein, Israel 535
Fischgrätmuster, steinernes 303

Flagge, Ingeborg 682
Flechtwerk 261, 642
Fletcher, Joann 203, 208
Flodoard v. Reims 382
Fößel, Amalie 684
Frank, Werner 264, 474
Franken 382, 415, 662
Franz I. v. Frankreich 723
Fried, Johannes 681
Friedberg (Schw.) 26
Friedell, Egon 482
Friedrich II. 628
Friesen 384
Friesland 31
Frischmuth, Barbara 124
Frühlingsäquinoktium 5
Fruttuaria 638
Fuhrmann, Horst 116
Fulda 395

Gallien 383
Gamkrelidse, Tamas 332
Gath 531
Geary, Patrick 717
Gebirgsbildung 271
Gehlen, Arnold 251
Geld, Geschichte 127
Ger (Gerade) 182, 607
Germanen 15, 46, 129, 611, 716
Germanicus 133
Gero-Kreuz 111
Giese, Berthold 697
Ginenthal, Charles 270
Godschalk, Hugo 697
Göbekli Tepe 275
Golasecca 617
Goten 79, 138
Gould, Stephen J. 251
Grabbeigaben, Dauer der 29, 688
Gravina, Brad 500
Gravitation 272
Greenblatt, Stephen J. 682
Gregor IX. 628
Gregorianische Kalenderreform 6, 116, 423, 737
Griechenland 157, 543
  Magistralen 194
Grote, Klaus 496

Hadîth-Wissenschaft 107
Halpern, Baruch 537
Hammaburg (Hamburg) 690
Harck, Ole 691
Hardouin, Jean 710
Hartmann, Martina 704
Hartmann, Nicolai 251
Hattuscha 322, 571
Hazor 540
Hedemünden 496
Heidentum im Christentum 641
Heinsohn, Gunnar 143, 264, 339, 353, 411, 558, 682, 743
Helbig, Dieter 697
Hellenika 162
Hellenismus 169
Hermann d. Lahme 473
Herodes 126
Herrmann, Joachim 54
Hethiter 320, 558
Hidschra(-Datierung) 98
Himmelsträger 647
Hippolyt, Ostertafel d. 443, 733
Hochseeschifffahrt 221
Hoffmann, Meinhard 203, 268, 495
Hoffmann, Volker 495
Holden, Ted 272
Homo erectus 221
  florensis 224
Hornung, Erik 514
Horus 514
Hrotsvith v. Gandersheim 724
Hrozný, Bedřich 327

Humpert, Klaus 114
Hyperboreer 630

Ibi-Sin 581
Illig, Heribert 8, 48, 98, 129, 143, 209, 271, 337, 421, 455, 465, 558, 679, 703, 710, 732, 737, 743
Indiktion 437, 469, 477
Indoeuropäisch 330, 578, 718
Indonesien 222, 238
Isenberg, Gabriele 36
Isidor v. Sevilla 78
Islam, Ausbreitung 82, 98, 466, 601
Israel 529, 534
Italien, Magistralen 190
Iustinus 154
Iwanow, Wjatschelslaw 332

Jahresbeginn 469
James, Peter 312, 546
James, Susan E. 203
Jarnut, Jörg 682
Jericho 741
Jerusalem (Tempel) 118, 125, 542
Jesus 602
Johannes v. Fécamp 642
Jones, William 330
Josephus, Flavius 131, 143
Judentum, span. 92
Jüdischer Krieg 131
Julianischer Kalender 421, 472, 735
Julius, Hl. 624, 635

Kalenderrechnung 4, 117, 264, 420, 455, 465, 472, 482, 732, 737
Kalenderstein s. Ravenna
Kallippos 428
Kambyses 145
Kammeier, Wilhelm 710
Kanisch 579
Kappadokien 569
Karl d. Gr. 16, 121, 411, 468, 664, 676, 686, 711,
Karl III. Simplex 383, 662
Karnak 524, 534
Katastrophismus 232, 726
Kentaur 643
Kentum-Sprachen 568
Kerner, Martin 211
Kerner, Max 682
Kirchenrecht 486
Kitchen, Kenneth A. 543
Klabes, Heribert 497
Kleinhelfendorf 687
Klier, Walter 743
Kobischtschanow, Juri 559
Kollinearität 608
Konrad I. 169, 689
Konstantin I. d. Gr. 639
Konstantin VII. 98, 465, 664
Konstanz, Bistum 20
Koran 98
Korth, Hans-E. 266, 635
Krauss, Rolf 307, 515
Krefeld 691
-Gellep, Gräberfeld 25
Kruzifixe 111
Ktesias 150
Kuh-i Rahmut 592
Kupfersteinzeit 561
Kurden 578
Kuschschara 577
Kyros d. Gr. 145, 587
Grab d. 588

Landes, Richard 274
Landsberger, Benno 579
Landshut 114, 691
Landvermesser 606, 647
Lange, Kathrin 696
Langobarden 616, 658
Laudage, Johannes 682

León 82
Lewin, Karl-Heinz 455, 479
Ley-Lines s. Magistralen
Linear-B-Schrift 510
Liudger 36, 405
Löhner, Franz 209
Lohrmann, Dietrich 686
Lombardei 606
Lüling, Günter 98
Lukas, Evangelist 125, 494
Lutizen 48

Maeir, Aren M. 531
Märtyrer 624
Magistralen 172, 606
Magistri comacini 638
Magness, Jodi 545
Mailand 622
Makkabäer 132
Manetho 148
Marianus 17
Marmor Parium 167
Marx, Karl 559
Maultasch, Margarete 728
Mayr, Ernst 252
Mazar, Amihai 535
McLeod, Norman 233
Mecklenburg 48
Megalithikum 275
Megiddo 537
Mellars, Paul 500
Menschwerdung 500
Meshed 590
Mesopotamien 287
Metonscher Zyklus 5
Michael, Hl. 182, 616
Mikolasch, Peter 611
Millennium 638
Mission, angelsächsische 15
  irische 15
Mitanni 568
Mitchell, Steve 273, 700
Mittelmeer 236
Mondsprung 424, 474
- wendlinien 178
- zyklen 437, 473, 732, 737
Monotheismus 511
Montblanc 180, 629
Monumenta Germaniae Historica 718
Moosauer, Manfred 507
Moscufo, Kanzel v. 655
Moser, Peter 687
Moses 307
Müller, Peter Franz Joseph 710
Müller, Zainab-Angelika 268
Münster 36, 405
Muhammad 98, 511, 602
Mykene 508

Nale Tashi I, II 230
Naqsh-i Rustam 591
Naramsin 569
Nationalismus 720
Nationalsozialismus 249, 713
Naturalwirtschaft 130
Navigation, terrestrische 175, 606
Neandertaler 500
Nebra-Himmelsscheibe 210
Neolithikum 275
Nescha 576
Neschili 578
Nicäa, Konzil v. 4, 465, 477, 661
Niederhöfer, Kai 694
Niemitz, Hans-Ulrich 697
Nimrud 370
Ninive 567
Ninos 570
Noelle(-Neumann), Elisabeth 686
Nofretete 203, 208
Normandie 378
Normannen 379

Null 467, 478
Numismatik 109, 125
Nydam-Schiff 387

Obeliskentransport 209, 495
Obodriten 50
Özgüç, Tahsin 558
Olagüe, Ignacio 90
Olympiaden 166
Omri, Haus 127, 494, 539
Orta, Lago d' 606, 635
  Kanzel auf San Giulio 642
Ortsnamenforschung 608
Osorkon I. 553
Ostergrenzen 5
  -rechnung 4, 420, 455, 465
Otto I. 74, 616, 636, 690
Otto III. 74, 723
Out-of-Africa-These 226
Oxyrhynchia Hellenica 161

Pääbö, Svante 228
Pantheon 453, 639
Pasargadai 587
Paulus 125, 494
Pazifik 237
Pelayo v. Asturien 80
Peloponnesischer Krieg 159
Persepolis 588
Perser 142
  -kriege 158
Pfister, Christoph 128, 613
Phantomzeit:
  frühantik 339, 510, 543
  hochantik 159, 273
  mittelalterlich 4, 15, 36, 46, 76, 98, 111, 270, 378, 395, 405, 420, 455, 465, 472, 661, 670, 681, 701, 732, 737
Philipp II. v. Makedonien 160
Philister 539
Phokas 639
Phrygien 584
Physiologus 642
Pije 552
Platon 168
Plejaden 210
Plutarch 154
Polatschek, Klemens 743
Pompeius Trogus 153
Prelog, Jan 82
Prinz, Friedrich 682
Protsch v. Zieten, Reiner 122, 689
Ptolemäus Euergetes 135
Pylos 510
Pyramide 266, 652

Qumran 125

Radke, Ralf 145
Ramses II. 314, 546
Ramses III. 314, 537
Ravenna, Kalenderstein 442, 456, 468, 475, 733
Re 513
Regensburg, St. Jakob 17
Reichenau 693
Reidinger, Erwin 118
Reihengräberfelder 24
Reinhardt, Volker 682
Rekkared I. 79
Rekkeswinth 79
Renfrew, Colin 337
Revolution, agrarische 560
  neolithische 559
Riccioli, Giovanni 10
Riedl, Oskar 209, 495
Ritter-Schaumburg, Heinz 46
Römer, Jürgen 701
Rohl, David 311, 543
Rohr, Christian 115
Rose, Lynn 270

Sachsen 30, 73, 383, 415, 667
Saint-Clair-Sur-Epte, Vertrag v. 378
Salmaneser 349
Salomo 539
Samaria 542
Sanherib 349
Santorin 236
Sargon (II.) 354, 531, 565
Sargoniden-Irrtum 567
Saros-Periode 268
Sassaniden 591
Satem-Sprachen 569
Saurierversteinerung 234
Sawicki, Diethard 710
Sayce, Archibald Henry 78
Schafskirche 398
Schaftlacher Kreuz 111
Schamschi-Adad I. 571
Scharrukên 565
Schattenhusen 693
Scheschonk 310, 534
Schieder-Schwalenberg 693
Schieffer, Rudolf 115, 682, 705
Schirrmacher, Christine 601
Schischack 310, 551
Schismata 140
Schliemann, Heinrich 44, 414, 544
Schlosser, Wolfhard 211
Schmoeckel, Reinhard 46
Schriftentwicklung 279
Schütte, Sven 120
Schüttelreim 498, 743
Schwarcz, Andreas 117
Schweiz (Linien) 184
Seligenstadt 694
Serapeum 546
Sforza 622, 658
Siepe, Franz 689
Silo de Carlomagno 693
Silvester II. 636
Simplon-Pass 626
Sisebut, König 78
Skythen 138
Slawen 46
Soest 66
Sokrates 168
Solstitien 4
Sonnenbahn 177
Sonnwendlinien 172, 612
Sothis-Periode 271
Spanien 76
Sparta 160
Spillmann, John 264
Stadtgründungen 114
Stein, Heinrich Freiherr vom 715
Steinrücken, Burkard 211
Sternberger, Dolf 257
Strauwitz, Dieter v. 121
Strauwitz, Jürgen v. 144
Strobel, August 732
Stumpe Kirche 400
Stuttgart 174
Sulzbach, Burgkapelle 119
Svava 46

Tacitus 484
Taustab 650
Teje 208
Tel Beth Shean 535
Teleologie 252
Tel Jezreel 541
Tell es-Safi 531
Tell Miqne 529
Theoderich d. Gr. 15, 129, 724
Theodosius II. 622
Theophanes 107, 465
Theopomp 159
Thera 236
Thermolumineszenzdaten 688
Thidrekssaga 46
Thiel, Werner 661, 692
Thüringer 59

Thukydides 150
Thutmoses III. 314, 512
Thutmoses IV. 512
Tiglatpileser 349, 534
Toledo 81
Trier, Baugeschichte 670
Trinkaus, Erik 502
Troia 168, 266, 319
Tunca, Önan 292
Tuschratta 568

Udenheimer Kreuz 111
Uexküll, Jakob v. 498
Umaiyaden (span.) 90, 101
Unteralting 695
Untersberg 695
Urartu 373
Urvolk 713
Ussishkin, David 537

Velikovsky, Immanuel 129, 311, 339, 544, 510, 568, 710
VH-Hauptschichten 564
Vinci, Felice 264, 510
Völker, Thomas 143
Völkerwanderungen 46, 383
Vogtherr, Thomas 682, 732
Voigt, Ulrich 264, 455, 465, 472
Vorgeschichte 176
Vorkeramik 278
Vorsargoniden 348
Vulkanismus 235

Wagner, Richard 683
Waldbaum, Jane C. 545
Wallace, Frank 271
Wallace-Linie 223
Wamser, Ludwig 120
Weber, Erik 688
Weber, Max 130
Weinreinheit 121
Weissgerber, Klaus 107, 496, 556
Westgoten 76
  Kirchenbauten 80
Whelton, Clark 274
Wibald v. Stablo 257, 701
Widukind v. Corvey 257
Wieland der Schmied 51
Wiesehöfer, Josef 594
Wikinger 378
Wilhelm v. Volpiano 616, 635
Wilkinen-Sage 62
Wilzen 54
Winckler, Hugo 325
Winzeler, Peter 268, 354
Wirsching, Armin 29, 208, 266, 661
Wißna-Sage 64
Wittenberg-Linie 183
Woolley, Leonard 296

Xenophon 150
Xerxes I. 145, 496, 587

Yadin, Yigael 537
Yaraş, Ahmet 596
Yortanlı-Staudamm 598

Zeitrechnung:
  Archonten 165
  Eponyme 165
  Olympiaden 166
Zeller, Manfred 143, 341, 350, 562
Zendan 589
Ziegelherstellung 287, 741
Zuberbühler, Robert 692
Zürich 260, 482
Zwingli, Huldrych 128, 261, 482
Zysman, Milton 271

Mantis Verlag (Abonnentenpreise ***inklusive*** deutschem Porto)

Heribert Illig ([2]2005): Die veraltete Vorzeit
240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für ZS-Abonnenten (= f. Abo.) 15,- €

Werner Thiel (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Specht K. Heidrich (2004): Mykenische Geschichten. *Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand;* 416 S., 24,50 €, 21,50 €, f. Abo. 21,50 €

Volker Friedrich (2004): Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451. Ca. 75 S., Brosch., 7,50 €, f. Abo. 7,- €

Andreas Birken (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, f. Abo. 17,50 €

Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte
Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken
325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, f. Abo. 17,50 €

Heribert Illig · Franz Löhner ([6]2003): Der Bau der Cheopspyramide
270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig ([5]2003): Wann lebten die Pharaonen?
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, f. Abo. 24,- €

Gunnar Heinsohn ([4]2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, f. Abo. 12,- €

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes
Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, f. Abo. 13,- €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit
Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, f. Abo. 25,- €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung
240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, f. Abo. 15,- €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, f. Abo. 18,- €

Gunnar Heinsohn ([3]1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn ([2]1997): Wer herrschte im Industal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, f. Abo. 10,- €

Heribert Illig ([3]1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters', f. Abo. 5,- €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 11,- €

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 17, Heft 3, Dezember 2005

500 Gunnar Heinsohn: Begegnung in der Feengrotte von Châtelperron
507 Heribert Illig: Bernstorf: ‚Bayrisch-Mykene'
511 Otto Ernst: Echnaton - gar kein Monotheist
529 Manfred Zeller: Alles immer jünger? (Nachtrag zu T. 2)
534 Manfred Zeller: Alles immer jünger? (Teil 3)
558 Klaus Weissgerber: Die „Hethiter" (Asiatica IV/2b)
587 Klaus Weissgerber: Zu den Herrschergräbern und Bauwerken von Persepolis und Pasargadai
596 Ulrich Franz: Allianoi – erst kurz vor seiner Überflutung wurde der antike Kurort gerettet
601 Zainab Angelika Müller: Islamisch-christlicher Dialog angesichts des sog. *Barnabas-Evangeliums*
606 Hans-E. Korth: Europa-Geraden II. Vom Ortasee zu Ambrosius und zu Friedrich II.
635 Heribert Illig: Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien
661 Andreas Birken: Widerworte gegen die Phantome in der Realzeit
670 Karl-Heinz Lewin: Dom und Liebfrauen zu Trier. 1.690 Jahre Architekturgeschichte ? (Trier I)
681 H. Illig: Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten
701 Gerhard Anwander: „Das hat kein Niveau!" Anmerkungen zu zwei Rezensionen über Faußner
710 Gerhard Anwander: Müller, Napoleon und der Beginn der deutschen Art, Geschichte zu schreiben
732 Ulrich Voigt: Über die christliche Jahreszählung
737 Hans-E. Korth: Komputistik und Phantomzeitthese

499 Editorial
699 Fortsetzung der Mittelalter-Debatte
741 Leserbriefe und Vermischtes
744 Register

ISSN 0947-7233